

### III. Heroisierungspraxis: Heldenkonstruktion und -verehrung in der Kreis-Biographik

Die folgenden Analysen exemplarischer Biographien sollen verdeutlichen, inwiefern das in den theoretischen Texten entworfene Heldenmodell auf konkrete historische Personen übertragen wurde. Die biographischen Schriften stehen zwar in der Nachfolge der skizzierten Heroismustheorien, sie gehen aber zugleich über sie hinaus: Weil sie in Variationen einzelne historische Persönlichkeiten neu deuten und zu Helden konstruieren, lassen sich die ‚Gestalt‘-Biographien als praktische Weiterführung des theoretischen Heldenkonzepts bezeichnen. Wenngleich die Monographien – wie zu zeigen sein wird – in ihrer ‚Heroisierungspraxis‘ viele Gemeinsamkeiten aufweisen, suchen die Autoren jeweils unterschiedliche Zugänge zu ihrem Stoff und variieren die Gattung.

Die chronologisch angeordneten Analysen erfolgen jeweils in einem Dreischritt: Zunächst wird anhand von Korrespondenzen, Notizen und Erinnerungsschriften die Genese und der Entstehungskontext der jeweiligen Monographie vorgestellt. Nach einem Überblick über aktuelle Forschungsperspektiven werden die biographischen Vergleichstexte präsentiert. Im zweiten Teil stehen Struktur und programmatische Ausrichtung der Bände im Vordergrund. Hinzugezogen werden essayistische Schriften und Notizen, die weitere Auskünfte über die inhaltlichen und methodischen Ansätze des jeweiligen Autors geben. Auch Titelblätter, Inhaltsverzeichnisse und Einleitungen werden in die Analyse einbezogen. Der dritte Teil stellt ausgewählte inhaltliche Aspekte der Heroisierung vor: etwa die Darstellung wichtiger Lebensphasen, die personalfigurative Charakterisierung einer Figur oder ihr Verhältnis zu anderen heroischen Figuren. Analysiert werden außerdem die intertextuellen und interpersonellen Bezüge zu George und seinem Kreis.<sup>1</sup>

#### 1. Der Held als modellhafte „Gesamtgestalt“ – Friedrich Gundolf: Goethe (1916)

Die im Georg Bondi Verlag in Berlin publizierte Monographie Gundolfs mit dem schlichten Titel *Goethe* erschien 1916 unter dem Signet der *Blätter für die Kunst*. Gundolfs Studie kann als Prätext der Biographik bezeichnet werden, denn er präsentierte seinen Protagonisten als eine modellhafte „Gesamtgestalt“, an deren Personalfiguration sich spätere Biographien aus dem Kreis orientierten.

---

<sup>1</sup> In den Analysekapiteln werden Zitate aus den Kreis-Monographien unter Angabe der jeweiligen Sigle und der Seitenzahl direkt im laufenden Text angegeben.



halten / Die hehre Harfe“ [V. 1f.]). Das Widmungsgedicht inszeniert Goethe – in Rückbezug auf Aristoteles’ Unterteilung des Himmels in sieben Gewölbe – zugleich als Herrscher über die Welt („mit herrschender geberde“ [V. 7], „Du Herrscher über sieben paradiesen“ [V. 13]). In der direkten Ansprache des Dichters in Form des Imperativs („O banne“ [V. 5]) artikuliert sich die Ehrfurcht eines lyrischen Kollektivs („Wir zittern“ [V. 7]). Der Schlussvers („Du hast dich gross und kreisend selbst vollendet.“ [V. 14]) deutet insofern bereits auf die Goethe-Biographie hin, als der zentrale Gedanke der Selbstvollendung sich im Bild der „Kräftekugel“ wiederfindet.<sup>7</sup> Goethe wird als Dichter und Herrscher zugleich präsentiert, dessen Verehrergemeinde die eigene Aufopferung zelebriert („Was lebt und endet das sei dir gespendet“ [V. 12]).<sup>8</sup> Neben dieser ernsthaften Huldigung würdigte Gundolf den Dichter aber auch auf ungewöhnliche lyrische Weise: Seine humorvolle *Deutsche Literärsgeschicht* in Versen (1921) widmete Goethe das mit Abstand längste Gedicht in jambischen Vierhebern und Paarreim und hob ihn durch die Platzierung in der Mitte des Bandes als Solitär der deutschen Literaturgeschichte („Das klarste Licht vom höchsten Stern“) hervor.<sup>9</sup>

Neben der wissenschaftlichen und literarischen Auseinandersetzung mit Goethe sind auch Gesprächsäußerungen Gundolfs bezeugt, denen zufolge der Dichter in der Reihe der Heldenfiguren des Kreises eine Sonderrolle einnahm. Gundolf habe betont, dass „das Volk seine Helden stets nur in einer bestimmten Altersstufe bildlich erinnert, – Alexander als Jüngling, Caesar als Mann, Hölderlin als Jüngling“. Allein Goethe erscheine „in der doppelten Form des titanischen Jünglings und des weisen Olympiers“.<sup>10</sup> Als Zwanzigjähriger zählte Gundolf den jungen Goethe zu seinen „ganz persönlichen Bekanntschaften“, den alten Goethe hingegen zu seinen „Heroen“.<sup>11</sup> Grundsätzlich sei sein Leben von Goethe „bis in den Grund bestimmt worden“.<sup>12</sup>

<sup>7</sup> Vgl. Kap. III.1.2.

<sup>8</sup> Vgl. auch die Analyse bei Redl: Dichtergermanisten der Moderne, 2016, S. 218f.

<sup>9</sup> Friedrich Gundolf: Die deutsche Literärsgeschicht. Reimweis kurz fasslich hergerichtet, hg. und mit einem Nachwort versehen v. Ernst Osterkamp, Heidelberg 2002, S. 33–35. „[E]ine Literaturgeschichte in Knittelversen, wie sie subversiver kaum einem seiner Studenten hätte gelingen können, der sich über die literaturwissenschaftlichen Heroisierungsstrategien des gefeierten Professors hätte lustig machen wollen“, so urteilt der Herausgeber Osterkamp über Gundolfs „Selbstparodie“. Vgl. Osterkamp: Nachwort, in: Gundolf: Die deutsche Literärsgeschicht, hg. v. dems., 2002, S. 87–105, hier S. 89 u. 100.

<sup>10</sup> Salin: Um Stefan George, 1954, S. 133.

<sup>11</sup> So stellt es Gundolf in einem Brief an Wolfskehl dar. Zit. n. ebd., S. 75.

<sup>12</sup> Nach dem Erscheinen seiner Goethe-Monographie schreibt Gundolf an Elisabeth Salomon: „Auf der Rückfahrt machte ich Halt in Frankfurt und besuchte, nach bald zwanzig Jahren zum erstenmal wieder Goethes Haus, mit alter Rührung und einem unbestimmten Wohlgefühl, als hab ich nun ein bessres Recht an diese Stätte als ehemals. Ich betrat das unscheinbare Zimmer von dem dieser Mensch ausging in die Welt, um sie zu verwandeln, und mein eigen Dasein, das Beste dran, ist auch hier bis in den Grund bestimmt worden [...]“. Zit. n. Brief von Gundolf an Salomon, Darmstadt, 2.10.1916, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 45f., hier S. 45.

Der Literaturwissenschaftler Gundolf wurde vielfach biographisch gewürdigt,<sup>13</sup> seine Rolle als bedeutender Wissenschaftler des frühen 20. Jahrhunderts ausgiebig reflektiert<sup>14</sup> und seine Freundschaft mit George auch über ihr Scheitern hinaus durchleuchtet.<sup>15</sup> Zu seinen Werken liegt ebenfalls eine stattliche Anzahl von Studien vor.<sup>16</sup> Sie werden heute einhellig als markante und kontroverse Stationen in der Geschichte der Germanistik betrachtet, weil sie das Fach durch eine geistesgeschichtlich-synthetisierende Literaturwissenschaft zu erneuern versuch-

- 
- <sup>13</sup> Claus Victor Bock: „Verblissendes Blendwerk“ oder „Lebendiger Geist“? Friedrich Gundolf zum 100. Geburtstag, in: Ders.: Besuch im Elfenbeinturm. Reden, Dokumente, Aufsätze, Würzburg 1990 (Poesie und Philologie, 2), S. 71–83; Alexander Riebel: Über Friedrich Gundolf, in: Neue Beiträge zur George-Forschung 19 (1993), S. 20–28; Groppe: Die Macht der Bildung, 1997, hier Kap. VII. „Der Historiker ist der Hüter der Bildung“: Friedrich Gundolf, S. 290–333; Ernst Osterkamp: Friedrich Gundolf (1880–1931), in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts, hg. v. Christoph König/Hans-Harald Müller/Werner Röcke, Berlin/New York 2000, S. 162–175; Jan Andres: Gundolf, in: Handbuch 3, S. 1404–1409.
- <sup>14</sup> Paul Böckmann: Tradition und Moderne im Widerstreit. Friedrich Gundolf und die Literaturwissenschaft, in: Die Wirkung Stefan Georges auf die Wissenschaft, hg. v. Zimmermann, 1985, S. 77–94; Kolk: Von Gundolf zu Kantorowicz, in: Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung, hg. v. Schönert, 2000, S. 195–208; Reichert: Gundolfs Geschichtsschreibung als Lebenswissenschaft, in: Geschichtsbilder im George-Kreis, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 303–315; Stephan Schlak: Der Bilderhistoriker Friedrich Gundolf, in: Castrum Peregrini 253–254 (2002), S. 40–54. Mit anderem Fokus Karin Buselmeier: Friedrich Gundolf und die „jüdische Literaturwissenschaft“, in: Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, hg. v. Norbert Giovanni/Jo-Hannes Bauer/Hans-Martin Mumm, Heidelberg 1992, S. 233–247.
- <sup>15</sup> Vgl. stellvertretend den Artikel von Andres: Gundolf, in: Handbuch 3, S. 1404–1409. Vgl. daneben Braungart: Gundolfs George, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift N.F. 43 (1993), S. 417–442; Rudolf Sühnel: Friedrich Gundolf und der George-Kreis, in: Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986. Festschrift in sechs Bänden, Bd. III: Das zwanzigste Jahrhundert 1918–1985, hg. v. Wilhelm Doerr, Berlin u.a., S. 259–284. Michael Reißmann warnt jedoch davor, die Betrachtung von Gundolfs wissenschaftlicher Arbeit zu sehr an die Frage nach dem Einfluss Stefan Georges zu knüpfen. Vgl. Reißmann: Literaturgeschichte als Kräftegeschichte, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 42, Heft 1 (1997), S. 63–105, hier S. 65.
- <sup>16</sup> Eine bibliographische Zusammenstellung der Schriften Gundolfs sowie der Forschungsliteratur zu seiner Person und seinen Werken bis 1968 verzeichnet Clemens Neutjens: Friedrich Gundolf. Ein biobibliographischer Apparat, Bonn 1969 (Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde, 20). Weiterführend ist Armand de Loecker: Friedrich Gundolf. Bibliographie 1968–1980, in: Duitse Kroniek 33 (1983), S. 30–44 sowie Sonja Schön: Beiträge zur Gundolf-Bibliographie, in: Neue Beiträge zur George-Forschung 19 (1993), S. 58f., die Zeitungsartikel zu Gundolf aus den Jahren 1950 bis 1981 zusammenträgt. Aus den 1960er Jahren gibt es eine Einführung in Gundolfs Schriften von Victor A. Schmitz, einem Schüler Gundolfs, der vorrangig den Ruf des Wissenschaftlers zu rehabilitieren versucht: Victor A. Schmitz: Gundolf. Eine Einführung in sein Werk, Düsseldorf/München 1965. Vgl. darüber hinaus zu Gundolfs Nachlass in London Philipp Redl: Archivalische Noten zu Gundolfs Briefen und Gedichten in London, in: German Life and Letters 62.2 (2012), S. 206–215.

ten.<sup>17</sup> Aber auch schon die Fachkollegen im frühen 20. Jahrhundert begriffen Gundolfs Publikationen als Wendepunkt.<sup>18</sup> Seine Sonderrolle wird meist in Bezug zu Georges Verhältnis zur Wissenschaft gesehen.<sup>19</sup> Dass er zwischen seiner Profession und den Vorlieben Georges schwankte, machen Forschungsarbeiten seit den 1980er Jahren deutlich.<sup>20</sup> Einen profunden Überblick gibt Michael Reißmann, der Gundolfs Arbeiten systematisch als literaturtheoretische Äußerungen zu „Grundproblemen des Zeitalters“ interpretiert.<sup>21</sup>

Nur vereinzelt hat sich die Forschung gezielt mit der Goethe-Biographie auseinandergesetzt. Hans-Martin Kruckis verleiht ihr das Prädikat einer „Überbiographie“, die einer prinzipiellen „Verknappung“ unterliege und ein vorläufiges Ende der Goethe-Biographik markiere: Gundolf versuche die „Göttlichkeit“ Goethes zu beschwören und damit zu den Ursprüngen der Goethe-Auslegung zurückzukehren.<sup>22</sup> Francesco Rossi, Fiorenza Ratti und Gerhard Zöfel hingegen nähern sich primär dem ‚Gestalt‘-Begriff Gundolfs an.<sup>23</sup> Ulrike Leuschner analysiert die Monographie im Hinblick auf den Einfluss Georges.<sup>24</sup> Bisher wurde kaum untersucht, welche Folgen Gundolfs neuer methodischer Zugang zum hi-

<sup>17</sup> Zur geistesgeschichtlichen Methode Gundolfs vgl. Reißmann: Literaturgeschichte als Kräftegeschichte, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 42, Heft 1 (1997), S. 63–105 sowie Reichert: Gundolfs Geschichtsschreibung als Lebenswissenschaft, in: Geschichtsbilder im George-Kreis, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 303–315.

<sup>18</sup> Darauf verweisen u.a. Osterkamp: Friedrich Gundolf (1880–1931), in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts, hg. v. König/Müller/Röcke, 2000, hier S. 166 sowie Ulrike Leuschner: Wissenschaft im Schatten des Meisters. Gundolfs Gestaltbiographie ‚Goethe‘, in: Goethe nach 1999. Positionen und Perspektiven, hg. v. Matthias Luserke, Göttingen 2001, S. 121–131, 171–174, hier S. 122f.

<sup>19</sup> Vgl. die Sammelbände Die Wirkung Stefan Georges auf die Wissenschaft, hg. v. Zimmermann, 1985, hier vor allem den Aufsatz von Böckmann: Tradition und Moderne im Widerstreit. Friedrich Gundolf und die Literaturwissenschaft, ebd., S. 77–94. Daneben Geschichtsbilder im George-Kreis, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004 sowie Wissenschaftler im George-Kreis, hg. v. Böschenstein u.a., 2005.

<sup>20</sup> Prägnant bei Osterkamp: Friedrich Gundolf zwischen Kunst und Wissenschaft, in: Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. v. König/Lämmert, 1993, S. 177–198. Jüngst bei Redl: Dichtergermanisten der Moderne, 2016.

<sup>21</sup> Reißmann: Literaturgeschichte als Kräftegeschichte, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 42, Heft 1 (1997), hier S. 65.

<sup>22</sup> Hans-Martin Kruckis: „Ein potenziertes Abbild der Menschheit“. Biographischer Diskurs und Etablierung der Neugermanistik in der Goethe-Biographik bis Gundolf, Heidelberg 1995, S. 296.

<sup>23</sup> Rossi: Gesamterkennen, 2011, bes. S. 231–234; Ratti: Der Begriff der Gestalt, in: Wege des essayistischen Schreibens, hg. v. Brambilla/Pirro, 2010, S. 245–260; Zöfel: Die Wirkung des Dichters, 1987, S. 114–179. In diesem Zusammenhang vgl. auch Jürgen Große: Phänomen-Erkenntnis. Goethisches bei Geschichtsdenkern des 19. und 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2001 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 391), S. 68–86.

<sup>24</sup> Leuschner: Wissenschaft im Schatten des Meisters, in: Goethe nach 1999, hg. v. Luserke, 2001.

storischen Stoff für den erzählerischen Stil hat. Gerade Sprache und Erzählstil erhalten in Abgrenzung zur nüchternen philologisch-quellenkritischen Arbeit besonderes Gewicht, so Oliver Ramonat.<sup>25</sup> Erstmals analysiert Anna Maria Arrighetti Gundolfs *Goethe* unter narratologischen und stilistischen Gesichtspunkten.<sup>26</sup> Zwar stehen bei ihr mehr der Wissenschaftsbegriff Gundolfs, sein Konzept des Mythos und die daraus resultierenden Folgen für die Darstellung im Vordergrund. Zugleich gelingt ihr jedoch ein fundierter Überblick über Aufbau und Struktur sowie eine erste Analyse der stilistischen Mittel. Arrighetti identifiziert eine Fülle sprachlicher Besonderheiten, die Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen inhaltlichem Konzept und sprachlicher Gestaltung liefern: Mit der Ästhetisierung des wissenschaftlichen Textes gehe eine Überhöhung des Gegenstandes einher.<sup>27</sup> Allerdings betont sie, eine „systematische Untersuchung der in den ‚Geistbüchern‘ angewandten stilistischen Mittel“ stehe noch aus.<sup>28</sup> Dies löst Philipp Redl ein, der eine beispielhafte Textpassage des *Goethe* eingehender analysiert, indem er eine Vielzahl von Stilmitteln benennt und sie in Bezug zur klassischen Rhetorik setzt: „Gundolfs Sätze bilden oft keinen Sachverhalt ab, sie evozieren mit reichem Arsenal rhetorischer Mittel den intuitiv erfassten Inhalt des Gedachten“. Redl deutet die sprachliche Gestaltung als „symbolistische Wissenschaftspoetik“. Die Sprache löse sich von ihrer referentiellen Funktion und evoziere ihren Gegenstand poetisch.<sup>29</sup> Auf die spezifisch heroisierende Darstellung Goethes geht Redl allerdings nicht ein.

<sup>25</sup> Ramonat: Demokratie und Wissenschaft, in: Geschichtsbilder im George-Kreis, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S.75–92, hier S. 86.

<sup>26</sup> Arrighetti: Mensch und Werk, 2008. Vgl. auch Anna Maria Arrighetti: Der Sinn für das Mythische in den Geschichtskonzeptionen von Friedrich Gundolf und von Ernst Bertram, in: Nachleben der Antike – Formen ihrer Aneignung, hg. v. Bettina Bosold-DasGupta, Berlin 2006, S. 443–462.

<sup>27</sup> Arrighetti interpretiert Gundolfs Bemühen um Klang und Bildhaftigkeit als Wirkungsästhetik: Der Rhythmus des Textes sollte nicht nur in der stillen Lektüre, sondern auch beim Vorlesen eine emotionale Wirkung auf den Zuhörer ausüben. Vgl. Arrighetti: Mensch und Werk, 2008, S. 112.

<sup>28</sup> Arrighetti: Mensch und Werk, 2008, S. 107. Ebenso schon Frank Jolles: Zur Frage des Stils in den wissenschaftlichen Schriften des George-Kreises, in: German Life and Letters 19 (1965/66), S. 287–291, hier S. 291: „Eine Analyse ihrer Stilmittel würde [...] vielleicht zu einer Klärung der geistesgeschichtlichen Situation beitragen, aus der sie entstanden sind, und sie in Beziehung setzen zu den historischen Strömungen ihrer Zeit.“

<sup>29</sup> „Als zentrale Stilmittel durchziehen oratorische oder suggestive Fragen, dihäretische *accumulationes*, Alliterationen, Allusionen, Antithesen, kohortative Appelle, Archaismen, Neologismen – besonders Komposita mit ‚Leben-‘, ‚All-‘, und ‚Gesamt-‘ – substantivierte Verben, Alliterationen, Metaphern, Hyperochen und ein integrativ gebrauchtes ‚Wir‘ – im Gegensatz zum pluralis modestia der Philologen – den gesamten Band.“ Zit n. Redl: Dichtergermanisten der Moderne, 2016, S. 225f. Vgl. auch seine dortige umfassende Liste von Belegen.

Gundolf verfasste die Monographie während des Ersten Weltkriegs. In umfangreichen Korrespondenzen berichtete er gegenüber Freunden und Bekannten von seiner Arbeit.<sup>30</sup> Die Genese des Textes lässt sich daher an den Briefwechseln gut nachvollziehen. Neben George und Wolters verfolgten etwa Erich und Fine von Kahler, Karl und Hanna Wolfskehl sowie Ernst Robert Curtius die Entstehung und Publikation des Bandes mit großem Interesse. Gundolf informierte seine Freunde regelmäßig über den Stand der Dinge. An Karl Wolfskehl schrieb er im August 1915: „Ich arbeite brav am Goethe: über die Sonette und über die Pandora.“<sup>31</sup> Knapp zwei Monate später notierte er in einem Brief an George: „Ich arbeite am Goethe, bin jetzt am Westöstlichen Divan und denke bereits an die Redaktion des Ganzen.“<sup>32</sup> Ebenfalls im Oktober 1915 vermeldete er enthusiastisch an Wolfskehl: „Beim Goethe bin ich jetzt an der Marienbader Elegie. Ich laufe über vor Ihnen mal draus zu lesen: besonders beim Divan werden auch Sie schnalzen.“<sup>33</sup> Aber Gundolf verbarg auch nicht seine Mühen mit dem Buch, etwa gegenüber Wolters: „Wenn er in einem und einem halben Jahr vorliegt, so will ichs eine Frühgeburt nennen. Er schreitet eben leidlich weiter und macht mir Freude... aber fertig ist er noch lange nicht, und je näher man dem Ziel kommt, desto weiter schiebt es sich hinaus.“<sup>34</sup>

Freunde und Bekannte kämpften zu dieser Zeit als Soldaten an verschiedenen Fronten im Ersten Weltkrieg und berichteten postalisch von ihren Erlebnissen.<sup>35</sup> Gundolf wusste, dass seine Arbeit am monumentalen Text nicht einer kämpferisch-heroischen Leistung auf dem Schlachtfeld gleichkam. Dennoch deutete er die Fertigstellung des Buches als herausragende Leistung für sein Land, die seinen

---

<sup>30</sup> Von Gundolf sind folgende Briefwechsel ediert: Stefan George, Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Robert Boehringer mit Georg Peter Landmann, München/Düsseldorf 1962; Friedrich Gundolf: Briefwechsel mit Herbert Steiner und Ernst Robert Curtius, eingeleitet u. hg. v. Lothar Helbing/Claus Victor Bock, Amsterdam 1963; Gundolf Briefe. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965; Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, 2 Bde., 1977; Zettelwirtschaft, hg. v. Gilman, 1992; Friedrich Gundolf – Friedrich Wolters. Ein Briefwechsel, hg. v. Fricker, 2009; Friedrich Gundolf – Erich von Kahler: Briefwechsel 1910–1931. Mit Auszügen aus dem Briefwechsel Friedrich Gundolf – Fine von Kahler, hg. v. Klaus Pott unter Mitarbeit von Petra Kuse, 2 Bde., Göttingen 2012 (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt, 91); Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015.

<sup>31</sup> Brief von Gundolf an Karl Wolfskehl, Heidelberg, 18.8.1915, in: Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, Bd. 2, 1977, S. 126.

<sup>32</sup> Brief von Gundolf an Stefan George, Darmstadt, Anfang Oktober 1915, in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 278.

<sup>33</sup> Brief von Gundolf an Karl Wolfskehl, Heidelberg, 31.10.1915, in: Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, Bd. 2, 1977, S. 131.

<sup>34</sup> Brief von Gundolf an Friedrich Wolters, Darmstadt, 14.9.1915, in: Friedrich Gundolf – Friedrich Wolters. Ein Briefwechsel, hg. v. Fricker, 2009, S. 127.

<sup>35</sup> Vgl. Stefan Breuer: Zeitkritik und Politik, in: Handbuch 2, S. 771–826, hier S. 779–786.



Fähigkeiten mehr entspreche als der Einsatz im Krieg. Als Gundolf Ende des Jahres 1915 den Abschluss des Buches verkündete, sprach er gegenüber Wolters von einer „Schicksalsgunst“: „[I]ch sehe jetzt doch wie sinnvoll es war, dass ich nicht eingezogen wurde: denn so leiste ich Deutschland doch bessern Dienst und Dank.“<sup>36</sup> Aber auch wenn Gundolf zu diesem Zeitpunkt noch nicht als Soldat im Krieg kämpfen musste, blieb er von den Erfahrungen des Krieges nicht unberührt. So sind seine brieflichen Notate über den Entstehungsprozess des *Goethe* von Kampf- und Kriegsmetaphorik durchzogen. Schon 1912 betonte Gundolf das kämpferische Element des Schreibprozesses, der ihm als „Probe“ bevorstehe: „[D]en Stoff beherrsche ich und eben daraus ergibt sich das Gefühl der Unermesslichkeit: mit der möchte ich ringen bis sie Gestalt wird, nicht nur für mich, sondern für alle der gleichen Lage und Geistigkeit.“<sup>37</sup> Mit dem Verb „ringen“ deutete Gundolf auf einen agonalen Aspekt des Schreibens hin. Das Verfassen des Werkes wurde *a priori* als kämpferische Leistung bewertet. Gundolf stritt jedoch nicht nur für sich, sondern auch für einen exklusiven Kreis von Rezipienten, mit dem wohl die Mitglieder des Kreises gemeint waren. Zugleich entwarf er für sich selbst das exklusive Modell eines Geisteshelden, der als ‚Einzelkämpfer‘ in seinem Arbeitszimmer unabhängig von der Gemeinschaft der kämpfenden Zeitgenossen Anerkennung erwirbt. Auf dem Schlachtfeld wäre nur ein kollektiver, womöglich flüchtiger Ruhm möglich gewesen. In einem Brief an Erich von Kahler im September 1915 verwendete Gundolf erneut Metaphern des Krieges:

Mein Goethe III, ist auf Seite 132 angelangt [...] und hat, nach glücklicher Überwindung der Sumpfen bei Pandora, das schwierige Höhengelände bei Dichtung und Wahrheit erreicht, doch fürchte ich dass Goethe, wenn aus dieser Position geworfen, sich zu erneutem hartnäckigem Widerstand beim Westöstlichen Divan stellen wird, u.s.w. u.s.w. Meine andere Armee hat inzwischen den Widerstand des Sommernachts- traums und Sturms fast völlig gebrochen.<sup>38</sup>

Gundolfs bellizistische Ausführungen setzen das Verfassen des *Goethe* ebenso wie die Arbeit an den Übersetzungen von Shakespeares *Ein Sommernachtstraum* und *Der Sturm*<sup>39</sup> in Analogie zu militärischer Agitation. Das Schreiben wird – mit ironischer Brechung – zum soldatischen Kampf, dessen Absurdität offengelegt wird.<sup>40</sup> Die Kriegsimitation suggeriert paradoxerweise einen Kampf des Autors gegen die eigenen Werke, in deren Dienst er sich zugleich stellt.

<sup>36</sup> Brief von Gundolf an Friedrich Wolters, Heidelberg, 7.12.1915, in: Friedrich Gundolf – Friedrich Wolters. Ein Briefwechsel, hg. v. Fricker, 2009, S. 131.

<sup>37</sup> Brief von Gundolf an Leonie Gräfin Keyserling, Mai 1912, in: Gundolf Briefe. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965, S. 104.

<sup>38</sup> Brief von Gundolf an Erich von Kahler, Damstadt, 7.9.1915, in: Friedrich Gundolf/Erich von Kahler: Briefwechsel, hg. v. Pott, Bd. 1, 2012, S. 116f.

<sup>39</sup> Vgl. die Anmerkung von Klaus Pott zum Brief Nr. 134, in: Friedrich Gundolf/Erich von Kahler: Briefwechsel, hg. v. dems., Bd. 1, 2012, S. 395.

<sup>40</sup> Der Krieg wurde bald zu einem Problem, denn der Druck „zögert unter den kriegsmässigen Setzerschwierigkeiten“, schrieb Gundolf im Juni 1916 an Wolters. Vgl. Brief von



Ist die enge metaphorische Verzahnung des Kriegsgeschehens mit der alltäglichen Schreibarbeit kaum überraschend, so verwundert es umso mehr, dass die Monographie selbst frei von Anmerkungen zu den zeitgeschichtlichen Ereignissen ist. Die Trennung von wissenschaftlicher Publikation und Zeitgeschehen spiegelt wohl auch das distanzierte Verhältnis Stefan Georges zum Krieg.<sup>41</sup> Auch Rezensenten nahmen die Unzeitgemäßheit des *Goethe* angesichts der Kriegsumstände wahr: „Seltsam, in dieser Zeit des Weltkrieges, in der man sich auf allen Gebieten auf ein Provisorium einzurichten sucht [...], ist der Goethe-Literatur das gewichtigste Werk geschenkt worden, das sie überhaupt aufzuweisen hat [...].“<sup>42</sup>

Gundolfs Briefe geben auch Auskunft über die programmatische Ausrichtung der Monographie. „[D]en Goethe rund zu kriegen ist mein nächster Wunsch, und das Unerschöpfliche fasslich, hell, und sicher zu machen“, notierte Gundolf in einem Brief vom Mai 1912.<sup>43</sup> Vier Jahre später war aus dieser Idee ein konkretes Programm geworden:

Meine Aufgabe ist Goethes inneres Leben, Werk und Gestalt als Einheit darzustellen, geprägte Form die lebend sich entwickelt. Nach sovielen Büchern die bald Charakterbild, bald Werkdeutung, bald Tatsachenfolge geben, gesondert, neben oder nacheinander, als eine Reihe von Eigenschaft, Leistungen, Erfahrungen oder als einen Schnittpunkt von Problemen, Ideen, Richtungen sollte Goethe gezeigt werden mehr an der einheitlichen Kraft, die er verkörpert als an den vielheitlichen Stoffen denen er begegnet oder woran er sich erprobt.<sup>44</sup>

Gundolfs holistisches Prinzip grenzte seine Arbeit von vorgängigen Goethe-Studien ab. Er interessierte sich weniger für die äußeren Lebensbedingungen, mit denen sich Goethe auseinandersetzen musste, als vielmehr für die von Goethes Person selbst ausgehende und seine Umwelt prägende „Kraft“. Zwar fuhr er be-

---

Gundolf an Friedrich Wolters, Heidelberg, 20.4.1916, in: Friedrich Gundolf – Friedrich Wolters. Ein Briefwechsel, hg. v. Fricker, 2009, S. 135.

<sup>41</sup> Vgl. etwa Jürgen Egyptien: Die Haltung Georges und des George-Kreises zum 1. Weltkrieg, in: Stefan George: Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘, hg. v. Braungart/Oelmann/Böschstein, 2001, S. 197–212; Ralph-Rainer Wuthenow: Weltverhängnis. Stefan George, der Krieg und die Krise, in: Krieg der Geister. Erster Weltkrieg und literarische Moderne, hg. v. Uwe Schneider/Andreas Schumann, Würzburg 2000, S. 109–120; Stefan Breuer: Zeitkritik und Politik, in: Handbuch 2, S. 771–826. Zu Georges Gedicht *Der Krieg* vgl. Klaus Siblewski: „Diesmal winkt sicher das Friedensreich“. Über Stefan Georges Gedicht „Der Krieg“, in: Text + Kritik: Stefan George 168 (2005), S. 19–34 sowie Aurnhammer: Kriegsliteratur als Nachkriegsvision, in: *Cultura Tedesca* 46 (2014), S. 53–79.

<sup>42</sup> Zit. n. einer Werbeanzeige des Georg Bondi-Verlags im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 270 (1917), o.S. Vgl. die Sammlung von Zeitungsartikeln zu Gundolfs *Goethe*, GSA, Z5.

<sup>43</sup> Brief von Gundolf an Ernst Robert Curtius, Mai 1912, in: Friedrich Gundolf: Briefwechsel mit Herbert Steiner und Ernst Robert Curtius, hg. v. Helbig/Bock, 1963, S. 214.

<sup>44</sup> Brief von Gundolf an Ernst von Kahler, Heidelberg, 4.7.1916, in: Friedrich Gundolf/Erich von Kahler: Briefwechsel, hg. v. Pott, Bd. 1, 2012, S. 143. Gundolf zitiert hier Goethe selbst: „Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt / Geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Zit. n. Johann Wolfgang Goethe: Urworte. Orphisch, in: Ders.: Gedichte 1800–1832, hg. v. Karl Eibl, Frankfurt a.M. 1988 (Sämtliche Werke, I. Abteilung, Bd. 2), S. 501f., hier S. 501.

scheiden fort: „Dies Werk will kein früheres ersetzen oder überholen – auch nicht ‚das Goethe-buch‘ werden: ein solches gibt es nie, da alles Lebendige unendlicher Deutungen fähig ist“.<sup>45</sup> Aber es ging ihm dennoch um einen neuen Ansatz in der Goethe-Philologie, der sich radikal von Konventionen unterscheiden sollte:

Wohl aber will es einen neuen Sinn für Goethe bekunden und wecken, nicht um der Neuheit, sowenig wie um der Gescheitheit oder Gelehrtheit willen, sondern um der Wirklichkeit willen die jetzt erst sichtbar und sagbar geworden ist. Kein Satz soll Scharfsinn, Feinsinn, Eigenart, Litteraturkenntnis beweisen – nur was sachlich wahr und nötig ist hat Wert.<sup>46</sup>

Gundolf proklamierte, eine Wahrheit erkannt zu haben, die keinem seiner Vorgänger zugänglich war. Unter dieser Prämisse erschien die Goethe-Monographie schließlich im September 1916 und löste eine beispiellose Debatte aus.<sup>47</sup>

### *Biographischer Vergleichstext von Richard M. Meyer*

Zu diesem Zeitpunkt blickte die Goethe-Biographik bereits auf eine lange Geschichte zurück.<sup>48</sup> In der Forschung wird meist der Einfluss Georg Simmels auf Gundolf hervorgehoben,<sup>49</sup> dessen Goethe-Biographie 1913 erschien und die Entstehung von Gundolfs Studie prägte.<sup>50</sup> Auch Wilhelm Diltheys Goethe-Kapitel in der Monographie *Das Erlebnis und die Dichtung* von 1905 wird als Vorbildtext für Gundolf interpretiert.<sup>51</sup> Eine Parallele zieht die Forschung darüber hinaus zu Houston Stewart Chamberlains Goethe-Biographie von 1912,<sup>52</sup> die ihren Protagonisten „mythisch überhöhte“ und als „kulturkritische Projektion“ einsetzte.<sup>53</sup> Alle vier

<sup>45</sup> Brief von Gundolf an Ernst von Kahler, Heidelberg, 4.7.1916, in: Friedrich Gundolf/Erich von Kahler: Briefwechsel, hg. v. Pott, Bd. 1, 2012, S. 143.

<sup>46</sup> Ebd.

<sup>47</sup> Vgl. Kap. IV.3.2.

<sup>48</sup> Vgl. Kruckis: „Ein potenziertes Abbild der Menschheit“, Heidelberg 1995.

<sup>49</sup> So u.a. bei Leuschner: Wissenschaft im Schatten des Meisters, in: Goethe nach 1999, hg. v. Luserke, 2001.

<sup>50</sup> Georg Simmel: Goethe, Leipzig 1913. Von ihm gibt es positive Kritik zu Gundolf, vgl. Simmel: Das Goethebuch, in: Die neue Rundschau (Februar 1917), S. 254–264. Gundolf hingegen äußert sich durchaus kritisch gegenüber Simmel, wenngleich er ihm auch Anerkennung zollt: „Gestern hab ich mir einmal Simmels Goethe wieder angesehen, es ist ein feines Buch [...]. Er konstruiert Goethe fast richtig aus lauter Indizien und Relationen, und doch hat man das Gefühl, gesehn hat er ihn eigentlich nicht! Daß Goethe doch eigentlich ein grosser *Dichter* war könnte man aus dem Buch nicht erfahren. Trotzdem: es ist das einzige Werk über Goethes Gesamtsein, das Geist, Ehrfurcht und Gedanken, kurz hohes Niveau hat, und eigentlich nichts Dummes enthält, wovon alle andren Bücher wimmeln [...]“. Zit. n. Brief von Gundolf an Elisabeth Salomon, Darmstadt, 16.9.1916, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 39–41, hier S. 40.

<sup>51</sup> Wilhelm Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung, Leipzig 1905. Vgl. zur Dilthey-Rezeption bei Gundolf auch Groppe: Die Macht der Bildung, 1997, S. 299–302.

<sup>52</sup> Houston Stewart Chamberlain: Goethe, München 1912.

<sup>53</sup> Georg Bollenbeck: Goethe als kulturkritische Projektion bei Chamberlain, Simmel und Gundolf, in: Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom

Biographien von Dilthey, Chamberlain, Simmel und Gundolf seien – so fasst es Karl Robert Mandelkow zusammen – „Orientierungspunkte“ und „polemische Folie“ für die weitere Goethe-Rezeption geworden.<sup>54</sup> Gemeinsam funktionalisierten sie Goethe „im Kampf um eine geistschöpferische Erneuerung der Gegenwart“.<sup>55</sup>

An dieser Stelle soll jedoch eine andere Goethe-Biographie als Referenztext behandelt werden, die bisher in der Forschung weniger Beachtung erfahren hat:<sup>56</sup> Richard M. Meyers dreibändige Goethe-Monographie von 1895.<sup>57</sup> Der umfassend gebildete Literaturwissenschaftler Meyer (1860–1914), ein Schüler von Wilhelm Scherer,<sup>58</sup> war von 1901 bis 1914 außerordentlicher Professor in Berlin, wo Gundolf zu seinen Zuhörern zählte.<sup>59</sup> Zwei Postkarten aus Gundolfs Nachlass bezeugen, dass der akademische Lehrer Gundolfs Goethe-Begeisterung auch auf persönlichem Wege nährte: 1903 erhielt Gundolf (noch als Dr. Gundelfinger in

---

Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland, hg. v. Jochen Golz/Justus H. Ulbricht, Köln/Weimar/Wien 2005, S. 13–32, hier S. 13 u. 15. Goethe werde bei Gundolf wie bei Chamberlain zur „Inkarnation eines Bildungsideals, dessen Verwirklichung die Gegenwart nicht mehr erlaubt“ (ebd., S. 16). Vgl. auch Günter Hartung: Houston Stewart Chamberlains „Goethe“, in: Ders.: Deutschfaschistische Literatur und Ästhetik. Gesammelte Studien, Leipzig 2001 (Gesammelte Aufsätze und Vorträge, 1), S. 23–41.

<sup>54</sup> Karl Robert Mandelkow: Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Bd. 1: 1773–1918, München 1980, S. 267–280, hier S. 267.

<sup>55</sup> Ebd., S. 268.

<sup>56</sup> Besprochen wird sie etwa bei Kruckis: „Ein potenziertes Abbild der Menschheit“, 1995. Redl streift sie am Rande, vgl. Redl: Dichtergermanisten der Moderne, 2016.

<sup>57</sup> Richard M. Meyer: Goethe, 3 Bde., Berlin 1895 (Geisteshelden. Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien, 13).

<sup>58</sup> Als Schüler Wilhelm Scherers war Richard M. Meyer mit dem Vorwurf konfrontiert, ‚positivistische‘ Literaturwissenschaft zu betreiben. Meyer publizierte 1888 die nachgelassene *Poetik* seines Lehrers [vgl. die Neuauflage Wilhelm Scherer: *Poetik*. Mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse, hg. v. Gunter Reiß, Tübingen 1977 (Deutsche Texte, 44)] und verteidigte ihn und seine Schule in mehreren Artikeln. So etwa in Richard M. Meyer: *Krisis, Krach, Bankrott der Literaturgeschichte*, in: *Kunstwart und Kulturwart* 27/3 (1913), S. 184–188. Vgl. auch Jürgen Sternsdorff: *Wissenschaftskonstitution und Reichsgründung. Die Entwicklung der Germanistik bei Wilhelm Scherer. Eine Biographie nach unveröffentlichten Quellen*, Frankfurt a.M. 1979 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Literatur und Germanistik, 321), bes. S. 12–55 sowie Wilhelm Scherer. *Briefe und Dokumente aus den Jahren 1853 bis 1886*, hg. und komm. v. Mirko Nottscheid/Hans-Harald Müller unter Mitarb. v. Myriam Richter, Göttingen 2005 (Marbacher Wissenschaftsgeschichte, 5).

<sup>59</sup> Myriam Richter: Meyer, Richard Moritz, in: *Handbuch* 3, S. 1552–1556, hier S. 1552. Zu Richard M. Meyer ist neben einer Reihe von Aufsätzen bisher nur ein umfangreicherer Sammelband erschienen, der wissenschaftliche Beiträge ebenso umfasst wie Aufsätze von Meyer selbst: Richard M. Meyer – Germanist zwischen Goethe, Nietzsche und George, hg. v. Nils Fiebig/Friederike Waldmann, Göttingen 2009. Auf den wegweisenden Aufsatz von Roland Berbig [„Poesieprofessor“ und „literarischer Ehrabschneider“. Der Berliner Literaturhistoriker Richard M. Meyer; mit Dokumenten, in: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 1 (1996), S. 37–99, wiederabgedruckt in: Richard M. Meyer – Germanist zwischen Goethe, Nietzsche und George, hg. v. Fiebig/Waldmann, 2009, S. 21–76] folgten Beiträge u.a. von Hans-Harald Müller, Myriam Richter, Dirk Werle, Monika Schmitz-Emans, Ralf Klausnitzer.

Darmstadt) eine Postkarte von Meyer, die Tischbeins Gemälde *Goethe in der Campagna* zeigt. Ein Schattenriss von *Goethe im Reiseanzug* zierte eine weitere Postkarte an Gundolf von 1906.<sup>60</sup>

Als unabhängiger Wissenschaftler verhalf Meyer dem George-Kreis zu größerer Bekanntheit. Sein Vortrag *Ein neuer Dichterkreis*, den er im Februar 1897 in der *Gesellschaft für deutsche Literatur* in Berlin hielt, empfahl George und die Beiträger der *Blätter für die Kunst* als Vorreiter einer neuen zeitgenössischen Dichtung.<sup>61</sup> Meyer ordnete George und Hugo von Hofmannsthal souverän in die europäische Literaturgeschichte ein. In Georges Gedicht *Saitenspieler* erkannte er einen „Abglanz homerischer Kunst“, die dem Sänger einen „Heroenkultus“ entgegenbringe, „wie man ihn seit der Renaissance nicht gekannt“ habe.<sup>62</sup> Als Dank erhielt er Georges Anerkennung: Ursprünglich plante dieser in den *Jahrbüchern* Aufsätze von Meyer und anderen dem George-Kreis nahestehenden Wissenschaftlern zu veröffentlichen.<sup>63</sup> Von Meyer erschien zudem im Bondi Verlag eine dreibändige, von Melchior Lechter gestaltete Ausgabe der Briefe Goethes.<sup>64</sup>

In einem Aufsatz über „*Biographismus*“ in der *Literaturgeschichte* (1914) brach Meyer eine „Lanze“ für das kontrovers disutierte „biographische Prinzip“. Es sei eine „Selbsttäuschung“, zu glauben, man könne „Dichter und Helden“ darstellen, ohne ihre Biographie in die Deutung einzubeziehen. Denn es handle sich beim Werk nicht nur um ein „lesbares Stück Lebensgeschichte“, sondern beim „Genius“ sei das Leben „selbsteigenes Werk“. Mit dieser Argumentation bereite Meyer einen programmatischen Weg, den Gundolf ohne zu Zögern betrat.<sup>67</sup> Meyers dreibändige Monographie über Goethe erschien in einer Reihe des Berli-

<sup>60</sup> Fünf Postkarten und zwei kurze Briefe aus den Jahren 1901 bis 1912 sind von Richard M. Meyer an Friedrich Gundolf erhalten. Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, Gundolf V, 26M2.

<sup>61</sup> Der Vortrag erschien anschließend in den Preußischen Jahrbüchern, vgl. Richard M. Meyer: Ein neuer Dichterkreis, in: Preußische Jahrbücher 88 (1897), S. 33–54. Wieder abgedruckt ist er in Richard M. Meyer – Germanist zwischen Goethe, Nietzsche und George, hg. v. Fiebig/Waldmann, 2009, S. 161–187. Vgl. die Ausführungen von Berbig: Der Berliner Literaturhistoriker Richard M. Meyer, in: ebd., S. 43–54.

<sup>62</sup> Zit. n. Meyer: Ein neuer Dichterkreis, in: Richard M. Meyer – Germanist zwischen Goethe, Nietzsche und George, hg. v. Fiebig/Waldmann, 2009, S. 177.

<sup>63</sup> Salin berichtet: „Der Gedanke eines ‚Jahrbuchs‘ war von George schon seit vielen Jahren immer wieder erwogen und immer wieder verworfen worden. Er bringt ihn schon früh im Briefwechsel mit Hofmannsthal zur Sprache, – damals wohl mit der Absicht, Prose-Aufsätze über wissenschaftliche und künstlerische Fragen (etwa von Dessoir, R. M. Meyer, Simmel u.a.) zusammenzufassen, deren Haltung sie von der Aufnahme in die BLÄTTER ausschloss, deren Probleme sich aber mit dem tieferen Anliegen der Dichter berührten.“ Zit. n. Salin: Um Stefan George, 1954, S. 206f.

<sup>64</sup> Goethe und seine Freunde im Briefwechsel, 3 Bde., hg. u. eingel. v. Richard M. Meyer, Berlin 1909–1911.

<sup>65</sup> Richard M. Meyer: Der „Biographismus“ in der Literaturgeschichte, in: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 9/2 (1914), S. 249–254, hier S. 249.

<sup>66</sup> Ebd., S. 249f.

<sup>67</sup> Möglicherweise inspirierte auch Meyers Ausdruck „Dichter und Helden“ Gundolf zur Titulierung seines Aufsatzes von 1921.

ner Verlags Ernst Hofmann & Co., die unter dem Titel *Geisteshelden. Führende Geister* mehrere Biographien versammelte. Ziel der Reihe war es, „eine Kultur- und Litteraturgeschichte in Einzelbiographien, dargestellt von berufenen Männern“ zu präsentieren, die „den Bildungsbedürfnissen und der Empfänglichkeit breiter, dem Besten nachstrebender Schichten des Deutschen Volkes“ entsprach.<sup>68</sup> Die Bände sollten „ein plastisches Bild des biographierten ‚Geisteshelden‘“ ebenso liefern wie „eine nach Form und Inhalt wohl abgewogene litterarische Leistung“.<sup>69</sup> Der Verlag formulierte mit dieser Werbeanzeige eine dem George-Kreis inhaltlich verwandte Politik, die sicher auch Gundolfs Interesse auf sich gezogen hat. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat er den *Goethe* seines Lehrers gelesen.<sup>70</sup> Die punktuell vergleichende Analyse soll zeigen, dass Meyer zwar Vorbildcharakter für Gundolf hatte, dieser seinen Lehrer aber bald zu überwinden suchte.

## 1.2. Programmatik und Struktur

### *Das Leben als Dreischritt*

Das Inhaltsverzeichnis legt die strukturelle Anlage von Gundolfs *Goethe* offen (Abb. 9). Auf die knapp 30 Seiten umfassende Einleitung folgen die drei Makrokapitel *Erster Teil: Sein und Werden*, *Zweiter Teil: Bildung* und *Dritter Teil: Entsagung und Vollendung*. Die Teile II und III sind mit 270 und 261 Seiten annähernd gleich lang, Teil I ist mit 217 Seiten etwas kürzer. Die Anzahl der jeweiligen Unterkapitel zeigt jedoch ein anderes Größenverhältnis: Während Teil I und Teil III je 18 bzw. 17 Unterkapitel aufweisen, besitzt der Mittelteil mit 31 Kapiteln deutlich größeres Gewicht. Exakt in der Mitte des Buches – sowohl gemessen an den Kapiteln als auch an der Seitenzahl – befindet sich das Unterkapitel *Dichtung*, das dadurch auch inhaltlich hervorgehoben ist. Gundolfs Titulierung der Unterkapitel verweist auf vier Schwerpunkte seiner Darstellung: Sie sind eingeteilt in Themen (z.B. *Geselligkeit und Freundschaft*, *Mathematik*, *Theater*), in Orte (z.B. *Leipzig*, *Weimar*, *Italien*), in Personen (z.B. *Karl August*, *Charlotte von Stein*, *Schiller*) und in Werke und Werkgruppen (z.B. *Werther*, *Iphigenie*, *Dichtung und Wahrheit*). Während die Anzahl der Orte innerhalb der Kapitel abnimmt (Teil I: *Leipzig*, *Straßburg*, *Weimar*; Teil II: *Italien*, Teil III: kein Ort), nimmt die Anzahl der Werke zu (Teil I: vier Werke, Teil II: elf Werke, Teil III: elf Werke). Einige Themen und

<sup>68</sup> Zit. n. dem Werbeprospekt der Reihe, die dem dritten Band der Goethe-Monographie Meyers angefügt ist. Vgl. Meyer: *Goethe*, Bd. 3, 1895, auf den letzten Seiten.

<sup>69</sup> Ebd. Neben Goethe wurden so unterschiedliche Persönlichkeiten wie etwa Walther von der Vogelweide, Ludwig Anzengruber, Friedrich Hölderlin, Christoph Kolumbus, Thomas Carlyle, Friedrich Ludwig Jahn, Shakespeare, Spinoza, Freiherr vom Stein und Martin Luther in die Reihe aufgenommen.

<sup>70</sup> In seinem Nachlass befindet sich ein Zeitungsausschnitt mit den bibliographischen Angaben zu Meyers *Goethe*. Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, E16.

Werkgruppen durchziehen alle drei Makrokapitel und bilden auf diese Weise inhaltliche Kohärenzen, so z.B. die Lyrik: im ersten Teil als *Neue Lyrik*, im zweiten Teil bereits als *Resümierende Lyrik*, im dritten Teil schließlich als *Altterslyrik*.<sup>71</sup>

Die dreistufige Anlage suggeriert eine geschlossene Form von Goethes Leben und Wirken. Scheinbar löst Gundolf das ein, was er in den ersten Sätzen der Einleitung verspricht: die Darstellung von „Goethes gesamter Gestalt“ (Goe, 1). Zugleich läuft die Darstellung dem holistischen Konzept jedoch zuwider: Die Zergliederung des Stoffes in chronologisch sortierte Einzelkapitel deutet eine am Leben Goethes orientierte Entwicklung an.<sup>72</sup> Das Leben als Trias von Jugend, Erwachsenenzeit und Alter entspricht als organologisches Modell einer klassischen Anlage des biographischen Erzählens. Es entsteht der Eindruck von Kohärenz: Alle einzelnen Lebensabschnitte werden einem dieser drei Makrokapitel angepasst und eingegliedert. Die sorgfältige Komposition und die zentrale Platzierung einzelner Kapitel zeigen Gundolfs Bemühen, den einzelnen Lebensabschnitten jeweils dominante Themen, Orte oder Personen zuzuordnen, welche zugleich auf wesentliche Inhalte seines Werkes vorausweisen. Die zentrale Stellung des Mikrokapitels *Dichtung* betont die Bedeutung des dichterischen Werks. Als ergographische Studie, die das literarische Werk des Künstlers in den Vordergrund stellt, verknüpft Gundolf Leben und Werk im Sinne von Meyers Biographismus-Theorie.<sup>73</sup>

Wie pointiert aus Gundolfs Gliederung das inhaltliche Programm ablesbar ist, verdeutlicht ein vergleichender Blick in das 25 Seiten umfassende Inhaltsverzeichnis seines Lehrers. Meyer verzichtet auf eine Makrostruktur und untergliedert das Leben Goethes in 36 Einzelkapitel, die ebenso wie Gundolfs Studie zentrale Lebensabschnitte (u.a. *Kinderjahre*, *Lehrjahre*, *Italienische Reise*), Lebensmomente (u.a. *Rückkehr*, *Wendepunkt*), Orte (u.a. *Straßburg*, *Weimar*), Werke (u.a. *Torquato Tasso*, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*) und Personen (*Frau von Stein*, *Goethe und Schiller*) benennen. Stichwortartig sind zu diesen Kapiteln inhaltliche Schwerpunkte genannt, so etwa knapp beim Kapitel *II. Kinderjahre*: „Erste Regungen der Individualität. Unterricht. Erste erhaltene Arbeiten. Vielseitiger Lerneifer. Erwachen der Probleme: die Idee der Gerechtigkeit. Früheste litterarische Entwürfe.“<sup>74</sup> Andernorts werden ganze Inhaltsangaben skizziert, so etwa in den

---

<sup>71</sup> Vgl. zu diesen Ausführungen auch die ausführliche Darstellung der Struktur des *Goethe* bei Arrighetti: *Mensch und Werk*, 2008, S. 97–100.

<sup>72</sup> Auf diesen Widerspruch wurde bereits verschiedentlich hingewiesen. Vgl. Arrighetti: *Mensch und Werk*, 2008, S. 98; Kruckis: „Ein potenziertes Abbild der Menschheit“, 1995, S. 305, Reißmann: *Literaturgeschichte als Kräftegeschichte*, in: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* 42, Heft 1 (1997), S. 101, Leuschner: *Wissenschaft im Schatten des Meisters*, in: *Goethe nach 1999*, hg. v. Luserke, 2001, S. 128.

<sup>73</sup> Vgl. auch Heinz Kindermann: *Das Goethebild des 20. Jahrhunderts*, 2. verb. u. erg. Aufl., Darmstadt 1966, S. 93 sowie Bollenbeck: *Goethe als kulturkritische Projektion*, in: *Goethe in Gesellschaft*, hg. v. Golz/Ulbricht, 2005, S. 13–32, hier S. 29.

<sup>74</sup> Meyer: *Goethe*, Bd. 1, 1895, S. VII.



anderthalb Seiten langen Angaben zum Kapitel *Faust II*.<sup>75</sup> Einige Ereignisse, die bei Gundolf ein eigenes Unterkapitel erhalten, werden bei Meyer nur cursorisch abgehandelt. So wird etwa Shakespeare im Kapitel *IV. Straßburg* nur neben anderen Personen erwähnt: „Shakespeare, Wieland, Oeser“. Die Begegnung mit Napoleon wird dem Kapitel *XXVI. Die Wahlverwandschaften* als Stichwort „Audienz bei Napoleon (2. Oktober 1808)“ untergeordnet. Meyers Studie handelt das Leben Goethes nicht als geschlossene Form, sondern als diachrone Folge von Ereignissen ab. Möglichst viele historische Fakten werden gesammelt und mit Werkinterpretationen verknüpft. Die klare Struktur von Gundolfs Studie und seine pointierte Titulierung weisen im Vergleich dazu auf ein inhaltliches Programm, das trotz seiner Widersprüchlichkeit eine holistische Deutung wagt.

### *Paratextuelles Programm*

Die heroisierende Darstellung Goethes beginnt auf dem Titelblatt (Abb. 10). Wie viele andere Goethe-Biographen vor ihm,<sup>76</sup> verzichtet Gundolf auf einen Untertitel und damit auf eine nähere Umschreibung seines Gegenstands. Der schlichte, aber wirkungsvoll in Majuskeln inszenierte Titel *GOETHE* auf dem Buchdeckel verweist auf sein Programm: die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit des portraitierten Dichters.<sup>77</sup> Nach Bourdieu ist der Eigename eine feste Größe, die dem veränderlichen Subjekt über verschiedene Zustände und Zeiträume hinweg eine singuläre und stabile Identität verleiht. Sie sichere, so Bourdieu, den „benannten Individuen über alle Veränderungen und alle biologischen und sozialen Fluktuationen hinweg die nominale Konstanz, die Identität im Sinne von Identität mit sich selbst“.<sup>78</sup> Wenn Gundolf im Titel auf den Vornamen seines Protagonisten verzichtet, weist er darauf hin, dass die portraitierte Person mit ihrem Zunamen bereits umfassend charakterisiert ist. Dieter Mettler deutet den Namen – in Analogie zur Inschrift unter einem Monument – als Versuch, der Person Dauerhaftigkeit und Zeitlosigkeit zu verleihen. Der Name werde zu einem Bild, „in dem die Gestalt als ganze sich ausprägt“, das Titelblatt zu einem Ort der Verehrung und Anbetung.<sup>79</sup> Auch die Korrektur eines Typoskripts über *Goethes Kindheit* (1931) zeigt, welche Bedeutung Gundolf dem Namen Goethes zuschreibt. Dort korrigiert Gundolf den Satz „Keiner ist seit mehr als hundert Jahren einhelliger, herzlicher und vielfältiger gefeiert, eben er-innert wor-

<sup>75</sup> Ebd., S. XXVI–XXVIII.

<sup>76</sup> So auch bei Richard M. Meyer, Karl Heinemann, Georg Witkowski, Georg Simmel und Houston Stewart Chamberlain. Vgl. das Literaturverzeichnis bei Kruckis, „Ein potenziertes Abbild der Menschheit“, 1995, S. 344–347.

<sup>77</sup> Als „Mythisierungsintention“ deutet Bollenbeck den Titel, vgl. dens.: Goethe als kulturkritische Projektion, in: Goethe in Gesellschaft, hg. v. Golz/Ulbricht, 2005, S. 24.

<sup>78</sup> Bourdieu: Die biographische Illusion, in: Ders.: Praktische Vernunft, 1998, S. 79.

<sup>79</sup> Mettler: Stefan Georges Publikationspolitik, 1979, S. 81f.



den“, indem er eine Akzentverschiebung auf den Namen vornimmt: „Kein Name ist seit mehr als hundert Jahren einhelliger, herzlicher und vielfältiger gefeiert, eben er-innert worden“.<sup>80</sup> Goethes Name ist nachhaltig in das kulturelle Gedächtnis eingegangen.

Der Titel verweist als *pars pro toto* auf alle Lebensbereiche: auf den Menschen Johann Wolfgang Goethe ebenso wie auf den gelehrten Juristen, auf den Dichter des *Werther* und des *Faust* ebenso wie auf das wissenschaftliche Werk, auf ein Leben zwischen Frankfurt, Leipzig und Weimar ebenso wie auf die epochale Italienreise. Die verschiedenen Facetten der Person, ihres Lebens und ihres Werkes sind als stabile Einheit inszeniert, für die der Name *Goethe* stellvertretend steht. Bereits vor der Lektüre wird so ein Eindruck der biographierten Person vermittelt, der das holistische Programm vorwegnimmt. Zugleich dient der einzelne Name auf dem Einband, neben dem nur noch der Autor und das Signet der *Blätter für die Kunst* erscheinen, als Leerstelle. Er öffnet den Assoziations- und Erwartungsraum des Lesers. Das Swastika-Symbol ordnet die Biographie jedoch unverkennbar dem George-Kreis zu. Der Autor selbst rückt durch seine zentrale Platzierung zwischen Titel und Signet in die Position eines Vermittlers. Die Deckblatt-Trias (Titel, Autornamen, Signet) wird auf der folgenden Seite um einen weiteren Namen ergänzt: „Fine von Kahler gewidmet“.<sup>81</sup> Als „privater Zueignungsadressat“<sup>82</sup> tritt Fine von Kahler neben Gundolf als Goethe-Verehrerin auf. Durch die Zueignung etabliert Gundolf eine exklusive Gruppe gleicher „Geistigkeit“<sup>83</sup> und zieht eine Parallele zwischen seiner Liebe zu Fine und seiner Verehrung für Goethe.<sup>84</sup> Diese zeigt sich überrascht von der ihr zugewiesenen Rolle: „Was kann ich sagen... Sie machen mich ‚schamrötlich‘ und zugleich glücklich und dankbar“.<sup>85</sup>

<sup>80</sup> Typoskript „Goethes Kindheit“ in Gundolf-Nachlass, GSA, M58, S. 1. In der Mappe liegen insgesamt neun Fassungen der Rede, die Gundolf bei einer Tagung der Goethe-Gesellschaft in Frankfurt a.M. im Jahr 1931 hielt. Ein Typoskript für die Veröffentlichung der Rede im Insel-Almanach enthält Korrekturen, die Gundolf am 7.7.1931 kurz vor seinem Tod einfügte. Eine beiliegende anonyme Notiz (möglicherweise von Elisabeth Salomon) spekuliert, diese Korrektur sei „wohl die letzte Niederschrift in seinem Leben“.

<sup>81</sup> Barbara Picht: Kahler, Fine von (geb. Sobotka), in: Handbuch 3, S. 1468–1470. Vgl. auch Stefan George. Dokumente seiner Wirkung. Aus dem Friedrich Gundolf Archiv der Universität London hg. v. Lothar Helbig/Claus Victor Bock mit Karlhans Kluncker, Amsterdam 1974 (Publications of the Institute of Germanic Studies University of London, 18; Castrum Peregrini, 111–113), S. 140–146.

<sup>82</sup> Gérard Genette unterscheidet zwei Formen von Widmungen: die eigentliche „Widmung“, die sich „auf die stoffliche Wirklichkeit eines einzelnen Exemplars“ bezieht und die „Zueignung“, welche die „ideelle Wirklichkeit des Werks selbst“ als symbolische Handlung der geehrten Person übergibt. Vgl. Genette: Paratexte, 1989, S. 115 u. 129.

<sup>83</sup> Vgl. den bereits genannten Brief von Gundolf an Leonie Gräfin Keyserling vom Mai 1912, in: Gundolf Briefe. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965, S. 104.

<sup>84</sup> Fine von Kahler kokettierte mit Bescheidenheit. Vgl. Brief von Fine von Kahler an Gundolf, Wolfratshausen, 1.7.1916, in: Friedrich Gundolf/Erich von Kahler: Briefwechsel, hg. v. Pott, Bd. 2, 2012, S. 389.

<sup>85</sup> „Der dicke Gundolf wie Erich [von Kahler – A.B.] es neiderfüllt getauft hat soll einen köstlichen Schrein, eine Art Bundeslade bekommen und im Allerheiligsten dieses wohl-

Auch das haptische Objekt des Buches trägt in seiner Materialität zum Gesamteindruck bei. Das als Groß-Oktav gedruckte, knapp 800 Seiten starke Buch erzeugt eine bedeutungsvolle Aura. Das entsprach durchaus Gundolfs Vorstellung: „[F]ür mich [sind] auch die Bücher runde Personen“.<sup>86</sup> Eine doppeldeutige Bemerkung von Ernst Kantorowicz über die beiden Shakespeare-Bände von Gundolf lässt sich ebenfalls auf die Goethe-Monographie übertragen: „diese wirklich gewichtigen Bände“.<sup>87</sup>

### *Zur Rolle Gundolfs als Autor und Erzähler*

In einer wissenschaftlichen Biographie sind Autor und Erzähler in der Regel identisch. Analog zum „autobiographischen Pakt“ geht der Leser davon aus, dass die namentlich genannte Person auf dem Einband das Material strukturiert hat und den Leser durch die Lektüre begleitet.<sup>88</sup> Als akademische Studie und Teil der Reihe *Werke der Wissenschaft* sind auch beim *Goethe* Autor und Erzähler eine Person. Gundolf tritt explizit als Organisator des Materials hervor. Er versucht jedoch nicht, seine Aussagen durch Quellen- oder Literaturhinweise zu verifizieren. Stattdessen behauptet er kontinuierlich vermeintliche Fakten, deren Wahrheitsgehalt er nicht belegt: „Er beglaubigt seine Erkenntnisse aus ästhetischer Intuition stattdessen evokativ, indem er die intime Nähe zwischen sich und der ‚Gestalt‘ Goethe suggeriert.“<sup>89</sup> Konzentriert man sich auf die daraus resultierenden fiktionalen Elemente des Erzählten, lässt sich ein auktorialer Erzähler identifizieren, der souverän über seinen Gegenstand verfügt. Aus der Nullfokalisierung kommentiert der Erzähler die Handlung, er interpretiert und erläutert Zusammenhänge, die erst aus der Rückschau gesehen werden können. In retrospektiver Teleologie bringt er alle Lebensereignisse Goethes in eine sinnstiftende Abfolge. Auch das Signet der *Blätter für die Kunst* ist ein Fiktionssignal, da es auf eine künstlerische Handhabung des faktualen Stoffes verweist.

---

nen [...]“ Zit. n. Brief von Fine von Kahler an Gundolf, Wolfratshausen, 23.7.1916, in: Friedrich Gundolf/Erich von Kahler: Briefwechsel, hg. v. Pott, Bd. 2, 2012, S. 392. Gundolf hält seine Verehrung für Fine auch gegenüber dem Ehemann nicht zurück. Am 11. Oktober 1917 schreibt er an Erich von Kahler: „Von Fine hab ich heute Nacht geträumt, dass mir das Herz noch heute früh schlägt von leidenschaftlicher Verehrung und Sehnsucht. Sollte man meinen, dass diese Gefühle noch immer wachsen könnten, wie Goethes Schädel bis an sein Lebensende?“ Zit. n. Brief von Gundolf an Erich von Kahler, Berlin, 11.10.1917, in: Friedrich Gundolf/Erich von Kahler: Briefwechsel, hg. v. Pott, Bd. 1, 2012, S. 166.

<sup>86</sup> Brief von Gundolf an Herbert Cysarz, Heidelberg 14.11.1926, Gundolf-Nachlass, GSA, G2, Mappe 2.

<sup>87</sup> Brief von Ernst Kantorowicz an Friedrich Gundolf, Berlin-Charlottenburg, 23.11.1928, Gundolf-Nachlass, GSA, Gundolf V, 19, K1. Das Zitat lautet im Zusammenhang: „Als ich vor wenigen Tagen mit der Abendpost diese wirklich gewichtigen Bände erhielt, kam mir im Zimmer auf- und abgehend die Erinnerung an jene ersten Anfänge, die nun Jahre zurückliegen [...]“.

<sup>88</sup> Lejeune: Der autobiographische Pakt, 1994, S. 13–51.

<sup>89</sup> Redl: Dichtergermanisten der Moderne, 2016, S. 223, ähnlich S. 227.

In einer früheren Vortragsfassung trat Gundolf durch Erzählerkommentare hervor, die er für die Druckfassung wieder strich.<sup>90</sup> So verzichtete er auf Passagen, in denen er sein Vorgehen erläuterte, begründete oder zusammenfasste. Zum Beispiel löschte er eine direkte Leseransprache im Kapitel *Anfänge*: „[Je]der von Ihnen wird sich ähnlicher Streiche aus seinen Kinderjahren erinnern oder aus der Beobachtung beliebiger Bälge erfahren können“.<sup>91</sup> Gundolf nimmt sich als Erzähler zurück und lässt seine Person in einem pluralen Erzählerkollektiv („wir“) aufgehen. Die handschriftlichen Korrekturen im Kapitel *Anfänge* verdeutlichen auch dies: Den Satz „So lasse ich auch die Schreib- und Sprachübungen des Knaben Goethe beiseite“ korrigiert Gundolf zu „So lassen wir auch die Schreib- und Sprachübungen des Knaben Goethe beiseite“.<sup>92</sup>

Der erste Satz der Einleitung präzisiert Gundolfs Rolle und belegt gleichzeitig die programmatische Wahl des Titels: „Das nachfolgende Buch ist betitelt ‚Goethe‘, ohne weiteren Zusatz. – Es ist daraus schon zu entnehmen worauf es wesentlich ankommt: auf die Darstellung von Goethes gesamter Gestalt, der größten Einheit worin deutscher Geist sich verkörpert hat.“ (Goe, 1) Der Einleitungssatz greift den Titel des Buches auf und begründet ihn. Die Bezeichnung „Buch“ lässt eine präzise Gattungszuschreibung offen. Die Alliteration „Goethes gesamte Gestalt“ ist ebenso programmatisch zu verstehen wie die drei Begriffe „Gestalt“, „Einheit“ und „Geist“, die von charakterisierenden Epitheta („gesamter“, „größten“ und „deutschen“) begleitet werden. Als begriffliche Stellvertreter für Gundolfs Ideen tauchen sie an zentralen Stellen des Textes immer wieder auf. Gundolf tritt zu Beginn des Textes zwar in Erscheinung, rückt aber nicht in den Vordergrund. Vielmehr formuliert er den Anspruch, eine allgemeingültige Wahrheit zu verkünden („worauf es wesentlich ankommt“). Auch im weiteren Verlauf des Textes gibt Gundolf darüber Auskunft, wie er seine eigene Rolle versteht.

Für den Biographen sind die Werke Zeugnisse eines Ablaufs, Mittel zu seiner Erkenntnis, für den Ästhetiker ist das Leben Stoff zum Aufbau der Werke, für den Betrachter der Gestalt sind Leben und Werk nur die verschiedenen Attribute einer und derselben Substanz, einer geistig leiblichen Einheit, die zugleich als Bewegung und als Form erscheint. (Goe, 1)

In der Autorentrias von „Biograph“, „Ästhetiker“ und „Betrachter der Gestalt“, die rhetorisch als Klimax strukturiert und damit hierarchisch zu verstehen ist, ordnet sich Gundolf der höchsten Position zu. Er inszeniert sich als ‚sehender‘ Deuter Goethes. Die Bezeichnung „Betrachter der Gestalt“ suggeriert mit einer Metapher des Blicks, dass Gundolf seinen Protagonisten als eine simultan erfassbare Größe versteht.

<sup>90</sup> Das Manuskript der Vortragsfassung, aus der wörtlich auch die Goethe-Monographie hervorgegangen ist, wird im Gundolf-Nachlass, GSA, unter den Signaturen M53–55 verwahrt.

<sup>91</sup> Vgl. Goethe-Manuskript I im Gundolf Nachlass, GSA, M53, S. 64.

<sup>92</sup> Ebd.

In einer 28 Seiten langen Einleitung fasst Gundolf sein Programm zusammen und formuliert eine Gesamtinterpretation des Dichters. Im Gegensatz zur Einleitung Meyers, in der es um den Einfluss der Eltern auf Goethes Entwicklung geht und dieser aus seinem Umfeld heraus erklärt wird,<sup>93</sup> statuiert Gundolf zu Beginn den nativistischen Genius seines Protagonisten. Zunächst grenzt Gundolf seine Studie von herkömmlichen Biographien ab: Er plane keine „bloße Biographie“ (Goe, 1). Die abwertende Alliteration und die folgenden antithetischen Kontrastierungen verdeutlichen auch auf sprachlicher Ebene Gundolfs Abgrenzungsversuche. Anstelle einer Entwicklungsgeschichte möchte er Leben und Werk als Einheit darstellen.

Die bloße Biographie hätte es nur zu tun mit einer Bewegung, einem Ablauf, falls sie nicht etwa gar, wie es gewöhnlich geschieht, ein bloßes Nacheinander von einzelnen Fakten gibt: jedenfalls ist der Schwerpunkt einer Goethe-biographie nicht seine Form, sondern seine Entwicklung, nicht was sich entwickelt, sondern wie sichs entwickelt. (Goe, 1)

Das eigene Vorgehen wird *ex negativo* definiert. Implizit wird die ganze Gattung abgewertet. Gundolfs Positivismus-Kritik („bloßes Nacheinander von einzelnen Fakten“) richtet sich sowohl gegen bisherige Goethe-Biographien als auch gegen die Gattung als solche. Gundolf versucht, den teleologischen Charakter einer biographischen Erzählung aufzubrechen, indem er ein nativistisches Konzept propagiert: Ein außergewöhnlicher Mensch werde schon als solcher geboren. Für diesen Menschen sei die Kunst keine Beschäftigung, sondern ein „ursprünglicher Zustand des Menschentums“ (Goe, 1). Aus dieser Tatsache ergibt sich für Gundolf eine biographistische Konsequenz: Das Leben eines Künstlers kann nicht losgelöst von seinem Werk, das Werk nicht losgelöst von seinem Leben betrachtet werden. Als „primäre Form des Lebens“ (Goe, 2) drücke die Dichtkunst Goethes eine eigene Wirklichkeit aus.<sup>94</sup> Gundolf stellt den „gewöhnlichen Menschen“ und den „großen Menschen“ als Komplementärfiguren gegenüber:

Wie nur große Menschen wirklich eine eigene Gestalt und ein eigenes Werk haben, so haben auch nur große Menschen ein eigenes Schicksal. Der gewöhnliche Mensch hat bloße Eigenschaften, Meinungen, Beschäftigungen und Erfahrungen die von außen bedingt, nicht von innen erbildet sind. [...] Das Zusammenstimmen dieser drei Fälle, so daß sie nur einer sind – eigenes Schicksal, eigene Schöpferkraft, eigene Gestalt – macht erst den klassisch großen Mann: sonst bleibt bloße Laufbahn, bloße Leistung, bloßes Genie übrig, wo der Hintergrund nicht zum Charakter, das Schicksal nicht zum Genie, das Werk nicht zum Leben gehört. Goethe ist der einzige Deutsche der jene Harmonie völlig erreicht hat [...]. (Goe, 4)

<sup>93</sup> Meyer: Goethe, Bd. 1, 1895, S. 1–15.

<sup>94</sup> Am Beispiel von *Dichtung und Wahrheit* verdeutlicht Gundolf seine These von der Zusammengehörigkeit von Leben und Werk: Die Autobiographie Goethes sei keine „Quelle“ für sein Leben, sondern der genuine Ausdruck seines Lebens selbst (Goe, 4f.).

Gundolfs rhetorische Strategie der Kontrastierung und argumentativen Steigerung führt beide Menschentypen als unvereinbare Gegensätze ein. Während der ‚gewöhnliche Mensch‘ von seiner Umwelt beeinflusst ist, gestaltet der ‚große Mensch‘ diese Umwelt aus sich selbst heraus. Die sechsmalige Verwendung des positiv konnotierten Adjektivs „eigen“ (bezogen auf den ‚großen Menschen‘) und die viermalige Wiederholung des abwertenden Adjektivs „bloß“ (bezogen auf den ‚gewöhnlichen Menschen‘) in Form von Parallelisierungen und parataktischen Reihungen vertiefen auch sprachlich den Kontrast. Zur Beschreibung des ‚großen Menschen‘ führt Gundolf die Begriffe „Gestalt“, „Werk“ und „Schicksal“ ein. Die Synthese dieser drei Prinzipien in einem einzelnen Menschen formt die „Gesamtgestalt“. Den Status des ‚großen Menschen‘ erlangt nur derjenige, der von Geburt an prädestiniert ist. Alle anderen sind von vornherein ausgeschlossen. Ist das ‚Werk‘ zwar etwas, das erst im Lauf eines Lebens entsteht, so sind ‚Gestalt‘ und ‚Schicksal‘ bereits im Kind erkennbar. Gundolfs ‚Gestaltbetrachtung‘ eignet sich nur für solche seltenen Personen, die dieser nativistischen Vorgabe entsprechen. Er hat damit ein überaus vages und zugleich in höchstem Maße exklusives Modell des ‚großen Menschen‘ geschaffen.

Aber auch der Literaturhistoriker als ‚Gestaltbetrachter‘ zählt zu einem exklusiven Kreis: Um Goethe darstellen zu können, so Gundolf, müsse man ihn „als ein Ganzes erlebt haben“ (Goe, 5). Das ‚Erlebnis‘ transformiert den Historiker zu einem Teilhaber an Goethes Leben. Um Goethe aber überhaupt ‚erleben‘ zu können, brauche es eine entsprechende Veranlagung: „Der Anspruch ist der: daß man überhaupt des Erlebnisses Goethe als eines Ganzen fähig sei und einen Sinn für Sprache als Gebild, als Dichtung habe [...]“. Nur wer mit „Ehrfurcht“ und „Enthusiasmus“ ans Werk gehe, ohne in „schönggeistige Schwärmerei“ zu verfallen, könne eine exklusive Verbindung zu seinem Gegenstand herstellen (Goe, 7). In der sozialen Figuration von ‚gewöhnlichen Menschen‘ und ‚großen Menschen‘ nehmen die ‚Gestaltbetrachter‘ eine zentrale Rolle ein. Nur sie haben exklusiven Zugang zur verehrten Figur und allein ihnen als ‚Mittler‘ obliegt die Deutungs- und Darstellungshoheit.

In der Einleitung entwickelt Gundolf auch das Bild der „Kräftekugel“, welches die holistische Idee der ‚Gesamtgestalt‘ metaphorisch einfängt.<sup>95</sup> Die ‚Kräftekugel‘ stellt keine lineare Entwicklung dar, sondern deutet das Leben als „kugelförmige Ausstrahlungen von einer Mitte her“ und verbindet auf diese Weise Zeit und Raum (Goe, 14):

Die einzelnen Werke sind die sichtbaren Schichten dieser strahlenden Kraft, als die Zonen der Gesamtkugel immer Goethisch, immer Zeugnisse der gleichen Gestalt, aber von verschiedenem Umfang und verschiedener Dichte und Struktur, wie die verschiedenen Jahresringe an Bäumen: gleichfalls Zeugnisse wirkender flüssiger Kräfte, gleichfalls

<sup>95</sup> Vgl. hierzu Rossi: Gesamterkennen, 2011, S. 231–234. Gundolfs Gestalt-Konzept in Bezug zu Spinoza deutet Redl: Dichtergermanisten der Moderne, 2016, S. 222.

raumgewordene Zeugnisse für zeitliche Vorgänge. Goethes Werke sind also Jahresringe, Jahreszonen der Goethischen Entwicklungskugel, nicht Stationen einer Goethischen Entwicklungslinie. (Goe, 15)

Worin zeigt sich die Außergewöhnlichkeit Goethes? Alle bewussten oder unbewussten Äußerungen Goethes ergeben ein in sich stimmiges Bild. Dem entspricht die Kugel als vollkommenes Objekt. Mit naturmetaphorischen Erläuterungen (etwa dem Bild der Jahresringe) verdeutlicht Gundolf sein organologisches Modell. Auch seine Aufforderung „denken wir immer an den Weg der Pflanze vom Samen bis zur Reife“ (Goe, 15) versucht, die ‚Gestalt‘ mithilfe von Bildern aus der Natur zu veranschaulichen.<sup>96</sup>

Gundolf liefert in der Einleitung eine programmatische Linie für seine Monographie. Für die vorliegende Studie sind die Strategien interessant, mit denen Gundolf sowohl Goethe als auch sich selbst eine Sonderrolle zuweist. Goethe wird zur herausragenden Figur bestimmt, die nach anderen Kriterien bemessen und analysiert werden muss als andere historische Figuren. Die Außergewöhnlichkeit Goethes bringt Gundolf vor allem im Bild der ‚Kräftekugel‘ zum Ausdruck, das die Vollständigkeit und Perfektion seiner ‚Gestalt‘ anschaulich vermitteln soll. Gundolf zählt sich selbst zur kleinen Gruppe der privilegierten ‚Gestaltbetrachter‘, die einen vermeintlich exklusiven Zugang zu ihrem Gegenstand besitzen, der sich aus Ehrfurcht und einer nicht weiter spezifizierten Veranlagung ableitet.

### 1.3. Einzelaspekte der Heroisierung

#### *Die Kindheit des Helden*

Geburt und Kindheit haben im Leben einer heroischen Figur eine ambivalente Stellung. Zwar lassen sich in dieser Lebensphase vermeintliche Vorzeichen des späteren Lebens ausmachen, zugleich muss der Biograph aber auch Ereignisse oder Eigenschaften darstellen, die gewöhnlich und damit unheroisch sind. Wie kann die Kindheit einer Figur beschrieben werden, ohne das Bild einer heroischen Persönlichkeit zu unterlaufen?

Georges Gedicht *Die Kindheit des Helden* handelt von folgender Begebenheit: Ein Knabe zieht in selbstgewählter Einsamkeit und auf der Suche nach Abenteuer und Bewährung in die Wildnis.<sup>97</sup> In der Natur findet der junge Abenteurer im Lendenschurz jedoch nur die Tier- und Pflanzenwelt als schwachen Gegner vor. Lediglich im Traum begegnen ihm gefährliche Ungeheuer, die er als berittener

<sup>96</sup> Auch Vergleiche aus dem Bereich der Bildhauerei werden bemüht: „[...] wir sehen gleichsam hier die Splitter und Schnitzel die dabei abfielen, wenn er an dem Block seines Lebensstandbildes arbeitete.“ (Goe, 15).

<sup>97</sup> Stefan George: *Die Kindheit des Helden*, in: *Der siebente Ring*, Stuttgart 1986 (SW, 6/7), S. 58f.



Held siegreich bekämpft. Er erträumt sich Visionen einer künftigen Größe in ferner Zukunft, in der ihm Verehrung und Ehrfurcht entgegengebracht werden. Obgleich er seine Heldentaten nur schlafend vollbringt, sind dem Knaben Abenteuerlust, Naturverbundenheit, Drang nach Einsamkeit und agonales Handeln schon als Voraussetzungen für die große Tat eingeschrieben. Sie lassen in ihm einen künftigen Helden erahnen. Der Titel *Die Kindheit des Helden* verweist aus der Retrospektive auf kommende Heldentaten. Ihm liegt der Gedanke zugrunde, der künftige Held zeige sich schon in der Kindheit. Auch Gundolf deutet kindische Eigenschaften Goethes als frühe Vorzeichen und generiert dadurch ein geschlossenes Bild von dessen Persönlichkeit im Sinne der ‚Kräftekuugel‘. Zugrunde liege – so Arrighetti – ein „Entelechieprinzip, das eine Selbstverwirklichung des Individuums aus eigenen Anlagen“ vorgebe. Dieses organologische Modell werde durch Gundolfs Natur- und Pflanzenmetaphorik gestützt.<sup>98</sup> Gundolf spricht etwa von „Goethischen Gewächsen“ (Goe, 50) oder davon, dass Goethe selbst „sein Ziel ist [...], wie das Ziel des Keims die eigne Blüte oder Frucht“ (Goe, 83). Zudem gehöre es „zum Charakter Goethes so gut wie zu seinem Schicksal“, dass er „zur richtigen Reifezeit in die richtige natürliche Landschaft“ eingetreten sei (Goe, 88).<sup>99</sup>

Gundolf leitet das Kapitel *Anfänge* über Goethes Kindheit mit einer Frage ein: „Was ist an diesem von außen her noch unbeeinflussten nackten Geschöpf das Früheste das wir als angeboren Goethisch, als ein zugleich unterscheidendes und ursprüngliches Merkmal eben dieses Wesens anerkennen dürfen?“ (Goe, 31) Sich selbst als „Historiker“ bezeichnend, der nicht nur zwischen „echten und falschen“, sondern auch zwischen „bezeichnenden und unbezeichnenden“ Quellen unterscheiden muss, beantwortet er seine Frage anhand von Quellenmaterial, das zwischen Fakt und Fiktion schwankt (Goe, 31). Gundolf wählt aus zahlreichen Überlieferungen zu Goethes Kindheit ausgerechnet Bettina von Arnims *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* (1835) aus, obwohl er um die Unzuverlässigkeit der Überlieferung weiß. Bettina von Arnims *Briefwechsel*, der gleich nach seinem Erscheinen für einen Eklat sorgte, musste sich vielfach dem Vorwurf stellen, massiv bearbeitet und fiktional überformt zu sein.<sup>100</sup> Daher war er als Quelle für eine wissenschaftliche Abhandlung kaum geeignet. Gundolf jedoch beugt der Kritik vor, indem er mit der Kategorie der ‚Wahrscheinlichkeit‘ operiert: Die Briefe

<sup>98</sup> Arrighetti, Mensch und Werk, 2008, S. 102.

<sup>99</sup> Auch ein Exkurs zur Erziehung aus der Manuskriptfassung bemüht die Pflanzenmetaphorik: „Die Erziehung durch den Eros, die griechische Erziehung war nicht der Goethische Typus, sondern eben die organisch bildnerische, die ihr Gleichnis am besten in der Tätigkeit des Gärtners findet: der seine Pfleglinge auch nicht nach einer vorgefassten Idee von der Idealpflanze, oder von der Idealgärtnerei aufzieht, sondern auf Grund seiner Kenntnis ihrer Lebensbedingungen und ihrer pflanzlichen Struktur.“ Zit. n. Goethe-Manuskript I im Gundolf-Nachlass, GSA, M53, S. 80.

<sup>100</sup> Vgl. hierzu den Kommentar von Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff, in: Bettine von Arnim: *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde*, hg. v. dens., Frankfurt a.M. 1992 (Werke und Briefe in vier Bänden, 2 ), S. 819–1169, bes. S. 908–970.

überschritten als „Anekdoten nicht den Bereich des Wahrscheinlichen“ und hätten in ihrem kindischen Charakter einen „echten faktischen Kern“ (Goe, 32). Im Anschluss an die *Poetik* des Aristoteles geht es Gundolf nicht um verbürgte Wahrheit, sondern um die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Erzählten.<sup>101</sup> Mit seiner These, auch fiktive Aussagen hätten einen ‚wahren Kern‘, widerspricht er seiner Selbstbezeichnung als ‚Historiker‘ und überschreitet die Grenze zur Dichtung.

Für die ‚heroische Biographie‘, so lässt sich aus seinen Worten schlussfolgern, gelten die Kriterien ‚richtig‘ und ‚falsch‘ nicht. Auch wenn einzelne Aussagen fiktional sind, können sie auf den heroischen Gehalt der portraitierten Figur verweisen. Gundolf stilisiert sich an dieser Stelle zu einem Historiker, der zwar souverän über das Quellenmaterial verfügt, aber zugleich eine explizit subjektive Figur formt. Der Fall Bettina von Arnim ist allerdings eine Ausnahme: Nur selten nennt Gundolf so explizit seine Quelle und sichert sich gegen den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit ab. Seine folgende Argumentation, die aus den Berichten Bettina von Arnims heroische Eigenschaften Goethes ableitet, führt er in ungewohnt vorsichtigen Schritten. Er nähert sich seiner These zunächst unter Vorbehalt im Bedingungssatz und mithilfe des Konjunktivs: „Wenn dieser Bericht wahr ist oder Wahrheit enthält, so hätten wir hier die erste dumpfe Bezeugung von Goethes eingebornem Bildnertrieb.“ Kurz darauf ist er jedoch bereits überzeugt: „Wir haben es hier mit einer ersten Goethischen Ureigenschaft zu tun.“ (Goe, 32) Im Folgenden lädt Gundolf Anekdoten aus Goethes Kindheit bedeutungsvoll auf, indem er mit ihrer Hilfe sog. „Ureigenschaften“ veranschaulicht. In Anlehnung an Nietzsches Diktum „Aus drei Anekdoten ist es möglich, das Bild eines Menschen zu geben“<sup>102</sup> werden drei Geschichten ausgewählt, welche diese vermeintlichen „Ureigenschaften“ zeigen: „Schönheitssinn“, „Selbstgefühl“ und „dichterische Phantasie“. Alle drei Anekdoten folgen demselben Argumentationsmuster: Ausgehend von einer Begebenheit aus dem alltäglichen Leben des Jungen, die ihn gegenüber seinen Kameraden hervorhebt, wird interpretatorisch auf eine außergewöhnliche Eigenschaft geschlossen. Der ersten Anekdote zufolge hat sich Goethe im Alter von drei Jahren geweigert, mit einem anderen Kind zu spielen, weil es hässlich war. Gundolf interpretiert hier „eine erste dumpfe Bezeugung“ von Goethes Sinn für das Ästhetische (Goe, 32). Der zweiten Anekdote zufolge hat Goethe mit sieben Jahren behauptet, ihn würden Dinge, die anderen Leuten genügen, nicht zufriedenstellen. Gundolf schreibt

<sup>101</sup> „Aus dem Gesagten ergibt sich auch, daß es nicht Aufgabe des Dichters ist mitzuteilen, was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte, d.h. nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche.“ Zit. n. Aristoteles: *Poetik*. Griechisch/Deutsch, übers. u. hg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart 2003, Kap. 9, S. 29.

<sup>102</sup> Friedrich Nietzsche: *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen*, in: Ders.: *Die Geburt der Tragödie, Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV, Nachgelassene Schriften 1870–1873*, KSA 1, S. 799–872, hier S. 803. Nach Ernst Kris und Otto Kurz ist die Anekdote die „Urzelle“ der Biographik, vgl. Kris/Kurz: *Die Legende vom Künstler*, 1980, S. 33.

Goethe ein „dumpfes Gefühl seiner Einzigkeit und Überlegenheit“ zu, sein „Selbstgefühl“ (Goe, 33). Der dritten Anekdote zufolge hat Goethe die Geschichten, die seine Mutter ihm erzählte, nach eigenem Ermessen geändert. Hier kündigt sich nach Gundolf das „Fabulieren“, das „Dichterische“ als Eigenschaft an (Goe, 34).

Gundolf deutet die Kindheit Goethes in retrospektiver Teleologie: Goethe war schon als Kind ein Dichter, sein Leben eine Folge logischer Konsequenzen. Diese „narrative Harmonisierung“<sup>103</sup> stiftet nachträglich Kohärenz in Goethes Leben. Seine ‚Gestalt‘ unterliegt keiner Entwicklung, sondern vollendet sich aus eigenen Anlagen.<sup>104</sup> Für diese Art der Darstellung sind historische Fakten zweitrangig. Das zeigt auch Gundolfs weitgehender Verzicht auf Lebensdaten. Goethes Geburtstag, der 28. August 1749, ist eines von wenigen explizit genannten Daten.<sup>105</sup>

Gundolfs *Goethe* unterscheidet sich von anderen Biographien weniger durch Inhalte als mehr durch die radikale Konsequenz seiner Deutung. Dies macht ein Vergleich mit Meyers Studie deutlich. Auch Meyer führt Kindheitsepisoden Goethes an, um frühe Eigenschaften des späteren Dichters hervorzuheben. Er beurteilt sie mit der gleichen kritischen Distanz:

Allzusehr darf man den Erzählungen aus der Kindheit nie trauen, wo sie Einzelnes berichten; was Frau Rat wirklich erzählt hat, und was sie gar nach den reizenden Briefdichtungen der Bettina von Arnim erzählt haben soll, das trägt oft deutlich genug den Stempel liebevoller Ausschmückung.<sup>106</sup>

Trotz aller Skepsis deutet auch Meyer die Anekdoten mit Blick auf die Entwicklung des Dichters: „[E]inige Züge [sind] zu merkwürdig, um nicht erwähnt zu

---

<sup>103</sup> Scheuer: „Dichter und Helden“, in: Stefan George. Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘, hg. v. Braungart/Oelmann/Böschstein, 2001, S. 305.

<sup>104</sup> Auch in einer posthum veröffentlichten Rede Gundolfs über Goethes Kindheit aus dem Jahr 1931 steht dessen Entelechie im Vordergrund. Es geht um den Einfluss der Eltern auf den berühmten Sohn: Die Schlichtheit und Frohnatur der Mutter im Besonderen, aber auch die Strenge des Vaters hätten Goethe von Beginn an geprägt. Goethe sei „aus der mütterlichen Hege und *durch* sie [...] zum eigenen Genius [erwacht]“. Allerdings habe sich ihre Rolle von den historischen Fakten gelöst: „Die Mütter von Heilanden und Helden sind schwer von der Mythe zu trennen, auch wenn ihr genaues Bild überliefert ist und nicht Schöpfungsmysterien das Nichtwissen ausfüllen.“ Zit. n. dem Abdruck der Rede in Gundolf: Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte, hg. v. Schmitz/Martini, 1980, S. 424–438, hier S. 425 u. 426. Kursivierung vom Verfasser.

<sup>105</sup> Gundolf nennt nur wenige konkrete Datumsangaben, darunter etwa zwei Daten von Briefen Schillers an Goethe vom 23. August 1794 und vom 31. August 1794. Das Typoskript der Goethe-Biographie in Gundolfs Nachlass verrät, dass er im letzten Teil der Biographie auch das Sterbedatum Schillers genannt hatte, es allerdings handschriftlich wieder strich. „Der Tod Schillers, am 9. Mai 1805 warf Goethe nicht aus der Bahn in die er mit und durch Schiller eingetreten war, aber er unterbrach die stetige Aktivität mit einem tragischen Ruck und brachte ihm zum Bewußtsein seiner Einsamkeit in seiner damaligen Reife und Bildung.“

<sup>106</sup> Meyer: Goethe, Bd. 1, 1895, S. 17.

werden.“ Er erkennt den „Dichtertrieb“ im Weitererzählen der mütterlichen Geschichten und den „Schönheitssinn“ in Goethes Abneigung gegen alles Hässliche. Was Meyer aber noch vorsichtig infrage stellt („[F]ielen hier wirklich schon die ersten Saatkörner auf den Boden [...]?“)<sup>107</sup> wird bei Gundolf zum Faktum. Jedoch distanziert sich auch Gundolf gelegentlich von der Idee, das Heroische zeige sich bereits im Kind. In einer früheren Bearbeitung hatte er noch von „heldenhafter Geduld“ gesprochen, mit der Goethe seine Kinderkrankheiten ertrug. In der Korrektur milderte er diese Formulierung zu „tapfer“.<sup>108</sup>

### *„Begegnungen“ mit anderen heroischen Figuren*

Von entscheidender Bedeutung für das Leben Goethes sind ‚Begegnungen‘ mit anderen außergewöhnlichen Persönlichkeiten. Goethes Shakespeare-Lektüre und sein Zusammentreffen mit Napoleon werden bei Gundolf in gesonderten Unterkapiteln herausgestellt, die – analog zum Titel der Monographie – jeweils den Namen ihres Protagonisten tragen: *Shakespeare* und *Napoleon*. Beide Figuren fanden auch Eingang in die Heldengenealogie des George-Kreises.<sup>109</sup> Wie arrangiert Gundolf die Shakespeare-Lektüre als epochale Wende in Goethes Leben und auf welche Weise schildert er die Begegnung mit Napoleon als Konfrontation zweier herausragender Persönlichkeiten ihrer Zeit?

Goethes ‚Begegnung‘ mit Shakespeare ist ein durch Johann Gottfried Herder gesteuertes Lektüreereignis, in dem Shakespeare als Vorbild, Goethe als Verehrer und Herder als Mittler auftritt. In dem nur etwas mehr als drei Seiten umfassenden Kapitel *Shakespeare* (Goe, 94–98) wird Herder insgesamt sechs Mal als Mittler hervorgehoben: „Die Erweckung Shakespeares war für Goethe [...] von den Erweiterungen die er Herder dankte weitaus die wichtigste [...].“ (Goe, 94)<sup>110</sup> Die Shakespeare-Lektüre wird als „neues Bildungserlebnis welches Herder dem jungen Goethe vermittelte“ (Goe, 95) zum Auslöser für eine neue dichterische Qualität, zu einem Ereignis mit eklatanten Folgen: „[D]er potenzielle Goethe der in ihm erst schlummerte, dann rang, dann vereinzelt durchschlug, wurde hier endlich aktuell.“ (Goe, 96) Das Bild eines ‚potenziellen Goethe‘ – als *totum pro parte* für seine dichterische Tätigkeit – schließt an die organologischen Metaphern des Kindheitskapitels ebenso an wie an das in der Einleitung entwickelte Bild der

<sup>107</sup> Ebd., S. 17–19.

<sup>108</sup> Typoskript „Goethes Kindheit“, Gundolf-Nachlass, GSA, M58, S. 18.

<sup>109</sup> Friedrich Gundolf: *Shakespeare und der deutsche Geist*, Berlin 1911; Friedrich Gundolf: *Shakespeare. Sein Wesen und Werk*, Berlin 1928; Berthold Vallentin: *Napoleon*, Berlin 1923.

<sup>110</sup> Herder bekommt in der Studie auch ein eigenes, mit seinem Namen übertiteltes Kapitel (Goe, S. 88–94), in dem seine Bedeutung für Goethe hervorgehoben wird. Herders Vermittler- und Vorbildrolle wird auch in dem Essay *Goethe und Scott* von 1930 betont. Vgl. hierzu das Typoskript im Gundolf-Nachlass, GSA, M61.

„Kräftekugel“. Herder tritt als Lehrer auf, der seinem Schüler zum richtigen Zeitpunkt ein „Bildungserlebnis“ ermöglicht und dadurch dem als Anlage schon vorhandenen dichterischen Genius den Weg zur Entfaltung weist. So deutet Gundolf die im Texte mehrfach zitierte Rede Goethes *Zum Shakespears Tag* (1771) als einen „Dank an Herder, der ihm den wahren Shakespeare erschlossen hatte“ (Goe, 96). Auch Meyer betont die Rolle Herders für Goethe und stilisiert die Begegnung mit ihm zu einem Schlüsselmoment dieser Lebensphase: „[I]n Straßburg sollte Herder das Genie in ihm erwecken.“<sup>111</sup> Die Shakespeare-Lektüre kommt bei ihm allerdings sehr kurz: „Lessing hatte auf Shakespeare hingewiesen, Wieland übersetzte, Herder predigte ihn: Goethe versuchte ihn zu erreichen.“<sup>112</sup> Zwar deutet die Klimax der parallelisierten, parataktischen Sätze die große Bedeutung Shakespeares für Goethe an. Aber es bleibt bei dieser kurzen rhetorisch überformten Anspielung. Bei Gundolf ist Shakespeare hingegen auch für die Frage nach einer erzählerischen Heroisierung relevant. Denn Goethes Shakespeare-Lektüre wird zur Begegnung zweier Helden stilisiert. Mithilfe von Superlativen stellt Gundolf die Vorbildhaftigkeit der Dichtung Shakespeares heraus: Sein Werk sei „höchste Natur, [...] zugleich höchste Kunst [...] der Kunst der Griechen ebenbürtig“ (Goe, 95). Auch die zeitliche und thematische Nähe macht Shakespeare gegenüber den antiken Dichtern zum Vorbild für Goethe.

Und vor den Griechen [...] selbst vor Homer hatte Shakespeare voraus daß er das Welt- und Menschenbild der christlich europäischen Periode verkörperte. Er dichtete mythisch gesteigert die Leidenschaften und Schicksale nicht eines verklungenen Heldenalters, sondern einer Periode die menschlich nah genug war um noch in die Goethische Zeit hinein zu spiegeln und zu wirken, und doch noch groß, heroisch, ritterlich und gefährlich genug um sich von der sittigen Bürgerwelt als mythischer Hintergrund abzuheben. (Goe, 95)

Zeitlich nah und fern zugleich besitzt Shakespeare zum einen große Glaubwürdigkeit für Goethe und verkörpert zum anderen eine mythische Zeit, deren heroische Charakteristika („groß, heroisch, ritterlich und gefährlich“) die Gegenwart nicht bieten konnte. Die fehlende heroische Qualität der Gegenwart Goethes wird durch die Dichtung Shakespeares kompensiert, die eine „heroische Haltung“ inszeniert:

Shakespeare ist der letzte und einzige Dichter der schon und noch innerhalb der modernen bürgerlichen Welt das heroische Pathos gerettet, lebendig und lebhaft gezeigt hatte, nicht als rückblickende Romantik, sondern als selbstverständliche gegenwärtige Haltung, nicht als pittoreske Theatergeste sondern als unmittelbare Sprache des Herzens. (Goe, 95)

Sinnbildlich für die Symbiose von Bürgerlichkeit und Heldentum, die sich in der „heroischen Haltung“ zeigt, steht eine literarische Figur: „Hamlet ist ein heroisch

<sup>111</sup> Meyer: Goethe, Bd. 1, 1895, S. 43.

<sup>112</sup> Ebd., S. 53.

pathetischer Mensch mit allen spezifisch modernen Gefahren und Qualen. Von ihm aus führt ein gerader Weg zum antiken Helden Brutus und ein nicht minder gerader zum sentimentaligen Bürgerkind Werther.“ Indem er Vergangenheit und Gegenwart miteinander verknüpft, wird Shakespeare für Goethe das „unschätzbare Vorbild“. Gundolf beschwört das Ideal einer ‚heroischen Haltung‘ als „selbstverständliche gegenwärtige Haltung“ und formuliert damit auch einen Anspruch an die eigene Gegenwart. In der Gegenwart ‚heroisch‘ sein bedeutet, Tendenzen der eigenen Zeit mit der mythischen Vergangenheit zu verbinden. (Goe, 95)

Auch das Aufeinandertreffen von Goethe und Napoleon wird erzählerisch als Begegnung zweier „gewaltiger Menschen“ inszeniert (Goe, 536).<sup>113</sup> Im *Napoleon*-Kapitel steht der Vergleich der beiden heroischen Figuren ebenso im Vordergrund wie das Ausmaß der Wirkung, die sie aufeinander entfaltet haben. Während Gundolf der Begegnung ein eigenes Unterkapitel widmet, ordnet Meyer sie in das Kapitel zu den *Wahlverwandschaften* ein und rückt sie dadurch in den Hintergrund. Meyer evoziert zwar das Bild zweier sich begegnender Genien („Der Genius der neuen Zeit [Napoleon – A.B.] scheint sich ihm [Goethe – A.B.] persönlich zu nahen [...]“<sup>114</sup>), allerdings bleibt es sodann bei einer Aufzählung der überlieferten Fakten: „Am 2. Oktober 1808 um 11 Uhr hat er Audienz bei Napoleon, der ihn und Wieland zu sehen gewünscht hatte. Sie sprechen über literarische Themata: über den ‚Werther‘, über die Tragödie, wobei der Kaiser dem Dichter als schönstes Thema den ‚Tod Caesars‘ empfiehlt [...]“<sup>115</sup> Andere Überlieferungen wie Napoleons berühmter Ausruf „voilà un homme“ werden als überbewertete Anekdoten abgehandelt: „Man hat sich viel darauf zu gut gethan, daß der große Eroberer dem großen Dichter das Lob nachrief: ‚Voilà un homme!‘ Nun, daß Goethe vor Napoleon anders stehen würde als Gellert vor Friedrich dem Großen stand, das war zu erwarten.“<sup>116</sup> Mit diesen Worten ist das Thema bei Meyer abgeschlossen.

Der Dichter Goethe und der Staatsmann Napoleon treffen als lebende Zeitgenossen aufeinander. Die Evidenz Napoleons wird in der Argumentation Gundolfs zum wirkungsvollsten Element dieser Begegnung:

Für Goethe selbst war wichtiger als die weltgeschichtlichen Umwälzungen die Napoleons Siege im Gefolge hatten, und merkwürdiger als das auch ihn berührende Kriegselend [...] die persönliche Erscheinung des gewaltigen Menschen, sein Wesen und die Wirkung seines Dämons. Für Goethe kam alles auf die Anschauung und die sinnlich geistige Erfahrung an, und schwerlich hätten die ungeheuren Ereignisse, die politischen und militärischen Erfolge, die eigentliche Geschichte Napoleons ihm einen so nachhal-

<sup>113</sup> Schon zu Beginn des dritten Teils seiner Biographie, in dem auch das Napoleon-Kapitel zu finden ist, hatte Gundolf im Typoskript einen Vergleich der beiden Männer gezogen, den er allerdings bei einem handschriftlichen Korrekturdurchgang wieder strich. Vgl. Typoskript „Der alte Goethe“, Gundolf-Nachlass, GSA, M108, S. 1f.

<sup>114</sup> Meyer: Goethe, Bd. 3, 1895, S. 383.

<sup>115</sup> Ebd., S. 384.

<sup>116</sup> Ebd.



tigen Eindruck gemacht, wenn ihm nicht Napoleon als Gestalt, als Gebärde und Stimme begegnet wäre. (Goe, 536)

Die Wiederholung der einleitenden Formel („Für Goethe [...]. Für Goethe [...].“) verdoppelt nicht nur syntaktisch, sondern auch inhaltlich das Gesagte und verleiht der zentralen Aussage stärkeres Gewicht: Die Begegnung mit Napoleon als visueller und akustischer Eindruck befördert auch Goethes Interesse an den zeitgeschichtlichen Ereignissen. Sie führe dazu, so Gundolf, dass „alles was Goethe in seinen späteren Jahren über Herrscher, Völker, Staat und über das Dämonische gedacht hat, [...] wesentlich durch die Erscheinung Napoleons mit-bestimmt“ worden sei (Goe, 544). Gundolf schöpft aus dem Bildbereich der Natur, um den weiteren Eindruck zu beschreiben, den Napoleon auf Goethe macht:

Er nahm ihn als menschengewordnes Erdbeben, als ‚kräftigen Sturm des Übermuts‘, und alle seine mittelbaren oder unmittelbaren Äußerungen über Napoleon stammen aus der Betrachter-ehrfurcht vor einem inkommensurablen Naturwesen, das ihm vor andern unschätzbar blieb, weil es ihm nicht, wie Cäsar und Alexander, durch die ihm immer verdächtige Überlieferung der Historie vermittelt wurde, sondern – ein einziger Fall in seinem Leben – durch unmittelbare sinnliche Anschauung gegeben war [...]. (Goe, 540f.)

Napoleon verkörpert für Goethe unmessbare Naturgewalten („menschengewordnes Erdbeben“, „Sturm des Übermuts“) und flößt ihm durch seine sublimale Wirkung Ehrfurcht ein.<sup>117</sup> Die persönliche Begegnung mit Napoleon macht ihn für Goethe im Vergleich zu anderen Tathelden (Cäsar und Alexander) einzigartig. Die natürliche Präsenz schmälert nicht den Eindruck historischer Größe, sondern ruft diesen vielmehr erst hervor. Die Naturmetaphorik, die ausschließlich auf das Moment der Gefahr referiert, betont die Außerordentlichkeit von Napoleons Persönlichkeit ebenso wie seine überwältigende Wirkung auf Goethe. Aber nicht nur für Goethe sei die Begegnung ein merkwürdiger Moment gewesen, so Gundolf. Auch Napoleon war von der Evidenz Goethes überwältigt: „Der Kaiser [...] war offenbar überrascht durch die persönliche Gewalt von Goethes Erscheinung“ (Goe, 536f.). Für die Inszenierungsstrategie des ‚Erscheinens‘ gab es im Kreis ein Vorbild, das Gundolf beim Schreiben dieser Szene inspiriert haben könnte:<sup>118</sup> Ein sorgfältig geplantes Auf- und Abtreten und die damit einhergehende Limitierung seiner leiblichen Präsenz im Raum trugen zur Wirkung Georges erheblich bei.<sup>119</sup> Analog zu den Beschreibungen Georges in der Memorialliteratur des Krei-

---

<sup>117</sup> Vgl. auch Friedrich Schiller: Vom Erhabenen, in: Ders.: Theoretische Schriften, hg. v. Rolf-Peter Janz u.a., Frankfurt a.M. 1992 (Werke und Briefe in zwölf Bänden, 8), S. 395–422 sowie Friedrich Schiller: Über das Erhabene, in: Ders.: Theoretische Schriften, hg. v. Janz u.a., 1992, S. 822–840.

<sup>118</sup> In der Cäsar-Monographie von 1924 greift er dieses Thema erneut auf: „Das Erscheinen der Gewaltigen gehört zu ihrer Geschichte wie ihr Schaffen, die Bilder die sie in die rege Zeit prägen [...], sind Formen ihrer eigenen Kraft.“ Zit. n. Gundolf: Caesar. Geschichte seines Ruhms, 1924, S. 8.

<sup>119</sup> Vgl. Ulrich Raulff: Der Erscheinende. Stefan Georges epiphane Augenblicke, in: Ankünfte. An der Epochenschwelle um 1900, hg. v. Aage Hansen-Löve/Annegret Heitmann/Inka

ses<sup>120</sup> erhält auch die Begegnung mit Goethe für Napoleon eine völlig neue Qualität: „[N]un trat ihm in dem Verfasser des Werther eine an sich, von seinem Ruhm abgesehen, machtvolle Gestalt entgegen, derengleichen er auf seinen Zügen nie getroffen, ja wohl kaum für möglich gehalten hatte.“ Napoleon erkenne, dass ihm ein gleichrangiger Mensch gegenüberstehe: „Er, der als Herr der Welt wie als Dämon sich einzig fühlte und daher natürlicherweise alle anderen Menschen nur als Untertanen, Mittel oder Stoff bewertete, [...] begegnete hier zum erstenmal einem Wesen seines seelischen Ranges, einem Mitdämon.“ (Goe, 537)

Mit Goethe und Napoleon treffen zwei Personen aufeinander, die den für den George-Kreis zentralen Unterschied zwischen Wort und Tat markieren. Anhand dieser Gegenüberstellung wird ihre Differenz herausgehoben, die sich in der unterschiedlichen Herangehensweise an einen literarischen Stoff offenbart: den Tod Julius Cäsars. Als „Staatenlenker“ (Goe, 539) interessiere sich Napoleon ausschließlich für eine „Verherrlichung des Cäsarismus“ und eine Darstellung des „heroisch-politischen Pathos“ von Cäsars Ende (Goe, 540). Als „Menschenbildner“ (Goe, 539) lege Goethe hingegen alleiniges Augenmerk auf „die Tragödie einer großen Einzelseele welche in Widerstreit mit dem jeweils weltgültigen Gesetz und seinen Vertretern gerät“ (Goe, 540). Allerdings sind beide in der Adoration Cäsars vereint: „Von entgegengesetzten Seiten her trafen sie sich in der Verehrung großen Menschthums.“ (Goe, 539) Goethe und Napoleon sind nicht nur durch gegenseitige Ehrfurcht einander verbunden, sondern auch durch die gemeinsame Verehrung Cäsars. Dieser tritt als Urtypus des „großen Menschthums“ auf. Die heroische Figur, so suggeriert es Gundolfs Darstellung, befindet sich in einem permanenten Zustand der Verehrung und wird ihrerseits von anderen verehrt. Als gleichwertige außerordentliche Menschen beglaubigen Napoleon und Goethe gegenseitig ihre heroische Größe.

---

Mülder-Bach, München 2009, S. 41–55. Ulrich Raulff beschreibt die erstmalige Begegnung mit Stefan George auch an anderer Stelle: „Für viele war es der jähe Einbruch eines Gewaltigen in den persönlichen Alltag gewesen, bei anderen war eine längere Zeit der Erwartung vorangegangen, welche die Epiphanie vorbereitet hatte.“ Zit. n. Ulrich Raulff: *Steinerne Gäste. Im Lapidarium des George-Kreises*, in: *Das geheime Deutschland. Eine Ausgrabung. Köpfe aus dem George-Kreis*, hg. v. dems./Lutz Näfelt, Marbach a.N. 2008 (Marbacher Magazin, 121), S. 5–33, hier S. 21f. Für alle, die Stefan George auf diese Weise begegnen sollten, hatte das Treffen lebensverändernde Wirkung. Es wurde vielfach in der Memorialliteratur des Kreises verarbeitet. Vgl. auch Kolk: *Literarische Gruppenbildung*, 1998, S. 151–156.

<sup>120</sup> Vgl. etwa Salin: *Um Stefan George*, 1954, S. 11: „Der Betrachter stand erstarrt, auf den Fleck gebannt. Ein Hauch einer höheren Welt hatte ihn gestreift. Er wusste nicht mehr, was geschehen war, kaum wo er sich befand. War es ein Mensch gewesen, der durch die Menge schritt? [...] War es ein Gott, der das Gewühl zerteilt hatte und leichtfüßig zu andern Gestaden enteilt war?“

Am 22. März 1832, auf der Höhe des Tages, kurz ehe seine geliebte Sonne wieder zu sinken begann, entschlief er in seinem Lehnstuhl. „Mehr Licht!“ waren seine letzten Worte, und dann entwich sein Geist der trüben Erdenwelt. Das schönste Leben, das je gelebt wurde, hatte den schönsten Schluß gefunden.<sup>121</sup>

Meyers Schilderung von Goethes Tod enthält die wesentlichen Fakten: eine genaue Angabe des Datums (22. März 1832) und der Tageszeit (am Mittag) sowie den Ort des Geschehens (der Lehnstuhl in Goethes Privaträumen). Die Geschehnisse in Goethes Zimmer werden über das Sonnenlicht mit der Außenwelt verknüpft: Meyer parallelisiert das nachmittägliche Sinken der Sonne mit dem Ableben des 83-jährigen Dichters. Der Satzsatz seiner Goethe-Biographie gipfelt in zwei Superlativen, die zum Pathos der Schilderung beitragen und ein ‚Happy End‘ suggerieren: Dem „schönsten Leben“ habe diese Form des friedlichen Todes den „schönsten Schluß“ bereitet. Über den Verlust des Dichters tröstet Meyer zudem mit der religiösen Vorstellung hinweg, Goethes Geist habe nur das Diesseits (die „trübe Erdenwelt“) verlassen. Meyer deutet den Tod als ein würdevolles, sich nahtlos in die Lebensgeschichte des außerordentlichen Dichters einfügendes Ereignis. Zugleich schreibt er der Legende mehr Aussagekraft zu als der Wissenschaft, wenn er Goethes vermeintlich letzte Worte „Mehr Licht!“ als Faktum behandelt und damit den Wissensstand seiner Zeit ignoriert.<sup>122</sup>

Gundolf verzichtet im letzten Kapitel, betitelt mit *Faust II* (Goe, 747–786), auf eine Schilderung von Goethes Tod und entledigt sich damit des Problems, das Ende seines Helden darzustellen. Eine Schilderung der historischen Tatsachen wäre aufgrund des natürlichen, tendenziell ‚unheroischen‘ Todes wohl nicht infrage gekommen. Stattdessen verarbeitet Gundolf den Tod Goethes in theoretischen Überlegungen zum Leben und Sterben des ‚großen Menschen‘ an sich und lässt das Lebensende des Dichters in einer Interpretation von Goethes Alterswerk *Faust. Der Tragödie zweiter Teil* aufgehen. Auf diese Weise spart er die menschliche Tragik des tatsächlichen Todes aus. Goethes Leben – so legt Gundolf nahe – endet nicht mit dem Tod, sondern vollendet sich im Werk. Damit verabschiedet sich Gundolf endgültig von einer historischen Darstellung der Fakten und spitzt die Heroisierung Goethes in einer Synthese von Leben und Dichtung zu, wie er sie bereits in der Einleitung programmatisch angekündigt hatte. Die Faust-Figur bietet sich als Referenzfigur an, da sie Goethes Leben von Beginn an begleitet hat: vom *Urfaust* über *Faust I* zu *Faust II*. Auch die Gliederung der Monographie unterstreicht diese Kontinuität: Gundolf verarbeitet Goethes Beschäftigung mit dem Faust-Stoff sowohl im ersten als auch im letzten Teil der Studie.

<sup>121</sup> Meyer: Goethe, Bd. 3, 1895, S. 600.

<sup>122</sup> Den Mythos über Goethes letzte Worte hat Karl S. Guthke anschaulich dargestellt, vgl. Guthke: Letzte Worte. Variationen über ein Thema der Kulturgeschichte des Westens, München 1990, bes. S. 88–94.

Fausts Tod, als Loslösung vom Irdischen, mündet in Vergeistigung und Apotheose.<sup>123</sup> Gundolf interpretiert das Leben und Ende der Figur jedoch als Entsagung und den *Faust II* als ein Gleichnis für Goethes Leben: „Der Faust ist das Gleichnis seines Lebens das mit dem Anspruch auf völlige Auswirkung seiner selbst um jeden Preis bis zum heroischen oder tragischen Untergang anhebt und das mit dem Verzicht zugunsten der begrenzten, aber menschlich nutzbaren Auswirkung schließt [...]“ (Goe, 750) Diese Ausführungen deuten auf ein unlösbares Dilemma zwischen heroischem Anspruch und menschlichen Möglichkeiten. Entscheidend für Goethes Leben sei der Verzicht: Während der junge Goethe als Shakespeare-Verehrer noch danach strebte, seine menschlichen Grenzen zu überwinden, so blieb der alte Goethe aus weiser Voraussicht innerhalb des menschlich Möglichen. Dies legt eine resümierende Passage nahe:

Wenn wir Fausts Ende als einen Verzicht Goethes empfinden, als Zeichen wie als Bekenntnis eines Verzichtes, so heißt das nicht daß wir etwas daran zu vermissen haben, ebenso wenig wie an Goethes Leben überhaupt, wenn wir es als entsagendes verstehen, laut Goethes Bekenntnis und – Verschweigen: es heißt nur daß das von Goethe mit Werk und Wesen Erreichte, so unerreichbar hoch es uns bleibt, seiner eignen ursprünglichen Idee vom Erreichbaren, welche Verzicht ausschloß, nicht genügte, daß er seine große Leistung empfand als sei sie durch das Opfer noch größerer dem Schicksal, den Gesetzen, dem tragischen Untergang abgekauft, als hätte er sich seiner ganzen angeborenen Fülle nach auswirken können, wenn er die Grenzen gesprengt und dadurch dem tragisch-heroischen Untergang sich ausgesetzt hätte, oder wenigstens in die ganze tragische Hölle deren Grauen er ahnte eingedrungen wäre wie Dante und Shakespeare, auch ohne die Vorgewißheit ob er heil wieder herauskommen werde. Da er das nicht wußte, hat er es nicht getan und lieber seine gottgegebene Kraft innerhalb der menschlichen Grenzen genutzt, ohne bis ans Ende der Leistung zu gehen die nur mit dem Weg bis ans Ende des Leidens zu erkaufen war. Er hat dafür die Qual der Entsagung auf sich genommen, die jede höchste Kraft als Preis an Eros und Daimon zahlen muß, wenn sie nicht mit ihrem Leben oder mit dem Tod zahlen will, mit Martyrium oder Untergang, wie die Heiligen und die Helden. (Goe, 749f.)

Erneut spricht im kollektiven „wir“ eine Verehrergruppe. Für sie gibt es an Goethes Leben nichts „zu vermissen“, es bleibe „unerreichbar hoch“. Gundolf geht es in dieser Theorie der Entsagung nicht darum, seinen Protagonisten zu deheroisieren. Gerade weil Goethe ein „Opfer“ gebracht habe, indem er zugunsten des menschlichen Lebens auf ein transgressives Heldentum verzichtete und somit einen tragischen Heldentod aussparte, ist sein Leben heroisch. Statt menschliche Grenzen zu sprengen habe Goethe „innerhalb der menschlichen Grenzen“ agiert. Er entspricht damit Gundolfs Heldenkonzeption, die im Anschluss an Nietzsche

<sup>123</sup> So verweist etwa Jochen Schmidt auf den nicht christlich, sondern neuplatonisch zu verstehenden Erlösungsgedanken, der in der vielzitierten Formel der Engel im letzten Akt von *Faust. Der Tragödie zweiter Teil* zum Ausdruck kommt: „Wer immer strebend sich bemüht, / Den können wir erlösen.“ (V. 11936f.). Vgl. Jochen Schmidt: Goethes Faust. Erster und Zweiter Teil. Grundlagen – Werk – Wirkung, 2. durchges. Aufl., München 2001, S. 296f.

(„[W]as einmal vermochte, den Begriff ‚Mensch‘ weiter auszuspannen und schöner zu erfüllen, das muss auch ewig vorhanden sein [...]“<sup>124</sup>) wesentlich auf einer Erfüllung vorgegebener menschlicher Möglichkeiten beruht. Für Gundolf stellt Goethe auch an seinem Lebensende noch eine sich selbst erfüllende ‚Kräftekugel‘ dar, die in ihrer Vollendung überzeitlich gültig ist. Wie ein Gebet muten Gundolfs letzte vergleichende Ausführungen über seinen Protagonisten an:

Wie der Kreis als bewegte Linie das Gleichnis der Unendlichkeit, als ruhende Figur das Gleichnis der in sich geschlossenen Endlichkeit selbst ist, so gibt dies in sich zurückkehrende Werk das Gleichnis von Goethes Leben, der unendlichen Bewegung, und von Goethes Gestalt, der ruhigen nach innen gefüllten, nach außen abschließenden, d.h. entsagenden Vollendung: all sein Drängen, als sein Ringen als ewige Ruh in Gott dem Herrn dem die Bewegung Bild, das Bild Gleichnis der Bewegung ist. (Goe, 786)

Gundolf übergibt den Verstorbenen symbolisch zur „ewigen Ruh“ an Gott. Für den irdischen Umgang mit dem toten Goethe findet hingegen Meyer eine Formel, die auch Gundolfs Darstellung leitet: „Jene Tugend dem Großen gegenüber zu üben, die er selbst als die höchste gepriesen hat: die Ehrfurcht, das geziemt Jedem. Und sie zeige sich nicht nur im bequemen Lob.“<sup>125</sup>

### *Stefan Georges Präsenz im Text*

Mehrere Quellen belegen es: George steuerte die Auswahl der portraitierten Figuren durch Ratschlag und Kritik. Als „Kontrollinstanz“ und „Supervisor“ bestimmte er die Entstehung und inhaltliche Gestaltung der *Werke der Wissenschaft*.<sup>126</sup> In Briefwechseln und in Erinnerungsbüchern des Kreises finden sich viele Hinweise auf seine Einflussnahme. So schreibt George etwa im Juli 1916 nach Lektüre des *Goethe*: „[M]ir [fällt] eben beim teil ‚Neue Lyrik‘ ein dass *du* hier doch noch zu viel von ‚werden‘ ‚bewegung‘ u.ä. fabelst. [...] Seele selbst in deiner weise als ‚das werdende‘ hinzustellen wäre eine greuliche ketzerei. Sie ist SEIN und WERDEN.“<sup>127</sup> Gundolf griff die Kritik Georges auf: *Sein und Werden* lautet der Titel des ersten Kapitels seiner Monographie.<sup>128</sup>

<sup>124</sup> Nietzsche: Vom Nutzen und Nachtheil, in: KSA 1, S. 259.

<sup>125</sup> Meyer: Goethe, Bd. 3, 1895, S. 609.

<sup>126</sup> Rossi: Die ‚Gestalt‘ des Erkennens, in: Scientia Poetica 15 (2011), S. 158.

<sup>127</sup> Vgl. den Brief von Stefan George an Friedrich Gundolf, Villa Filiana, Klosters, 28.7.1916, in: Stefan George – Friedrich Gundolf. Briefwechsel, hg. v. Boehringer, 1962, S. 282. George kritisiert hier wohl vor allem die Henri Bergson-Rezeption Gundolfs, die sich in der Idee des ‚Werdens‘ spiegelt. Vgl. hierzu ausführlich Reißmann: Literaturgeschichte als Kräftegeschichte, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 42, Heft 1 (1997), S. 63–105, hier S. 77. George veranlasste Gundolfs Bruder Ernst zu einem Aufsatz über Henri Bergson, der Friedrich Gundolf von Bergson lösen sollte. Vgl. Ernst Gundolf: Die Philosophie Henri Bergsons, in: Jahrbuch für die geistige Bewegung 3 (1912), S. 32–92.

<sup>128</sup> Siehe hierzu auch Leuschner: Wissenschaft im Schatten des Meisters, in: Goethe nach 1999, hg. v. Luserke, 2001, S. 127.

Georges Einfluss auf die Entstehung der Goethe-Biographie und seine Präsenz im Text in Form intertextueller Verweise hängen wohl eng miteinander zusammen. Osterkamp attestiert den Gestalt-Biographien, sie seien vor allem „Krypto-Biographien“ Georges.<sup>129</sup> Darauf deutet auch die genealogische Entwicklung der Biographik des Kreises hin zur George-Biographie als Höhe- oder Schlusspunkt, durch die eine geistige Verwandtschaft zwischen den portraitierten Heldenfiguren und George postuliert wird.<sup>130</sup> Warum sollte George allerdings implizit portraitiert worden sein, wenn auch explizit über ihn geschrieben wurde? Statt von ‚Krypto-Biographien‘ ließe sich treffender von einem intertextuellen Geflecht sprechen, in dem wiederkehrende Charakteristika der portraitierten Figuren die Texte auf erzählerischer wie struktureller Ebene miteinander verbinden und so eine Genealogie des Heroischen stiften, in der die charakteristischen Grundzüge aller Figuren schließlich auf eine Figur, nämlich George, zulaufen.

Die Goethe-Biographie ist mit Zitaten und Verweisen auf George versehen und tritt dadurch in einen intertextuellen Dialog zu dessen Dichtung. Schon die häufige Verwendung des Personalpronomens „wir“ verweist auf zweierlei: Zum einen ist der Leser von Gundolfs Studie aktiv in die Deutung mit einbezogen. Zum anderen spricht durch das „wir“ aber auch eine Gruppe. Gundolf bleibt zwar durch seine Autorschaft alleiniger Verantwortlicher des Textes, aber er lässt implizit George und den Kreis mitsprechen. Beide werden dadurch nicht nur im Signet der *Blätter für die Kunst* sichtbar, sondern auch im pluralen „wir“ des Textes. Die Präsenz Georges, die im Folgenden anhand der intertextuellen Verweise skizziert werden soll, macht auch Gundolf als Mittler sichtbar. Er tritt insbesondere an den Stellen im Text vermittelnd hervor, wo Bezüge zu seiner eigenen Gegenwart aufgemacht werden. Die intertextuellen Verweise lassen sich danach skalieren, ob allgemein auf die Dichtung Georges oder konkret auf einzelne Gedichte Bezug genommen wird. Die Verweise sind dort am deutlichsten, wo die Dichtung Georges wörtlich zitiert, der Prätext also eindeutig markiert ist. Gundolf verwendet etwa Zitate Georges, um einen eigenen Gedanken zu erläutern und zu veranschaulichen. Georges Lyrik wird so zum Hilfsmittel für Gundolf und dient der autoritären Beglaubigung seiner Argumentation: „Die Menschen der Goethischen Welt waren, um das Wort Stefan Georges zu gebrauchen, nicht mehr Söhne der Gaea, sondern ihre Enkel, d.h. nicht mehr genährt aus den erdhaften Stoffen selbst, sondern aus bereits abgeleiteten.“ (Goe, 25) Durch die Nennung des Dichternamens ist das ansonsten wegen fehlender Anführungszeichen unmarkierte Zitat auch für den nicht eingeweihten Leser eindeutig zuzuordnen. Allerdings ist nur dem Kenner sofort ersichtlich, dass es sich um ein Zi-

<sup>129</sup> Osterkamp: Das Eigene im Fremden. Georges Maximin-Erlebnis, in: Begegnung mit dem ‚Fremden‘, hg. v. Iwasaki, 1992, S. 394.

<sup>130</sup> Diesen ‚Höhepunkt‘ der Biographik bilden die beiden George-Monographien von Friedrich Wolters und Friedrich Gundolf. Vgl. hierzu Kap. IV.2.2.



tat aus Georges Gedicht *Goethes letzte Nacht in Italien* handelt.<sup>131</sup> Die intertextuelle Bezugnahme ist durch denselben Protagonisten zusätzlich intensiviert.

Noch weitere Male referiert Gundolf konkret auf ein einzelnes Gedicht Georges zur Veranschaulichung eines Gedankens. So dient die Figur des Engels aus Georges *Vorspiel I*<sup>132</sup> der illustrierenden Erläuterung eines im literarischen Text adressierten Du: „Ich denke hier vor allem an den Amor in Dantes Vita nuova, an den Jüngling und die Dame in Shakespeares Sonetten, an den Engel in Stefan Georges Vorspiel zum Teppich des Lebens.“ (Goe, 176) Die genannten drei Dichter Dante, Shakespeare und George verweisen zudem auf die bereits in Gundolfs programmatischen Texten entworfene Genealogie von Heldenfiguren. George wird hier gleichberechtigt neben die Vorbildfiguren des Kreises gestellt. Auch an anderer Stelle referiert Gundolf auf ein Gedicht aus dem *Vorspiel*, wenn er zwei Verse wörtlich zitiert: „Sind auch der Dinge Formen abertausend / Ist dir nur eine, Meine sie zu künden.“ (Goe, 783) Hier dienen die Verse einer Argumentation Gundolfs, wonach im *Faust II* die fehlende Einheitlichkeit von Sprache und Stil nicht auf die Heterogenität des Stoffs, sondern auf die Perspektive zurückzuführen sei.

Nietzsche und George werden gemeinsam als prominente Vertreter einer Gegenwartsdichtung hervorgehoben, die eine neue Blütezeit der Literatur markiert und sich eng an Goethes Werk orientiert:

Nach dem Ablauf der Epigonenzeit gibt es allerdings zwei Werke die aus der Wiedergeburt deutscher Seele auch eine Wiedergeburt des durch Goethe der deutschen Seele eingelebten Ostens erreichen und dadurch die Reihe des Divan auf gleichem Niveau fortsetzen: Nietzsches Zarathustra und Stefan Georges Buch der Hängenden Gärten. (Goe, 686)<sup>133</sup>

Beide gelten als Fortführer der bei Goethe begonnenen Auseinandersetzung mit einer östlichen Literaturtradition. Auch in Bezug auf ihre Übersetzungen werden beide mit Goethe verglichen. Allerdings seien sie hier bereits einen Schritt weiter: „So haben in unsren Tagen Nietzsche und Stefan George in deutscher Sprache Dinge sagbar gemacht die zu Goethes Zeit noch im sprachlosen Chaos ruhten [...]“. (Goe, 706) Gundolf verweist konkret auf die Gegenwart („in unsren Tagen“) und macht dadurch seinen eigenen Standpunkt als retrospektiver Beobachter deutlich. George ist als Nachkomme Goethes das literarische Vorbild seiner Zeit:

<sup>131</sup> Die Gedichtstelle bei George lautet: „Euch betraf nicht beglückterer stämme geschick / Denen ein Seher erstand am beginn ihrer zeiten / Der noch ein sohn war und nicht ein enkel der Gää [...]“, Strophe 3, Vers 1–3. Zit. n. George: *Goethes letzte Nacht in Italien*, in: *Das neue Reich*, Stuttgart 2001 (SW, 9), S. 8–10.

<sup>132</sup> Stefan George: *Vorspiel I*, in: *Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod mit einem Vorspiel*, Stuttgart 1984 (SW, 5), S. 10.

<sup>133</sup> Allerdings unterscheidet Gundolf zwischen Nietzsche und George: „Bei George ist der Fernzauber noch entschiedener östliche Märchen- und Traumluft [...]“. (Goe, 687).

Darum ist es kein Zufall daß Epochen und Menschen der nachhaltigen Leidenschaft des einheitlichen Lebensstils, der geschlossenen Kultur [...] in der Lyrik sich zyklisch geäußert haben, das ganze Altertum von Alkäus und Pindar bis zu den römischen Elegikern, dann Dante und Petrarca, dann Shakespeare in seinen Sonetten, in Deutschland wieder der klassisch, d.h. geduldig und augenhafte Goethe, und in unsren Tagen Stefan George. (Goe, 442)

Die wiederkehrende Bezugnahme auf die Referenzfigur George und seine Dichtung ist der Goethe-Biographie als Leitmotiv eingeschrieben. Sie beginnt mit der Auswahl des Verlags und dem Signet auf dem Deckblatt und wird in intertextuellen Referenzen intensiviert.<sup>134</sup>

## 2. Die Legende vom Helden – Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie (1918)<sup>135</sup>

Der 1900 verstorbene klassische Philologe, Philosoph und Dichter Nietzsche wurde als einziger Zeitgenosse in die ‚Geniegemeinschaft‘ des Kreises aufgenommen. Das Portrait, das der Literaturwissenschaftler Ernst Bertram in der Monographie *Nietzsche. Versuch einer Mythologie*<sup>136</sup> entwarf, und die Aufnahme des Bandes in die Reihe der *Blätter für die Kunst* im Jahr 1918 erhoben Nietzsche in den Rang eines Geisteshelden des Kreises. Zugleich diente die Studie Bertrams Laufbahn als Wissenschaftler: 1919 wurde sie als Habilitationsschrift an der Universität Bonn angenommen.<sup>137</sup> Sie bildete einen Höhepunkt der Nietzsche-Verehrung im Umfeld Georges und wurde auch unter dem Eindruck der zwei Jahre zuvor erschienenen Goethe-Biographie von Gundolf verfasst. Bertram schrieb sich, obwohl nie zum engeren Kreis gehörig, mit diesem Buch in die Geschichte der Kreis-Biographik ein und gilt bis heute als einer ihrer wichtigsten Vertreter.<sup>138</sup> Seiner Darstellung liegt ein erzählerisches Verfahren zugrunde, das

---

<sup>134</sup> Allerdings hat Gundolf auch Passagen wieder gestrichen, in denen George genannt wurde. Davon zeugt das Manuskript der Goethe-Biographie im Londoner Nachlass. Folgende Passage etwa wurde entfernt: „Im deutschen Schrifttum sind beide Gestaltungsarten typisch einander gegenübergetreten: der Urdichter Klopstock und der Bildungsdichter Wieland, in unseren Tagen etwa George und Hofmannsthal.“ Zit. n. Manuskript „Goethe I“, Gundolf-Nachlass, GSA, M53, S. 105.

<sup>135</sup> Vgl. auch Ann-Christin Bolay: „eine durch und durch poetische, künstlerische Natur“. Zu Ernst Bertrams und Theobald Zieglers Rezeption des Dichters Nietzsche, in: Nietzsche als Dichter. Lyrik – Poetologie – Rezeption, hg. v. Katharina Grätz/Sebastian Kaufmann, Berlin 2017 (Nietzsche-Lektüren, 1) (in Vorb.).

<sup>136</sup> Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Berlin 1918.

<sup>137</sup> Vgl. zur Vita Bertrams auch Böschenstein: Bertram, in: Handbuch 3, S. 1278–1281.

<sup>138</sup> Vgl. die einschlägigen Studien, in denen Bertrams Monographie immer als repräsentativ hervorgehoben wird, etwa Scheuer: „Dichter und Helden“, in: Stefan George. Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘, hg. v. Braungart/Oelmann/Böschstein, 2001, S. 300–314.

nicht auf historische Faktizität zielt, sondern Nietzsches Leben als ‚wahre Legende‘ beschreibt.<sup>139</sup>

## 2.1. Kontext und Stand der Forschung

### *Bertram heroisiert Gundolf*

Trotz vielfältiger Verbindungen zum Kreis (intensive Kontakte bestanden zu Ernst Glöckner,<sup>140</sup> Saladin Schmitt<sup>141</sup> und Gundolf) und einer persönlichen, durchaus ehrfurchtsvollen Beziehung zu George, wahrte Bertram zeitlebens Distanz. Er sei „protestantischer Individualist“ geblieben, so Kurt Hildebrandt.<sup>142</sup> Wie sehr sich Bertram jedoch an Gundolf und dessen Heldenkonzept orientierte, kommt in einer *Gedächtnisrede auf Friedrich Gundolf* zum Ausdruck.<sup>143</sup> Bertram würdigt Gundolf nicht nur, indem er dessen erzählerische Heroisierungsstrategien imitiert. Er stilisiert ihn durch intertextuelle Verweise auf Georges *Vorrede* auch zu einem ‚zweiten Maximin‘. Bertrams Ausführungen über Gundolf folgen einer retrospektiven Teleologie, die im jungen Gundolf sein späteres Werk erfüllt sieht, entwerfen ihn als Hoffnungsträger einer apokalyptischen Gegenwart und gipfeln in der sprachlich-syntaktischen und inhaltlichen Parallelisierung mit Maximin.

Bertram würdigt Gundolf mit derselben Strategie, die dieser auf Goethe angewandte. So ist aus der Retrospektive Bertrams im jungen Gundolf ‚alles schon da‘, was sein späteres Werk ausmacht: „[I]n seinem ganzen Wesen damals, in allen Gesprächen und Gängen, ja in Blick und Bewegung zeigte sich gleichsam der künftige Werkschatz an [...]. Schon damals war alles in ihm und erschien an ihm [...].“<sup>144</sup> Bertram beschwört die Entelechie Gundolfs als „Gesamterschei-

---

<sup>139</sup> Zum geschichtstheoretischen Verständnis vgl. Ernst Bertram: Die Legende des Künstlers, in: Frankfurter Zeitung, 24. März 1912 (Erstes Morgenblatt) sowie Ernst Bertram: Literaturwissenschaft und Geschichte, hg. v. Hartmut Buchner, Darmstadt 1966 (Libelli, 212).

<sup>140</sup> Mit Ernst Glöckner verband Bertram eine Freundschafts- und Liebesbeziehung. Vgl. Wolfgang Braungart: Glöckner, Ernst, in: Handbuch 3, S. 1379–1382 sowie Ernst Glöckner: Begegnung mit Stefan George. Auszüge aus Briefen und Tagebüchern 1913–1934, hg. v. Friedrich Adam, Heidelberg 1972.

<sup>141</sup> Saladin Schmitt war ein entfernter Verwandter Georges, über den Bertram wohl in Berührung mit dem Kreis kam. Vgl. Nina Herres: Schmitt, Saladin Josef, in: Handbuch 3, S. 1627–1629 sowie den Band Saladin Schmitt: Die so gegangen sind. Seine Gedichte und sein Verhältnis zu Stefan George, hg. und erzählt v. Robert Boehringer mit Georg Peter Landmann, Düsseldorf/München 1964 (Drucke der Stefan-George-Stiftung).

<sup>142</sup> Kurt Hildebrandt: Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis, Bonn 1965, S. 273.

<sup>143</sup> Ernst Bertram: Gedächtnisrede auf Friedrich Gundolf, in: Ders.: Möglichkeiten. Ein Vermächtnis, hg. v. Hartmut Buchner, Pfullingen 1958, S. 223–242. Es liegt keine Datierung vor. Die Rede muss nach Georges Tod 1933 gehalten worden sein, da im Text davon die Rede ist, dass „das weiße, schon sagenhafte Haupt des einzigen Dichters verstummt ist“ (S. 241), ein Hinweis auf Georges Tod.

<sup>144</sup> Ebd.

nung“<sup>145</sup> und verweist damit auf das holistische Persönlichkeitskonzept, das dieser für Goethe entwarf.<sup>146</sup> Aber Bertram referiert nicht nur auf die Goethe-Biographie, sondern auch auf Gundolfs 1924 publizierte Studie *Caesar. Geschichte seines Rubms*. Er variiert die einleitenden Worte, in denen Cäsar als Erlöser inszeniert wird, und deutet sie auf Gundolf um:

In unserem böseren Heute, da allenthalben die Schutzgeister unser unselig verwirrtes Volk zu verlassen scheinen, da die treuesten und innigsten Bilder unsrer Wunderhornzeit sich verbrennen, heute, wo aus der besten, redlichsten Jugend, so viele sich heimlich auslöschen oder schreiendem Tageswahn verfallen, wo das weiße Haupt des einzigen Dichters verstummt ist, da wir aus der schrecklichen Folge seiner damals verlachten Weissagungen fast alle erfüllt sehen, hart bis auf die letzte, schrecklichste: In solchen Tagen kommt uns auch das vorzeitige Fortgehen eines so treuen und feurig reinen Geistes, einer trotz allem gläubigen Seele vor wie eines der bösen Mahnzeichen [...].<sup>147</sup>

Die apokalyptische Schilderung der Gegenwart („heute“) steigert den Tod Gundolfs („vorzeitiges Fortgehen“), der hier mit dem Tod Georges („das weiße Haupt des einzigen Dichters verstummt“) verschränkt wird, als „böses Mahnzeichen“. Der Verlust sei angesichts der gegenwärtigen Krise besonders schmerzhaft. Jedoch endet die *Gedächtnisrede* ebenso wie die Cäsar-Monographie hoffnungsvoll: Gundolf winke als „guter Helfergeist“<sup>148</sup> aus der Ferne. Die Erinnerung an ihn dient als Geleit durch die Krise. Im *Caesar* ist die Erinnerung an den Namen des antiken Staatsmannes ein ebensolcher Trost.<sup>149</sup>

Auch in Georges *Vorrede* spricht die Stimme des Erlösers zu den Jüngern: „Da drang seine lebendige stimme in uns und belehrte uns über unsre torheit [...]“.<sup>150</sup> Die Gemeinsamkeiten der *Vorrede* und der *Gedächtnisrede* sind augenfällig. Beide Texte würdigen einen kurz zuvor Verstorbenen, indem sie sich seinem Leben und Werk widmen und aus seinen Gedichten zitieren.<sup>151</sup> Bertram berichtet, wie der junge Gundolf ihn „vor langen Jahren“ in „unserem München“ aufgesucht habe.<sup>152</sup> Die *Vorrede* inszeniert ebenfalls die erstmalige Begegnung Georges mit Maximilian Kronberger: „Als wir Maximin zum erstenmal in unserer Stadt begegneten stand er noch in den knabenjahren.“<sup>153</sup> Die Parallele erschöpft sich jedoch nicht in der rückschauenden Erinnerung an eine folgenreichen Begegnung zweier Männer in derselben Stadt (München), die durch das Possessivpronomen „unser“

<sup>145</sup> Ebd.

<sup>146</sup> Vgl. Kap. III.1.2.

<sup>147</sup> Bertram: *Gedächtnisrede*, in: Ders.: *Möglichkeiten*, hg. v. Buchner, 1958, S. 241f.

<sup>148</sup> Ebd., S. 242.

<sup>149</sup> Vgl. Kap. III.4.2.

<sup>150</sup> George: *Vorrede*, in: BfDK 8 (1908/09), S. 33.

<sup>151</sup> Die Gedichte Maximilian Kronbergers sind im letzten Teil des *Gedenkbuchs* abgedruckt. Vgl. Maximin. Ein Gedenkbuch, hg. v. George, 1907, o. S. Auch die *Gedächtnisrede* zitiert einige Gedichte ihres Protagonisten Gundolf. Vgl. Bertram: *Gedächtnisrede*, in: Ders.: *Möglichkeiten*, hg. v. Buchner, S. 239–241.

<sup>152</sup> Ebd., S. 224.

<sup>153</sup> George: *Vorrede*, in: BfDK 8 (1908/09), S. 28.

zu einem Ort gemeinsamen Erlebens stilisiert wird, sondern wird durch die Charakterisierung Gundolfs noch betont. „Ich sehe ihn noch“, so Bertram, „der damals in seinen zwanziger Jahren war: ein hinreißend Jünglinghaftes, schwebend Begeistertes, ein zauberhaft Schwingendes und Allbelebendes war um ihn, etwas, dem sich niemand entziehen konnte“.<sup>154</sup> Das Charisma des jugendlichen Gundolf korrespondiert mit Maximins Wirkung als „darsteller einer allmächtigen Jugend“,<sup>155</sup> dessen Bewunderer „im banne seiner ausstrahlung“<sup>156</sup> verharren. Bertram betont eigens, die Wirkung beider sei nicht auf einen engen Verehrerkreis beschränkt: Dem Charisma Gundolfs konnte sich „niemand entziehen“ und Maximin „bewegte sogar die unempfindlichen leute des volkes“.<sup>157</sup> Die Erweiterung der Anhängerschaft um eine größere Öffentlichkeit dient der Beglaubigung für die Nicht-Eingeweihten: die „mitbürtigen die ihn nicht sahen und die späteren [die] nicht begreifen“<sup>158</sup> (Maximin) sowie die „Schüler und jüngeren Freunde, [die ihn] nicht mehr gekannt haben“<sup>159</sup> (Gundolf). Auch ein unmittelbarer Zugang zu einer göttlichen Instanz, die inszenierte Herkunft aus einer ‚anderen Welt‘ und das damit einhergehende Moment einer außeralltäglichen Fremdheit stellen Analogien zwischen Gundolf und Maximin her. Über Maximin heißt es, er erscheine „als der märchenhafte waise dem die verwunschene unke am teich seine abstammung verraten und ihn zum berger der goldenen krone bestellte. Wir ahnten in ihm ein fremdes das uns nie angehören würde [...]“.<sup>160</sup> Dem Märchen-Kontext, in den Maximin entrückt wird, entspricht bei Gundolf ein fremdes Land: „Zuweilen hatte seine Sprache damals etwas von der nicht anrührbaren Fremdheit eines, der aus einem ganz anderen Lande kommt und anderen Göttern dient [...]“.<sup>161</sup> Bertram betont, der „leichte Hauch einer schön vergeistigten Fremdheit“ hebe an Gundolf den „Eindruck seines Besonderen, Einmaligen“ hervor.<sup>162</sup> Die intertextuellen Verweise zeigen, dass sich Bertram in seiner Memorialrede für Gundolf an der *Vorrede* orientierte und die dortigen Überhöhungsstrategien imitierte. Ziel von Bertrams Ausführungen ist die posthume Beschwörung Gundolfs als einen Apologeten der eigenen Lehre, deren Vollendung er selbst verkörperte. Bertram selbst inszeniert sich zwar nicht in Analogie zur *Vorrede* als ‚zweiter George‘, verweist aber auf eine exklusive Kenntnis des Verstorbenen, als dessen Freund und Verehrer er sich präsentiert. Beide Strategien, die intertextuellen Verweise zur Goethe-Biographie und die Stilisierung von Gundolfs Person in Analogie zu Maximin, verdeutlichen, wie intensiv Bertram inhaltliche und narra-

<sup>154</sup> Bertram: Gedächtnisrede, in: Ders.: Möglichkeiten, hg. v. Buchner, 1958, S. 224.

<sup>155</sup> George: Vorrede, in: BfdK 8 (1908/09), S. 28.

<sup>156</sup> Ebd., S. 29.

<sup>157</sup> Ebd., S. 30.

<sup>158</sup> Ebd.

<sup>159</sup> Bertram: Gedächtnisrede, in: Ders.: Möglichkeiten, hg. v. Buchner, 1958, S. 224.

<sup>160</sup> George: Vorrede, in: BfdK 8 (1908/09), S. 29.

<sup>161</sup> Bertram: Gedächtnisrede, in: Ders.: Möglichkeiten, hg. v. Buchner, 1958, S. 225.

<sup>162</sup> Ebd.

tive Verfahren der Heldenstilisierung des Kreises rezipierte. Die Untersuchung seines *Nietzsche* soll zeigen, inwiefern Bertram diese Strategien auch in Form der biographischen Monographie imitierte.

### „Kreiszensur“: Zur Genese der Monographie

Die Entstehung von Bertrams *Nietzsche* ist bereits von Heinz Raschel<sup>163</sup> und erneut von Gerhard Zöfel,<sup>164</sup> Frank Weber<sup>165</sup> und Anna Maria Arrighetti<sup>166</sup> beschrieben worden. Die wichtigsten Korrespondenzen zur Genese der Monographie hat Raschel im Anhang seiner Monographie publiziert.<sup>167</sup>

Glöckner legte Bertram 1914 das Verfassen des Buches als „Kriegs- und Liebesdienst“ nahe.<sup>168</sup> In seinem Brief an Bertram ist ein kämpferischer Ton hörbar, der auf ähnliche Weise auch in Gundolfs Briefen beim Verfassen des *Goethe* anklang.<sup>169</sup> Glöckner forderte Bertram auf, sein Leben einem „großen Ziel“ zu widmen,<sup>170</sup> und schlug ihm eine Arbeit über Nietzsche vor, in der er sich selbst verwirklichen solle. „In Nietzsche findest Du Dich wie in keinem: schreibe Dich nieder und Du wirst das beste Werk über Nietzsche schreiben.“<sup>171</sup> In diesem Aufruf, die eigene Person zum Gegenstand eines biographischen Textes über Nietzsche zu machen, steckte auch ein Zugeständnis an Bertrams mangelnde philosophische Kompetenz. Er solle nicht einwenden, ihm läge der „philosophische Teil“ nicht, denn – so Glöckner – „in diesem Menschen [Nietzsche – A.B.] nimmt er [der philosophische Teil – A.B.] den Raum nicht ein, ist nicht so bestimmend für ihn wie es bei einem Kleineren der Fall“ sei.<sup>172</sup> Bertram solle nicht primär den Philosophen Nietzsche, sondern vielmehr den Dichter und Verkünder einer neuen Welt im Sinne Georges porträtieren, so deutet Raschel diese Worte.<sup>173</sup> Nur ein solch ‚großer Mensch‘ sei es wert, in einer „großen Arbeit“

<sup>163</sup> Heinz Raschel: *Das Nietzsche-Bild im George-Kreis*. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Mythologeme, Berlin/New York 1984 (Monographien und Texte zur Nietzsche-Forschung, 12), hier S. 156–161.

<sup>164</sup> Zöfel: *Die Wirkung des Dichters*, 1987, S. 190–195.

<sup>165</sup> Weber: *Die Bedeutung Nietzsches für Stefan George und seinen Kreis*, 1989, S. 118–126.

<sup>166</sup> Arrighetti: *Mensch und Werk*, 2008, hier Kap. III.1: *Zur Entstehungsgeschichte eines „Lebensbuches“*, S. 153–159.

<sup>167</sup> Raschel: *Das Nietzsche-Bild im George-Kreis*, 1984, S. 171–213. Zum Teil sind die Briefe gekürzt wiedergegeben. Der Briefwechsel zwischen Gundolf und Bertram wird im Nachlass Bertrams im DLA Marbach verwahrt. Das vorliegende Kapitel beschränkt sich auf einige kontextuelle Erläuterungen, die im Wesentlichen auf Raschels Studie zurückgreifen, im Folgenden als Kurztitel „Raschel“ zitiert.

<sup>168</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 22.3.1915, in: Raschel, S. 184.

<sup>169</sup> Vgl. Kap. III.1.1.

<sup>170</sup> Brief von Glöckner an Bertram, Weihnachten 1914, in: Raschel, S. 182.

<sup>171</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 5.4.1915, in: Raschel, S. 184f., hier S. 184.

<sup>172</sup> Ebd.

<sup>173</sup> Ebd., S. 157.

werkbiographisch gewürdigt zu werden.<sup>174</sup> Außerdem betonte Glöckner, wie wichtig die Zustimmung des Kreises sei: „Sprich mit Gundolf, ob ein derartiges Thema zulässig ist.“<sup>175</sup> Bertram reagierte skeptisch, reichte aber dennoch bereits ein Jahr später an Weihnachten 1915 einen Plan für ein solches Buch bei Glöckner ein.<sup>176</sup> Erste Entwürfe des Textes im Frühjahr 1917 blieben von George noch weitgehend unkommentiert.<sup>177</sup> Das „Haarsieb der Kreiszensur“<sup>178</sup> war aber nötig, damit der Band in die Reihe der *Blätter für die Kunst* aufgenommen werden konnte, worauf vor allem Glöckner drängte: „Bondi ist der gegebene Ort für das Buch.“<sup>179</sup> Bertram scheint die Mühen nur Glöckner zuliebe auf sich genommen zu haben: „[E]inzig der Gedanke, *Dir* eine große Freude zu machen, hat mich immer und immer wieder aus der Müdigkeit und Skepsis herausgerissen.“<sup>180</sup> Erst die weitgehend fertiggestellte Verschriftlichung ging ab Januar 1918 kapitelweise an Gundolf, der sie bis ins Detail prüfte und trotz enthusiastischer Äußerungen viele Änderungen vorschlug.<sup>181</sup> So bemängelte Gundolf etwa, Bertram zitiere zu viele zweitrangige Autoren: „[M]ir scheint, daß Ihr Buch, mit seiner Höhe des Geists und Tons, oft zu viel Kondeszendens im Zitieren ephemerer Autoren zeigt, die unter dem Niveau des Gegenstandes sind und als Zeugen nicht genug Wucht haben [...]“.<sup>182</sup> Bertram befolgte die Anweisungen Gundolfs und löschte die meisten monierten Stellen und Namen abgesehen von verschiedenen Nennungen Conrad Ferdinand Meyers<sup>183</sup> und von einem Verweis auf Thomas

<sup>174</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 5.4.1915, in: Raschel, S. 184f. hier S. 185. Glöckner deutet an, dass eine Schrift Bertrams über Thomas Mann diesem Anspruch nicht genügen könne: „Der Gegenstand ist nicht groß genug.“ (ebd.).

<sup>175</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 2.1.1915, in: Raschel, S. 183.

<sup>176</sup> Der Plan, der sich in Bertrams Nachlass im DLA Marbach befindet, ist bei Raschel abgedruckt, S. 157f.

<sup>177</sup> Ebd., S. 157.

<sup>178</sup> Brief von Bertram an Ernst Gundolf, 2.4.1918, in: Raschel, S. 205–207, hier S. 205.

<sup>179</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 6.2.1918, in: Raschel, S. 188f., hier S. 189.

<sup>180</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 9.1.1918, in: Raschel, S. 197f., hier S. 198. Kursivierung vom Verfasser.

<sup>181</sup> Vgl. den Überblick bei Raschel, S. 161–163.

<sup>182</sup> Brief von Gundolf an Bertram, 29.3.1918, in: Raschel, S. 177f., hier S. 178. Gundolf fuhr fort: „[...] z.B. in der Einleitung, Fontane und Meyer über den Vorzug der Dichtung vor der Historie – es passt, bei aller relativen Hochschätzung dieser beiden Jahrzehnte-männer, ihr Wort nicht in Nietzsche-probleme, zumal hier Aristoteles grosser Name die kräftigere Formel erinnert: daß die Dichtung philosophischer sei als die Geschichte. In ‚Venedig‘ passt Thomas Mann nicht recht (mit seiner obendrein unerquicklichsten, unechtsten Sache): zumal Byron vergessen ist, mit Wagner der grösste Romantikergast Venedigs. Es ist für Ihr Buch ein Lob, daß solche Erwähnungen darin dissonieren, auch wenn man höher von jenen Namen denkt als ich es tue [...] schon in einem Jahrzehnt werden Sie den Missklang selber ganz deutlich empfinden [...] abgesehen davon, daß Zitate nur dort steigern wo sie sich aufdrängen [...] Mann, Fontane, Meyer haben was Zufälliges [...] Byron, Wagner, Nietzsche gehören in eine Schicksalsebene, wo jene gar nichts zu suchen haben [...] und nur aus gleicher Ebene klingen die Sätze ein.“ (ebd.).

<sup>183</sup> Bertram: Nietzsche, 1918, S. 42, 220, 238, 254, 266 u. 313 (im Folgenden unter der Sigle „Nie“).



Manns *Tod in Venedig* im Kapitel *Venedig*.<sup>184</sup> Sein Kommentar dazu („[I]ch sehe keinen Grund zu der *mir* unangemessenen Hochnäsigkeit, den Namen z.B. C. F. Meyers als zu ‚ephemer‘ zu streichen; ich liebe und achte diese Namen [...]“<sup>185</sup>) deutet auf die Grenzen seiner Kompromissbereitschaft. Zwischen Februar und März 1918 las Bertram George in München einige Auszüge aus dem *Nietzsche* vor. George äußerte sich weitgehend positiv, vor allem über die Kapitel *Prophe- tie*<sup>186</sup> und *Sokrates*<sup>187</sup> und bezeichnete das Buch insgesamt als „auf die Art das schönste gegenwärtig mögliche *Bild* Nietzsches“.<sup>188</sup> Aus den Briefen von Bertram an Glöckner geht jedoch auch hervor, dass George eine Reihe von Umarbeitungen wünschte, u.a. das Löschen eines Zitats von Richard Dehmel.<sup>189</sup> Bei Bertram löste die Mitsprache Georges Unbehagen aus. So schrieb er im Januar 1918 resignierend an Glöckner: „Es ist zuviel George in das Buch geraten, fürchte ich u. trotzdem konnte ich es nicht verhindern, obwohl ich es von Anfang an sah [...]“.<sup>190</sup> Nicht unwesentlich hat aber auch Bertrams gutes Verhältnis zu Thomas Mann zum Gelingen der Monographie und ihrem Druck beigetragen. Unabhängig vom George-Kreis setzte sich Thomas Mann bei Bondi für das Buch ein und

<sup>184</sup> Ebd., S. 266. Thomas Mann zeigte sich erfreut und geehrt über seine Nennung. Er schrieb in einem Dankesbrief an Bertram: „Die Stelle, dieses in so hoher Sphäre sich abspielenden Buches, an der wirklich mein Name aufklingt und dasteht, ist mir jedesmal wieder, wenn ich dort anlange, und schon von Weitem, ein Schrecken. Lesen Sie das Personenverzeichnis herunter oder auch nur das unter dem Buchstaben M, und gestehen Sie, daß mir, um ein Lieblingswort des Textes zu brauchen, ‚hybride‘ Anwandlungen kommen könnten. Und doch, es durfte und musste wohl sein, ich war hier wirklich einmal hoffähig [...]“.  
Zit. n. einem Brief von Thomas Mann an Ernst Bertram, München, 21.9.1918, in: Thomas Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910–1955, hg., komm. u. mit einem Nachwort versehen v. Inge Jens, Pfullingen 1960, S. 74–78, hier S. 75. Allerdings betonte Bertram gegenüber Glöckner, dass die Stelle über Thomas Mann gar nicht ausschließlich positiv gemeint war. Vgl. Brief von Bertram an Glöckner, 6.1.1918, in: Raschel, S. 207.

<sup>185</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 2.4.1918, in: Raschel, S. 205–207, hier S. 205. Kursivierung vom Verfasser.

<sup>186</sup> Vgl. Brief von Bertram an Glöckner, 14.2.1918, in: Raschel, S. 200: „Gestern Abend, mit Mühe, George die ‚Prophe- tie‘ vorgelesen, er hatte sichtlich einen Eindruck, erklärte es für das ‚Positivste‘, was er bis jetzt von dem Buche kenne.“

<sup>187</sup> Vgl. Brief von Bertram an Glöckner, 26.2.1918, in: Raschel, S. 201: „Gestern Abend George ‚Sokrates‘ gelesen; es schien ihm den bisher stärksten Eindruck zu machen, er nannte es wie Du das eigentlich zentrale Kapitel.“

<sup>188</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 15.3.1918, in: Raschel, S. 203f., hier S. 203. Kursivierung vom Verfasser.

<sup>189</sup> Vgl. Brief von Bertram an Glöckner, 2.4.1918, in: Raschel, S. 205–207, hier S. 205. Vgl. auch die Briefe von Glöckner an Bertram vom 28.3.1918 sowie vom 3.1.1918.

<sup>190</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 6.1.1918, in: Raschel, S. 197. Glöckner reagierte: „Und wenn viel George in dem Buch ist, schadet das? Wäre das Buch ohne ihn überhaupt nur möglich gewesen? Ich denke immer: an diesem einzigen Menschen wird und muss sich alles einmal orientieren; ob die Welt will oder nicht will, ist garnicht mehr die Frage. Bleibt überhaupt etwas von unserer Zeit – Kriegsgetümmel und -getöse eingeschlossen – dann ist er es und sein Werk. Wohl denen, die zeitiger als die andern zu dieser Erkenntnis gekommen sind!“ Zit. n. Brief von Glöckner an Bertram, 9.1.1918, in: Raschel, S. 187.

trieb so die Drucklegung, die sich kriegsbedingt hinauszögerte, voran.<sup>191</sup> Die Monographie erschien noch 1918 mit dem Signet der *Blätter für die Kunst* und damit in eindeutigen Bezug zum George-Kreis.<sup>192</sup>

### *Forschungsperspektiven*

Einen knappen Überblick über die Forschung zu Bertram gibt Caitríona Ní Dhúill (2009).<sup>193</sup> Sie kritisiert die affirmativen Studien ehemaliger Schüler, die Bertram von seinen nationalsozialistischen Verstrickungen zu entlasten versuchen,<sup>194</sup> diskutiert die gattungstheoretische Einordnung von Bertrams *Nietzsche* und fragt nach der „kulturellen Bedeutung des Individuums“ anhand von „Größe und Heldenstum“. Bertrams Identifikation mit Nietzsche führe zu einer „vermittelten Nachfolgerschaft“ und zur „Kultivierung des Heldenhaften“ in ihm selbst.<sup>195</sup> Ausführlich arbeitet auch Arrighetti über Bertrams Monographie.<sup>196</sup> Sie beschreibt die Entstehungsgeschichte des Textes ebenso wie sein Kompositions-

---

<sup>191</sup> Vgl. hierzu etwa die Briefe von Bertram an Glöckner vom 27.3.1918, 1.4.1918, 2.4.1918 und den Brief von Georg Bondi an Thomas Mann, 3.4.1918, alle in: Raschel, S. 204, 205–207 und 209.

<sup>192</sup> Sie erlebte in den Folgejahren eine Reihe von Neuauflagen: Bereits ein Jahr später (1919) erschien eine zweite durchgesehene und eine dritte Ausgabe; es folgten im Jahresabstand die vierte (1920), die fünfte (1921) und die sechste Auflage (1922). Die siebte Auflage von 1929 wurde noch von Bertram verbessert und ergänzt. Es war die letzte, die zu seinen Lebzeiten erschien. Erst 1965 wurde eine achte, um einen Anhang aus dem Nachlass erweiterte Fassung im Verlag H. Bouvier u. Co. (Bonn) herausgegeben und mit einem Nachwort versehen (Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Mit einem Nachwort von Hartmut Buchner, 8. um einen Anhang erw. Aufl., Bonn 1965). Zwei weitere unveränderte Auflagen folgten (zuletzt 1989). Die sieben zeitnahen Ausgaben zeigen, dass Bertrams Monographie vor dem Zweiten Weltkrieg viele Leser fand. In der siebten Auflage von 1929 nahm Bertram einige Änderungen vor, die auch die Titelgebung betrafen: Das Unterkapitel *Krankheit* benannte er um in *Philoktet*; statt dem Titel *Prophetie* wählte er *Kündertum*. Die Neuauflage von 1965 ergänzt die Kapitelfolge um einen Vortrag, den Bertram 1921 in Bonn unter dem Titel *Der östliche Nietzsche* hielt. Bertram habe diesen Vortrag – so der Herausgeber Buchner – mit dem Titel *Alexander* noch selbst in eine Neuauflage, zu der es nicht mehr gekommen sei, aufnehmen wollen. Vgl. Hartmut Buchner: Nachwort, in: Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, 1965, S. 401–418, hier S. 414f. *Alexander (Der östliche Nietzsche)* – so lautet folglich der nachträglich eingefügte Anhang, vgl. Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie. Mit einem Nachwort von Hartmut Buchner, 10. unveränderte Aufl., Bonn 1989, S. 373–393. Bertram wollte noch eine Reihe weiterer Kapitel ergänzen, wozu es allerdings nicht mehr kam. Vgl. Hajo Jappe: Ernst Bertram. Gelehrter, Lehrer und Dichter, Bonn 1969, S. 308, Fn. 11.

<sup>193</sup> Caitríona Ní Dhúill: Der Kanon des Heroischen: Ernst Bertrams Nietzsche. Versuch einer Mythologie, in: Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte, hg. v. Hemecker, 2009, S. 123–151, bes. S. 124f.

<sup>194</sup> Victor Schmitz: Ernst Bertram. Zwischen Stefan George und Thomas Mann, in: Zur Wende des Jahrhunderts, hg. v. Jan Aler/Jattie Enklar, Amsterdam 1987 (Duitse kroniek), S. 53–71 sowie Jappe: Ernst Bertram, 1969.

<sup>195</sup> Dafür gleicht sie unter anderem Carlyles Heldenkonzeption mit Bertrams *Nietzsche* ab.

<sup>196</sup> Arrighetti: Mensch und Werk, 2008.

prinzip und deutet Bertrams Prinzip der Iteration als musikalisches Verfahren, mit dem Bertram Nietzsches eigene Leitmotivtechnik imitierte.<sup>197</sup> Bernhard Böschenstein, der Bertram noch persönlich kennenlernte und von dieser Bekanntschaft in einem Aufsatz berichtet,<sup>198</sup> hebt hervor, Bertram habe Nietzsche als Dichter rezipiert. Mehrere Kapitel des Buches seien „poetische Ausarbeitungen, Ausschmückungen, Ausweitungen des Dichters Bertram“.<sup>199</sup> Böschenstein zeigt auch, dass es dieses poetische Verfahren war, das Thomas Mann an dem Buch so faszinierte. Thomas Mann las den *Nietzsche* als Roman, in dem er „reiche stoffliche, thematisch Ausbeute“ für seinen *Doktor Faustus* (1947) fand.<sup>200</sup> Rainer Kolk widmet sich vornehmlich der akademischen Rezeption der Nietzsche-Monographie anhand von Gutachten zur Besetzung des Kölner Lehrstuhls.<sup>201</sup> Peter Trawny beschreibt die Abhängigkeit des Legende-Begriffs von Nietzsches *Willen zur Macht*<sup>202</sup> und Jan Steinhaußen untersucht Bertrams Werk im Hinblick auf Motive und Leitbilder eines homosexuellen Diskurses.<sup>203</sup> Auch ältere Studien erhellen nach wie vor die Lektüre von Bertrams *Nietzsche*. Heinz Raschel, Gerhard Zöfel und Frank Weber haben sich in wegweisenden Studien eingehender mit Bertrams Monographie befasst.<sup>204</sup> Ihre Ausführungen geben einen konzisen

<sup>197</sup> Diese zeige sich vor allem in späteren Werken, etwa in *Jenseits von Gut und Böse*, *Genealogie, Antichrist* und *Ecce Homo*. Ebd., S. 176.

<sup>198</sup> Bernhard Böschenstein: Ernst Bertram. Zeugnisse einer späten Begegnung, in: Zeit der Moderne. Zur deutschen Literatur von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart. Festschrift für Bernhard Zeller, hg. v. Hans-Henrik Krummacher/Fritz Martini/Walter Müller-Seidel, Stuttgart 1984, S. 73–87.

<sup>199</sup> Bernhard Böschenstein: Ernst Bertram, in: Wissenschaftler im George-Kreis, hg. v. dems. u.a., 2005, S. 187–197, hier S. 187f.

<sup>200</sup> Thomas Mann: Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde, Erstausgabe Stockholm 1947. Vgl. Bernhard Böschenstein: Ernst Bertrams *Nietzsche* – eine Quelle für Thomas Manns *Doktor Faustus*, in: Euphorion 72 (1978), S. 68–83, hier S. 82.

<sup>201</sup> Rainer Kolk: Nietzsche, George, Deutschland. Dokumente zu Ernst Bertrams frühen Publikationen, in: Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘, hg. v. Braungart/Oelmann/Böschenstein, 2001, S. 315–334, hier bes. 325–328. Bertram verdankte die *venia legendi* für Neuere deutsche Literaturgeschichte wohl einem enthusiastischen Gutachten des Bonner Literaturhistorikers Berthold Litzmann, das Kolk in seinem Aufsatz erstmals publiziert (S. 328–334).

<sup>202</sup> Peter Trawny: George dichtet Nietzsche. Überlegungen zur Nietzsche-Rezeption Stefan Georges und seines Kreises, in: George-Jahrbuch 3 (2000/2001), S. 34–68, hier S. 56–59.

<sup>203</sup> Jan Steinhaußen: „Aristokraten aus Not“ und ihre „Philosophie der zu hoch hängenden Trauben“. Nietzsche-Rezeption und literarische Produktion von Homosexuellen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts: Thomas Mann, Stefan George, Ernst Bertram, Hugo von Hofmannsthal u.a., Würzburg 2001 (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft, 326).

<sup>204</sup> Raschel: Das Nietzsche-Bild im George-Kreis, 1984, S. 134–166; Zöfel: Die Wirkung des Dichters, 1987, S. 187–248; Weber: Die Bedeutung Nietzsches für Stefan George und seinen Kreis, 1989, S. 109–178. Weber befasst sich als Erster mit dem Verhältnis zwischen Bertram und George aus der Perspektive beider und ergänzt dadurch ältere, einseitige Studien.

Überblick über Bertrams Verhältnis zum Kreis, über die Entstehungsgeschichte des *Nietzsche* und seine inhaltlichen Schwerpunkte.

*Biographische Vergleichstexte von Theobald Ziegler und Richard M. Meyer*

Zwei Arbeiten über Nietzsche sind aufgrund ihrer strukturellen Nähe zu Bertrams Monographie geeignet, als Referenz in die Analyse einbezogen zu werden: die im Todesjahr Nietzsches erschienene Studie des Philosophen und Pädagogen Theobald Ziegler mit dem Titel *Friedrich Nietzsche*<sup>205</sup> und die Studie des Germanisten Richard M. Meyer, der nicht nur über Goethe eine große, dreibändige Werkbiographie verfasste, sondern auch über Nietzsche ausführlich schrieb.<sup>206</sup>

Theobald Ziegler (1846–1918) war ordentlicher Professor an der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg. Ein Nachruf attestierte ihm eine gewisse Nähe zum „modernen deutschen Positivismus“, allerdings „stark durchsetzt mit Schillerschem Idealismus und mit der ‚synthetischen‘ Weltanschauung Goethes“.<sup>207</sup> Im Zentrum von Zieglers Pädagogik habe der „ganze Mensch“ in seiner „Totalität, Harmonie und Universalität“ gestanden.<sup>208</sup> Angesichts seines Einsatzes als Lehrender an der Westfront im Ersten Weltkrieg wird er im Nachruf als eine Person beschrieben, bei der „Leben und Lehre eins war“ und die „den Hegelschen Heroismus [...] auch in die Wirklichkeit umzusetzen sich bemühte“.<sup>209</sup> Seine Studie über Nietzsche ist der erste Band in der Reihe *Vorkämpfer des Jahrhunderts*, die von Georg Bondi in Berlin publiziert wurde.<sup>210</sup> Im Kontext der Publikationsreihe wird Nietzsche zu einem „Vorkämpfer“ stilisiert. Ziegler kommentiert dies in seiner

<sup>205</sup> Theobald Ziegler: *Friedrich Nietzsche*, Berlin 1900 (*Vorkämpfer des Jahrhunderts*. Eine Sammlung von Biographien, 1).

<sup>206</sup> Richard M. Meyer: *Nietzsche. Sein Leben und seine Werke*. Mit zwei Bildnissen, München 1913. Meyers wissenschaftliche Interessen lagen einem aktuellen Literaturtitel gemäß *zwischen Goethe, Nietzsche und George*, vgl. Richard M. Meyer – Germanist zwischen Goethe, Nietzsche und George, hg. v. Fiebig/Waldmann, 2009.

<sup>207</sup> Artur Buchenau: Theobald Ziegler, in: *Kant-Studien* 23/1–3 (1919), S. 503–506, hier S. 503f. Im Vergleich zu Meyer gibt es keine nennenswerte Forschung zu Theobald Ziegler. Vgl. einen Nachruf von Hermann Binder: Theobald Ziegler als Erzieher, in: *Der Schwäbische Bund*. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland 2/1 (1919), S. 230–236 sowie die Rezensionen der Nietzsche-Monographie Zieglers von Eduard Grimm: Aus der neueren Literatur über Nietzsche, in: *Protestantische Monatshefte*. Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung 5/1 (1901), S. 324–330 und Paul Menzer: Rez. Theobald Ziegler, *Friedrich Nietzsche*, in: *Deutsche Literaturzeitung* 10/52 (1899), Sp. 1948f.

<sup>208</sup> Buchenau: Theobald Ziegler, in: *Kant-Studien* 23/1–3 (1919), S. 506.

<sup>209</sup> Ebd., S. 503.

<sup>210</sup> Es erschienen zwei weitere Bände: Rudolf Louis: *Franz Liszt*, Berlin 1900 (*Vorkämpfer des Jahrhunderts*. Eine Sammlung von Biographien, 2) sowie Gustav Roloff: *Napoleon*, Berlin 1900 (*Vorkämpfer des Jahrhunderts*. Eine Sammlung von Biographien, 3). Daneben erschienen außerhalb der Reihe Friedrich von der Goltz: *Moltke*, Berlin 1903; Gustav Ernest: *Richard Wagner. Sein Leben und Schaffen*, mit 4 Bildnissen und den Leitmotiven sämtlicher Werke als Beilage, Berlin 1915 sowie Gustav Ernest: *Beethoven. Persönlichkeit, Leben und Schaffen*, Berlin 1920.

Monographie wie folgt: Nietzsche habe den Individualismus theoretisch neu begründet, sein Name werde daher „als der eines Vorkämpfers in der Geschichte des Geisteslebens“ mit dieser Bewegung verbunden bleiben.<sup>211</sup> Dass die Reihe im Verlag Bondi erschien, ist kein Zufall.<sup>212</sup> Eine auffällige Parallele zu den *Werken der Wissenschaft* des Kreises konstatiert bereits Franziska Mayer: Es handele sich um „zentrale Figuren der (Kultur-)Geschichte, deren Funktionalisierung die Rolle Georges selbst widerspiegeln“. <sup>213</sup> Zudem seien die Bücher historischen Persönlichkeiten gewidmet, deren Bedeutung durch den Reihentitel für die Zukunft nutzbar gemacht werden sollte. Georg Bondi verfolgte mit seiner Sachbuchreihe ein ähnliches Programm wie die Biographik des Kreises, die er über die Vermittlung Georges verlegte. Inwieweit es auch strukturelle, inhaltliche und narrative Parallelen gibt, wird der Vergleich der beiden Nietzsche-Monographien zeigen. Ein zeitgenössischer Rezensent jedenfalls urteilte lobend, Zieglers Darstellung unterliege keinem Heldenkult, sondern sei vielmehr geeignet, einer übermäßigen Nietzsche-Begeisterung entgegenzusteuern.<sup>214</sup>

Richard M. Meyer hat sich als Philologe ausgiebig mit dem Philosophen Nietzsche auseinandergesetzt: „Dem Philosophen trat er mit Augenmaß und als Philologe dem philologisch ausgebildeten Schriftsteller gegenüber.“<sup>215</sup> Als wohl erster Germanist hat Meyer Nietzsche zum Gegenstand seiner Forschung und seiner Lehre gemacht.<sup>216</sup> Seine Nietzsche-Lektüre schlug sich vielfach in wissenschaftlichen Schriften nieder.<sup>217</sup> Im Jahr 1905 widmete er Nietzsche in einer Aufsatz-

<sup>211</sup> Ziegler: Friedrich Nietzsche, 1900, S. 201.

<sup>212</sup> Bereits 1899 erschien bei Bondi das Sachbuch von Ziegler: *Die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts*, 1899. In derselben Reihe erschien auch Richard M. Meyers: *Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts*, Berlin 1900 (*Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung*, 3).

<sup>213</sup> Franziska Mayer: „Ausreichende Geldmittel und eine fundamentale Bildung.“ Georg Bondi verlegerisches Profil, in: *George-Jahrbuch* 9 (2012/13), S. 113–136, hier S. 135.

<sup>214</sup> Menzer: Rez. Theobald Ziegler, Friedrich Nietzsche, in: *Deutsche Litteraturzeitung* 10/52 (1899), Sp. 1948f. Das vollständige Zitat lautet: „Z[iegler]s Buch ist trefflich geeignet, in die Philosophie Nietzsches einzuführen. Zu uns spricht ein genauer Kenner seiner Schriften und der Litteratur über ihn, zugleich ein Mann, der das Werden Nietzsches und seines Publikums miterlebt hat und dem modernen Leben und insbesondere der studentischen Jugend nahe genug steht, um Verständnis für ihren zuweilen übertriebenen Nietzschekultus zu finden und zugleich als kluger Mahner das Uebermass ihrer Begeisterung herabstimmen zu können.“ (Sp. 1948).

<sup>215</sup> So beschreibt es Myriam Richter: Dem Wissenschafts-Kult aufs Maul geschaut. Richard M. Meyer (1860–1914) und die Tragfähigkeit germanistischen Denkens im universitären Raum, in: *Zeitschrift für Germanistik* 20/1 (2010), S. 186–204, hier S. 197.

<sup>216</sup> Hans-Harald Müller: „Ich habe nie etwas anderes sein wollen als ein deutscher Philolog aus Scherers Schule.“ Hinweise auf Richard Moritz Meyer, in: *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871–1933*, hg. v. Wilfried Barner/Christoph König (*Marbacher Wissenschaftsgeschichte*, 3), S. 93–102, hier S. 96f.

<sup>217</sup> Vgl. auch hierzu Richter: Richard M. Meyer (1860–1914), in: *Zeitschrift für Germanistik* 20/1 (2010), hier S. 198. Zu den frühen Schriften über Nietzsche zählen Richard M. Meyer: *Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts*, Berlin 1899 (bei Georg Bondi),

anthologie unter dem Titel *Gestalten und Probleme* (publiziert bei Georg Bondi in Berlin) ein Kapitel, in dem er in gebotener Kürze eine chronologische Zusammenfassung von Leben und Werk lieferte<sup>218</sup> und Nietzsche als „künstlerische Persönlichkeit“ wie als Propheten ehrte.<sup>219</sup> 1913 schließlich portraitierte er den Philosophen in einer etwa 700 Seiten umfassenden Einzelstudie *Nietzsche. Sein Leben und seine Werke*. Stand Meyer 1905 noch ganz unter dem Eindruck der ersten Nietzsche-Lektüren, so ist die Monographie von 1913 bereits Ausdruck einer umfassenden Kenntnis von dessen Werk. Sie erschien bei C.H. Beck in München, wo sie zu einer zwar nicht auf dem Titelblatt, aber in der Verlagsankündigung genannten Reihe gehörte: den „Biographien von Dichtern und Denkern“.<sup>220</sup>

## 2.2. Programmatik und Struktur

### *Geschichte und Programm des Titels*

Der Titel von Bertrams Studie bringt den biographischen Ansatz der Monographie ebenso zum Ausdruck (*Nietzsche*) wie das dichterische Programm (*Versuch einer Mythologie*). Im Vergleich zu Zieglers schlichtem Titel *Friedrich Nietzsche*, der erst durch den Reihentitel eine programmatische Linie (*Vorkämpfer des Jahrhunderts*) und eine Gattungszuordnung erhält (*Eine Sammlung von Biographien*), sowie zu Meyers biographistisch orientiertem *Nietzsche. Sein Leben und seine Werke*, fällt an Bertram der vorläufige Charakter (*Versuch*) ebenso auf wie die Bezeichnung *Mythologie*. An der Entstehung des Titels waren sowohl Glöckner als auch Gundolf und George intensiv beteiligt. Bertram selbst zeigte sich in der Debatte als ein Spielball der Interessen Georges. Wie eine Posse mutet die briefliche Auseinandersetzung an, die im Folgenden knapp dargestellt werden soll.

Bertrams erster Vorschlag, das Buch *Die Musik des Sokrates* zu nennen, stieß auf Gundolfs vehemente Kritik:

Nur eins: der Haupttitel muß [...] ‚Nietzsche‘ sein! Untertitel Beiträge zu s. Mythologie oder wie Sie wollen. Aber ‚Die Musik d. Sokrates‘ ist buchhändlerisch unmöglich (Bondi erlebte) weil nämlich dann danach greifen a. Musikinteressenten b. Sokratesforscher und enttäuscht sind, während Nietzscheleser ahnungslos vorbeigehn.<sup>221</sup>

S. 731f. und Richard M. Meyer: Der Übermensch – eine wortgeschichtliche Skizze, in: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 1 (1901), S. 3–25.

<sup>218</sup> Richard M. Meyer: Friedrich Nietzsche, in: Ders.: Gestalten und Probleme, Berlin 1905, S. 223–245.

<sup>219</sup> Ebd., S. 244f.

<sup>220</sup> Vgl. die letzte Seite der Verlagsankündigungen bei Meyer: Nietzsche. Sein Leben und seine Werke, 1913. Hier ist Meyer selbst zwar nicht aufgelistet, dafür eine Reihe weiterer Biographien über Goethe, Schiller, Shakespeare, Kleist, Herder, Grillparzer, Molière und Beaumarchais.

<sup>221</sup> Brief von Gundolf an Bertram, 6.2.1918, in: Raschel, S. 172.



Die Frage nach dem Titel beschäftigte Gundolf auch weiterhin: „Ihren Nietzsche, über dessen Untertitel [Statt Studien oder Beiträge: vielleicht Betrachtung oder Darstellung seiner Myth.] ich noch brüte, lese ich stückweise weiter und freue mich seines Reichtums“.<sup>222</sup> Großmütig und selbstbewusst betonte er: „Übrigens: das Nebeneinander mit meinem ‚Goethe‘ brauchen Sie nicht zu scheuen, ich könnte sogar stolz darauf sein. [...] es könnte ruhig einfach ‚Nietzsche‘ heißen.“<sup>223</sup> Gegenüber Bertram sprach er fortan nur noch von „Ihrem ‚Nietzsche‘“.<sup>224</sup> Glöckner hingegen hatte sich zunächst zustimmend über Bertrams Wahl geäußert. „Mit dem Titel ‚Musik des Sokrates‘, den ich sehr schön finde und treffend, bin ich ganz einverstanden. Nietzsche selbst könnte ihn gefunden haben und so wolltest Du ihn ja haben.“<sup>225</sup> Aber Bertram ließ sich von Gundolf schnell umstimmen. Es werde „mit der geschäftlichen Unzweckmäßigkeit wohl seine Richtigkeit haben“. Hilfesuchend wandte er sich dann aber an seinen Freund: „Soll ich nun ‚Nietzsche. Studien zu seiner Mythologie‘ schreiben? Ich denke wohl, wenn Gundolf und George es anraten“.<sup>226</sup> Auch Glöckner hatte sich von Gundolfs Vorschlag überzeugen lassen.

Sein Einwand ist ganz gewiss richtig; und ich würde vorschlagen an Deinem letzten Titel festzuhalten. *Nietzsche*: Studien u.s.w.; nicht Beiträge, was etwas philologisch klingt. Dein ‚schöner‘ Titel war uns verständlich, weil wir den Inhalt des Buches kannten, für den Käufer bestehen aber G.’s Einwände. Ich schlug Dir damals ja auch Nietzsche als Haupttitel vor, liess mich aber durch den schöneren betören.<sup>227</sup>

Bertram reagierte erleichtert über die Übereinstimmung mit Glöckner und hoffte, endlich eine Lösung gefunden zu haben.

‚Beiträge‘ hatte ich bereits an Gundolf als ‚zu germanistisch‘ bezeichnet! Wir waren also mal wieder haarscharf *einer* Meinung!! Ich denke, wir lassen es bei Studien im Untertitel, wenn auch George diese Fassung als ‚zu bescheiden‘ charakterisierte. Der Titel würde dann, Deinem Vorschlag entsprechend, lauten: Nietzsche. Studien zu seiner Mythologie [...].<sup>228</sup>

Auch nach einem Gespräch mit Thomas Mann hielt Bertram an dem Vorschlag Glöckners fest: „Er plädierte für ‚Friedrich N.‘; ich finde ‚N.‘ besser. Gegen Gundolfs Vorschläge halte ich ‚Studien zu einer Mythologie‘ jetzt für am besten.“<sup>229</sup> Allerdings war damit die Suche noch nicht abgeschlossen, denn George meldete Bedenken an und offerierte neue Vorschläge.

<sup>222</sup> Brief von Gundolf an Bertram, 16.2.1918, in: Raschel, S. 172f., hier S. 172. Den Einschub in eckigen Klammern notierte Gundolf am Rand des Briefes.

<sup>223</sup> Brief von Gundolf an Bertram, 19.2.1918, in: Raschel, S. 173f., hier S. 174.

<sup>224</sup> Brief von Gundolf an Bertram, 25.2.1918, in: Raschel, S. 174f., hier S. 174.

<sup>225</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 3.1.1918, in: Raschel, S. 186.

<sup>226</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 8.2.1918, in: Raschel, S. 199f.

<sup>227</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 12.2.1918, in: Raschel, S. 189.

<sup>228</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 14.2.1918, in: Raschel, S. 200. Kursivierung vom Verfasser.

<sup>229</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 18.2.1918, in: Raschel, S. 201.



Zuerst muß der Titel endgültig feststehen und bei den erstaunlich hohen Kosten kein solcher · der den Verkauf geradezu unterdrückt. „Nietzsche“ als Haupttitel war wohl in München schon gesichert. Studien zu einer „Mythologie Nietzsches“ ist nicht bloß doppelsinnig, sondern „Studien“ sind zugleich eine Sache · die es eigentlich nicht gibt. Der Untertitel wäre etwa in folgender Weise zu formulieren · und Sie müßten Ihre endgültige Fassung mitteilen:

Grundlagen einer Mythologie

Grundlagen einer mythischen Darstellung

Grundzüge einer mythologischen Darstellung<sup>230</sup>

Bertrams Ungeduld steigerte sich. An Glöckner schrieb er: „Zur Schulmeisterei des Untertitels. Um die ‚Studien‘ ist es mir leid. Was empfiehlst Du? Grundzüge wohl immer noch eher als das anspruchsvolle Grundlagen. Also etwa: Grundzüge einer Mythologie (*nicht*: mythol. Darstellung.)?“<sup>231</sup> Glöckner plädierte für die dritte Variante von Georges Vorschlägen. So träfe Bertram das „Wesen des Werkes“.<sup>232</sup> Bevor es jedoch zu einer endgültigen Entscheidung kommen konnte, schaltete sich wieder George dazwischen.

Wegen des Untertitels wollte ich Sie nur davor bewahren · daß Sie den vorläufig gewählten später selbst mit Bedauern lesen würden. „Grundzüge“ u.ä. ist auch nur ein Vorschlag (kein Wunsch). Sie halten ihn für zu akademisch pompös. Ich möchte darauf sagen · daß er wenigstens nicht irreführend ist und ein halbtausend-seitiges Buch mit ausdrucksvollster Überschrift durch den gewählten Untertitel nicht minder anspruchsvoll wird. Meine Abneigung gegen „Studien“ müssen Sie richtig verstehen. Es ist viel dagegen zu sagen. Aber Sie machen in Ihrem Schreiben einen gewagten Salto · wenn Sie den Typus Ihres Werkes mit dem Typus eines momentanen Titels verwechseln. „Versuch“ oder „Anfänge“ wären immer noch besser. Was ich in Ihrem Werk sehe ist eine neue und bedeutende Form der Darstellung · die Sie durch solche private Überschrift nicht zu sehr verkleinern dürften. Die Hauptsache aber bleibt · daß Sie den Titel so wählen · daß er für jetzt und später Ihnen zusagt.“<sup>233</sup>

Bertram meldete daraufhin an Glöckner, er habe sich „zum Untertitel ‚Versuch einer Mythologie‘ entschlossen. „Gefällt er Dir?“, fragte er besorgt, um selbst vorwegzugreifen: „Ich denke, es ist die beste Lösung.“<sup>234</sup> Auch Glöckner war mit diesem Titel einverstanden.<sup>235</sup> Die langwierige Suche zeigt, welche inhaltlichen und pragmatischen Überlegungen die Wahl begleiteten. Sie macht deutlich, wie stark George und Gundolf dirigierend eingriffen und sowohl im Sinne des Bondi-Verlags als auch im Sinne der Reihe *Blätter für die Kunst* argumentierten. Die Entscheidung, eine knapp 400 Seiten lange Monographie als „Versuch“ zu bezeichnen, ist dennoch überraschend. Der Begriff impliziert Vorläufigkeit und

---

<sup>230</sup> Brief von George an Bertram, 11.4.1918, in: Raschel, S. 209f., hier S. 210.

<sup>231</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 9.4.1918, in: Raschel, S. 210f., hier S. 210. Kursivierung vom Verfasser.

<sup>232</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 13.4.1918, in: Raschel, S. 194.

<sup>233</sup> Brief von George an Bertram, 15.4.1918, in: Raschel, S. 211.

<sup>234</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 19. u. 20.4.1918, in: Raschel, S. 211.

<sup>235</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 22.4.1918, in: Raschel, S. 194f.

Unverbindlichkeit. Angesichts von Bertrams anfänglichem Zögern und seiner Sorge über fehlende eigene Kompetenz, ist er jedoch durchaus konsequent. Da der Titel auf Georges Vorschlag zurückgeht, lässt er aber noch eine andere Assoziation zu. Im Zusammenspiel mit dem Titel *Nietzsche* kann der Begriff „Versuch“ auch als demutsvolle Geste eines Adoranten gegenüber der verehrten Person verstanden werden. Der Titel macht auf diese Weise das Hierarchieverhältnis zwischen Nietzsche und Bertram deutlich.

Weniger umstritten war die von Gundolf vorgeschlagene Bezeichnung ‚Mythologie‘. Mit dieser Wahl betonte der Verfasser seinen systematischen, wissenschaftlichen Zugang zum Thema, wenngleich er im Text selbst mit dem Begriff ‚Mythos‘ operierte. Die vermeintliche Objektivität, die der Begriff ‚Mythologie‘ als Wissenschaft vom Mythos suggerierte, kontrastierte mit Bertrams Tendenz, den Mythos ‚Nietzsche‘ fortzuschreiben und seine kapitelweisen Deutungen als Mythen zu präsentieren. Mithilfe des Begriffs, den er synonym mit „Legende“ verwendete, versuchte Bertram, Nietzsches Leben seinem zeitgebundenen Kontext zu entheben, es zu „entgegenwärtigen“ und „zeitlos“ zu machen (Nie, 1). Er verwies auch auf Nietzsches eigenes Verhältnis zum Mythos und deutete ihn weniger als „Mythenzerstörer“ denn als „Mythenschöpfer“. <sup>236</sup> Besonders originell war der Bezug auf den Mythos allerdings nicht: Bertram entsprach damit einer Zeittendenz, <sup>237</sup> die den Mythos nach der Jahrhundertwende als „raunende Beschwörungsformel“ oder „magisches Lösungswort“ begrüßte. <sup>238</sup> Die zunehmende Bedeutungserweiterung des Begriffs ermöglichte seine „Inbesitznahme [...] durch irgendeine Instanz, die die entleerte Struktur mit einem neuen Inhalt zu füllen versprach.“ <sup>239</sup> Erich Unger konstatierte noch 1930, der Begriff sei „geradezu ein Ausdruck der kulturellen Zeitstimmung“.

Es ist, als merkte man einen tiefen unüberbrückbaren Gegensatz, der die kulturelle Atmosphäre unserer Epoche von irgend etwas Entlegenem, Andersartigem trennt, das man mit dem Wesen Mythos kennzeichnet, und als fühlte man einen Zwang, zu diesem Wesen in irgendeine Erkenntnis- oder Erlebnisbeziehung zu treten, weil es vielleicht etwas enthält, was uns fehlt. <sup>240</sup>

<sup>236</sup> Vgl. zu Nietzsches Mythos-Begriff etwa Claus Zittel: Art. „Mythos/Mythologie“, in: Nietzsche Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. v. Henning Ottmann, Stuttgart/Weimar 2000, S. 288–289.

<sup>237</sup> Vgl. etwa Hans Schumacher: Mythisierende Tendenzen in der Literatur 1918–1933, in: Die deutsche Literatur in der Weimarer Republik, hg. v. Wolfgang Rothe, Stuttgart 1974, S. 281–303.

<sup>238</sup> Theodore Ziolkowski: Der Hunger nach dem Mythos. Zur seelischen Gastronomie der Deutschen in den Zwanziger Jahren, in: Die sogenannten Zwanziger Jahre – First Wisconsin Workshop, hg. v. Reinhold Grimm/Jost Hermand, Bad Homburg/Berlin/Zürich 1970 (Schriften zur Literatur, 13), S. 169–201, hier S. 185–187.

<sup>239</sup> Ebd., S. 192. So geschehen etwa durch die rassentheoretische Studie des NSDAP-Ideologen Alfred Rosenberg: Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, München 1930.

<sup>240</sup> Erich Unger: Wirklichkeit, Mythos, Erkenntnis, München/Berlin 1930, S. 3f.

An seine Ausführungen lässt sich die Frage anknüpfen, was der Mythos im Zusammenhang mit Heroisierung bedeuten kann und inwiefern Bertrams Verwendung des Begriffs auch eine Strategie der Überhöhung Nietzsches ist. Wenn der Mythos als Beschreibung von etwas Fremden verstanden wird, zu dem man in Beziehung treten möchte, lässt er sich auch auf eine konkrete Person anwenden: Wird die Persönlichkeit zum Mythos erklärt (wie Nietzsche bei Bertram), so ist damit auch ihre faszinierende Andersartigkeit angesprochen. Der Mythos-Begriff hilft, eine Beziehung zu etwas Fremdem zu stiften, ohne seinen Zauber zu zerstören. Erich von Kahler hat dies später in einem Aufsatz über *Das Fortleben des Mythos* beschrieben, in dem er der Heldenverehrung generell die Tendenz zur Mythisierung zuschrieb:

Jede Heldenverehrung mythisiert ja unwillkürlich. Sie distanziert und nähert zugleich die Gestalt des Helden, indem sie einerseits aus dem Zusammenhang der Person das Außergewöhnliche übermäßig hervorhebt, es aber andererseits durch Ausgestaltung und Ausschmückung mit mannigfachen Einzelzügen vertraulich macht. In den Menschen steckt eine tiefe Unruhe um die Existenz alles Außerordentlichen. Sie suchen und überreiben es und dabei fürchten sie es und verlangen nach einer beruhigenden Verbindung damit; auch sind sie verlockt, in der Teilhabe daran ihr Selbst zu steigern.<sup>241</sup>

Die Beziehung zwischen Held und Verehrer ist nach Kahler von Distanz und Nähe zugleich geprägt. Während er einerseits Fremdheit und Andersartigkeit betont, beschäftigt sich der Verehrer andererseits intensiv mit seinem Gegenstand. Diese vertraute Beziehung nehme dem Adoranten die Furcht vor der Außergewöhnlichkeit der heroischen Figur. Sie ermögliche zudem eine „Teilhabe“ am Heroischen, die der Selbstüberhöhung diene.

### *Paratexte und Schriftbild*

Der Titel dominiert wie schon bei Gundolfs *Goethe* das Deckblatt (Abb. 11). Die Majuskeln und die Anordnung von Titel und Autornamen weisen in Verbindung mit dem Kreis-Signet auf den Vorgängertext und wiederholen die Trias von Held, Mittler und Verehrergemeinschaft. Während Ziegler und Meyer ihre Monographien wissenschaftlichen Lehrern oder Kollegen zueignen,<sup>242</sup> würdigt Bertram denjenigen, der den Anstoß zum Verfassen des Buches gab: „Meinem Freund Ernst Glöckner“. Dieser wird wie Fine von Kahler im *Goethe* als Mitwirkender in die Verehrergemeinschaft aufgenommen.

<sup>241</sup> Erich von Kahler: *Das Fortleben des Mythos*, in: Ders.: *Die Verantwortung des Geistes. Gesammelte Aufsätze*, Frankfurt a.M. 1952, S. 201–213, hier S. 206.

<sup>242</sup> Bei Ziegler lautet die Zueignung: „Herrn Professor Dr. Christoph von Sigwart in Tübingen zu seinem siebenzigsten Geburtstag (28. März 1900) in Dankbarkeit und Verehrung zugeignet.“ (Ziegler: *Friedrich Nietzsche*, 1900, S. V). Bei Meyer lautet sie: „Karl Joël dem Kulturphilosophen und Eduard Lehmann dem Religionsphilosophen freundschaftlich zugeignet“ (Meyer: *Nietzsche. Sein Leben und seine Werke*, 1913, S. III).

Das Inhaltsverzeichnis bündelt die Themen der Nietzsche-Darstellung Bertrams (Abb. 12): In den 20 Kapiteln – dem ersten kommt als *Einleitung: Legende* eine Ausnahmestellung zu – werden Orte (*Weimar, Venedig, Portofino* und *Eleusis*) ebenso verhandelt wie philosophische Fragestellungen und Themen (*Das deutsche Werden, Gerechtigkeit, Krankheit, Maske*), eine literarische Gattung (*Anekdote*), Namen mythischer, biblischer und historischer Figuren (*Arion, Judas, Napoleon, Claude Lorrain, Sokrates*) und die Titel von einem Kunstwerk Albrecht Dürers (*Ritter, Tod und Teufel*) sowie von literarischen Werken Goethes und Nietzsches (*Scherz, List und Rache*) und Adalbert Stifters (*Nachsommer*). Allein das zweite Kapitel (*Abmementel*) lässt eine chronologische Strukturierung erahnen. Die Titel nennen jeweils Konkreta, deren Sinn sich nicht in der Referenz auf Nietzsche erschöpft. Ob die Titel als Metaphern zu verstehen sind oder womöglich als eine Zusammenstellung von Mythen, lässt die Gestaltung der Paratexte vorerst offen. Augenfällig ist die stichwortartige Vita Nietzsches unter dem Titel *Annalen* am Ende des Bandes. Sie konterkariert Bertrams Anliegen, auf biographische Lebensdaten zu verzichten. Wie sehr sich Bertram mit dieser Strukturierung von zeitgleichen Biographien unterscheidet, verdeutlicht der Vergleich mit Ziegler und Meyer. Auf eine kurze Einleitung folgt bei Ziegler ein ebenso kurzer Abriss von *Nietzsches Kindheit und Jugend*, in dem er seinen Werdegang chronologisch bis zur Berufung nach Basel darstellt. Den weitaus größten Umfang hat das darauffolgende Großkapitel *Perioden seiner schriftstellerischen Tätigkeit*, in dem nacheinander die Werke Nietzsches abgehandelt werden.<sup>243</sup> Der Dreischritt seiner Gliederung evoziert ein geschlossenes Bild von Nietzsches Leben. Meyer hingegen verzichtet auf eine Makrogliederung, behält aber die chronologische Folge bei: Auf vier kontextualisierende<sup>244</sup> folgen drei auf das Leben Nietzsches fokussierte Kapitel (*V. Das Leben, VI. Das Studium, VII. Die Persönlichkeit*). Es schließen sich insgesamt 18 Kapitel über Nietzsches Werke an, die von einem resümierenden *Rückblick* abgeschlossen werden.

Wie Gundolf verzichtet Bertram vollständig auf Fußnoten und Literaturangaben. Allein das Register (*Namenverzeichnis*) am Ende des Bandes erinnert an eine wissenschaftliche Arbeitsweise.<sup>245</sup> Auch ist die Monographie, ähnlich gewichtig in ihrer Materialität, in derselben serifen Schrift wie Gundolfs *Goethe* gesetzt. Aus

<sup>243</sup> Die drei Perioden sind folgendermaßen eingeteilt: *Erste Periode: Nietzsche im Banne Schopenhauers und Wagners* (S. 24–75), *Zweite Periode: Nietzsche als Positivist* (S. 76–113) und *Dritte Periode: Zarathustra und seine Verkündigung* (S. 114–192).

<sup>244</sup> Meyer begründet die vier Kapitel (*I. Die große Wegscheidung, II. Typische Erlebnisse, III. Verwandte Naturen* und *IV. Der Zeitpunkt*) wie folgt: „Wir scheinen uns erst weit von Nietzsche zu entfernen; aber ich glaube, daß wir uns auf diesen Umwegen ihm erst recht nähern; denn wo des Menschen schärfste Widersprüche wohnen, da ist das tiefste Geheimnis seines Wesens verborgen.“ Zit. n. Meyer: Nietzsche. Sein Leben und seine Werke, 1913, S. 4f.

<sup>245</sup> Ziegler weist wenige Fußnoten auf, aber auch kein Literaturverzeichnis oder Register. Meyer beschränkt sich auf ein Register und ein knappes Literaturverzeichnis als „Auswahl zur ersten Orientierung“. Vgl. Meyer: Nietzsche. Sein Leben und seine Werke, 1913, S. 691f. sowie das folgende Register (S. 693–702).

den Briefwechseln geht allerdings hervor, dass dies durchaus infrage stand. Bondi selbst fand den Satz „schwer lesbar“.<sup>246</sup> Bertram wandte sich daher wieder hilfesuchend an Glöckner: „Welche Type schlägst Du vor? Rätst Du zum Gundolf Typ? Ich liebe ihn nicht und lese ihn schwer, so geht es auch anderen.“ Allerdings wendet er ein: „Ein gutes Seitenbild gibt er ja.“<sup>247</sup> Die Entscheidung für den ‚Gundolf Typ‘ wird schließlich auch durch die Aufnahme in die Reihe *Werke der Wissenschaft* zwingend gewesen sein: Die dreifache Bezugnahme (namentlich auf Glöckner, symbolisch im Signet auf George und den Kreis, typografisch auf Gundolf) markiert das Personal, das Bertrams Monographie im Wesentlichen mitverantwortet hat.

### *Einleitende Reflexionen*

Wie führen die Autoren sich selbst und ihr wissenschaftliches Programm ein? Ziegler und Meyer äußern sich in den Einleitungen ihrer Monographien nur knapp zu ihrer Darstellung. Während Ziegler „nüchtern“ Leben und Werk beschreiben möchte, ist es Meyers Absicht, Nietzsche in seiner Symbolhaftigkeit zu erfassen. Ziegler sieht die eigene Rolle realistisch: „Nicht wir Professoren machen den Ruhm eines Schriftstellers oder Philosophen, der kommt ohne unser Zuthun unabhängig von uns, wir hinken vielmehr hinterdrein und fragen uns [...] nach den Gründen und Grenzen solchen Ruhmes.“<sup>248</sup> Sein Selbstverständnis ist konträr zu demjenigen des George-Kreises. Während sich die Kreis-Autoren als ‚Mitschaffende‘ inszenieren, die den Ruhm festigen und fortschreiben,<sup>249</sup> geht es Ziegler in seiner Studie über Nietzsche um eine „Erzählung seines Lebens“ und eine Darstellung seiner Entwicklung. Denn Nietzsche sei „aus einem Kind des engen häuslichen Kreises allmählich erst zu einem Sohn seiner Zeit“ geworden.<sup>250</sup> Auch Meyer erläutert einleitend die eigene Stellung zu Nietzsche: „Vom ersten Augenblick an war ich sein begeisterter Verehrer; sein ‚Anhänger‘ bin ich nie gewesen.“<sup>251</sup> Er scheut eine zu große Nähe zu seinem Protagonisten, der sich letztlich auch nicht ganz erfassen ließe, bleibe er doch „unaussprechlich wie jede Individualität“.<sup>252</sup>

Bertram entwirft in einer ausführlichen programmatischen Einleitung mit dem Titel *Legende* die theoretischen Grundlagen seiner Darstellung und setzt sich dezidiert von einer wissenschaftlichen Arbeitsweise ab. Mit der Bezeichnung ‚Legende‘ verweist er auf eine ursprünglich aus dem christlichen Kontext stammenden-

<sup>246</sup> Brief von Georg Bondi an Bertram, 9.4.1918, in: Raschel, S. 208.

<sup>247</sup> Brief von Bertram an Glöckner, 11.4.1918, in: Raschel, S. 207f., hier S. 208.

<sup>248</sup> Ziegler: Friedrich Nietzsche, 1900, S. 1–3.

<sup>249</sup> Formuliert bereits in der Einleitung zu Gundolfs *Goethe*, später wieder aufgegriffen in Gundolf *Caesar. Geschichte seines Ruhms*. Vgl. Kap. III.1.2 und III.4.2.

<sup>250</sup> Ziegler: Friedrich Nietzsche, 1900, S. 8.

<sup>251</sup> Meyer: Nietzsche. Sein Leben und seine Werke, 1913, S. 3.

<sup>252</sup> Ebd., S. 5.

de literarische Form, in der eine Figur „als exemplarische Projektionsfläche bestimmter Ideen fungiert“.<sup>253</sup> Die Lösung der Form von dem Bezug auf die göttliche Sphäre ließ eine zwischen den Bereichen historischer Wahrheit und literarischer Fiktion angesiedelte Erzählform entstehen.<sup>254</sup> Indem Bertram den Begriff einführt, deutet er das gattungstransgredierende Verfahren seiner Darstellung an. Sie geht über den faktualen Bereich eines wissenschaftlichen Werkes hinaus und reicht in den Bereich fiktionaler Erzählliteratur.

Die Einleitung beginnt mit einem intertextuellen Verweis auf Goethes *Faust II*. Der Satz „Alles Gewesene ist nur ein Gleichnis“ (Nie, 1) ist ein geringfügig verändertes Zitat aus der Schlussstrophe des *Chorus mysticus*: „Alles Vergängliche / Ist nur ein Gleichnis“.<sup>255</sup> Bertram betont mithilfe der semantischen Änderung die historische Ausrichtung seiner Argumentation. Alle historischen Ereignisse seien nur ein bildhafter Ausdruck für hinter ihnen liegende Phänomene. So wie sein einführendes Motto auf die Zukunft ausgerichtet ist („Wir dienen dem Kommenden“), so hat auch das Gleichnis einen auf die Zukunft ausgerichteten didaktischen Anspruch.<sup>256</sup> Der Einstiegssatz dient zwei Zielen: Zum einen referiert Bertram auf ein dichterisches Standardwerk und damit zugleich auf seine wichtigste Autorität Goethe. Zum zweiten hat er eine Grundlage geschaffen, seine Kritik historischer Forschung zu thematisieren. Denn Bertram wendet sich gegen Leopold von Ranke's methodisches Objektivitätspostulat, darzustellen, „wie es eigentlich gewesen“, und gegen dessen Verweigerung, die Vergangenheit zu beurteilen und nachfolgende Generationen zu belehren.<sup>257</sup> Bertram diskreditiert dies als „naiven historischen Realismus“. Geschichte habe mit der historischen Wirklichkeit nichts zu tun, sondern sei stattdessen eine „Wirklichkeit neuen und sozusagen höheren Grades“ (Nie, 1). Als eine Art ‚poetischer Wirklichkeit‘ grenzt Bertram sie von tatsächlichen, historisch verbürgten Geschehnissen ab. Zugleich transformiert er die eigene Tätigkeit zur dichterischen. Deutlich wird dies auch in seinen Überlegungen zu den Darstellungsoptionen des Lebens einzelner herausragender Menschen: „Wir

<sup>253</sup> Irina Denissenko: Art. „Legende 1“, in: Metzler Lexikon Literatur, 2007, S. 424f., hier S. 425. Die Legende entwickelte sich ursprünglich aus der Heiligenverehrung und bezeichnete die Lesung von Viten oder Passionsgeschichten, später wurde der Begriff auch auf die Bücher selbst und ihre Inhalte übertragen sowie auf Volksdichtungen erweitert, denen Szenen aus Heiligenleben zugrunde lagen. Vgl. Winfried Böhne: Art. „Legende“, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 6, hg. v. Josef Höfer/Karl Rahner, 2. völlig neu bearb. Aufl., Freiburg 1961, Sp. 876–878.

<sup>254</sup> Dieter Burdorf: Art. „Legende 2“, in: Metzler Lexikon Literatur, 2007, S. 425.

<sup>255</sup> Die Strophe lautet vollständig: „Alles Vergängliche / Ist nur ein Gleichnis; / Das Unzulängliche / Hier wird's Ereignis; / Das Unbeschreibliche / Hier ist es getan; / Das Ewig-Weibliche / Zieht uns hinan.“ Zit. n. Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Texte*, hg. v. Albrecht Schöne, Frankfurt a.M. 1994 (Sämtliche Werke, I. Abteilung, Bd. 7/1), S. 464.

<sup>256</sup> Vgl. hierzu auch Rüdiger Zymner: Art. „Gleichnis“, in: *Handbuch der literarischen Gattungen*, hg. v. Lamping, 2009, S. 334–339.

<sup>257</sup> Leopold von Ranke: Vorrede zu den ‚Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535‘, in: *Über das Studium der Geschichte*, hg. v. Wolfgang Hardtwig, München 1990, S. 44–46.



vergegenwärtigen uns ein vergangenes Leben nicht, wir entgegenwärtigen es, indem wir es historisch betrachten. Wir retten es nicht in unsre Zeit hinüber, wir machen es zeitlos.“ (Nie, 1) Nicht das Leben einer Person werde gezeigt, sondern immer „seine Legende“. In Abwandlung seines Einstiegssatzes endet Bertram den ersten Absatz der Einleitung mit dem Diktum „Was als Geschichte übrigbleibt von allem Geschehen, ist immer zuletzt [...] die Legende“ (Nie, 1).<sup>258</sup> Die Frage nach der Wahrheit des Erzählten wird damit explizit abgewiesen.<sup>259</sup>

Bertram definiert die Legende als „lebendigste Form geschichtlicher Überlieferung“ (Nie, 1) und als Verbindungsglied zwischen Geschichte und Gegenwart, zwischen historischem Menschen und rezipierender Menge. Er versucht, die Überlieferungsformen einer historischen Person zu erläutern: „Nur als Bild, als Gestalt, nur als Mythos also lebt sie, nicht als Kenntnis und Erkenntnis eines Gewesenen.“ (Nie, 2) Die Reihung der Begriffe ‚Bild‘, ‚Gestalt‘ und ‚Mythos‘ zeigt: Bertram umkreist ähnlich wie Gundolf ein Phänomen. Entscheidender als eine präzise begriffliche Benennung ist für ihn die Abgrenzung zur Geschichtswissenschaft. Eine Legende, so seine Einschätzung, bildet sich unabhängig von der analytischen Auseinandersetzung mit einer historischen Person. Bertram setzt sich damit auch explizit von der wissenschaftlichen Biographie ab. Die Legende sei keine „unzuverlässigere Biographie“, sie gehöre „von vornherein einer ganz anderen Sphäre an als alles wissenschaftlich Biographische oder als irgendein nur anekdotisch Interessantes“ (Nie, 2). Diese Abwendung vom biographischen Erzählen mündet in eine Beschreibung seines Vorgehens:

Die Legende eines Menschen, das ist sein in jedem neuen Heute neu wirksames und lebendiges Bild. Nicht als Niederschlag eines jeweiligen Standes exakter Forschung, auch nicht als bewußt künstlerische Zusammenfassung, als philosophische Deutung eines zerstreuten und beseelbaren Materials. Ein eigenlebendiger Organismus vielmehr ist dies Bild, der seine selbständige Existenz führt. (Nie, 2)

Mit dem Begriff des ‚Bildes‘ greift Bertram auf die Terminologie Gundolfs zurück, dessen metaphorische ‚Kräftekuugel‘ als Vorbild für die Metapher des ‚Organismus‘ gedient haben könnte. Dem organologischen Modell liegt ebenso wie der ‚Kräftekuugel‘ die Idee der Selbstverwirklichung aus eigenen Anlagen zugrunde.

Wandelbar, wandelwillig ist es und wandelt sich auch stets, zeigt immer weniger, immer größere Linien; wird zugleich typischer und einmaliger, zugleich parabolisch und unvergleichbar. Es steigt langsam am Sternenhimmel der menschlichen Entwicklung

<sup>258</sup> Dieser Gedanke wird bei Bertram mehrfach wiederholt, etwa folgendermaßen: „Alles Geschehene will zum Bild, alles Lebendige zur Legende, alle Wirklichkeit zum Mythos. Und so ist alles ein Mythos, was wir vom Wesen der Menschen aussagen können, deren Gedächtnis auf die Lebenden gekommen ist.“ (Nie, 6).

<sup>259</sup> Gundolf greift diese Idee bestätigend in einem Brief an Elisabeth Salomon auf: „[...] die Zeiten sind vorbei dass man Sage für Erfindung hält: Mythen sind die verdichteten und weitergebildeten *Erinnerungen* der Völker an ihre sinnbildlichen Anfänge.“ Zit. n. Brief von Gundolf an Salomon, München, 29.4.1923, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 429–431, hier S. 430.



hinan [...] und es kreist, ist seine innere Umlaufkraft so stark, daß sie unter Menschen ewig heißt, allmählich so hoch gegen den Pol, daß es, gleich einem Gestirn des Nordens, niemals wieder unter die Horizontgrenze unseres Gedächtnisses hinuntergeht. (Nie, 2)

Das historische ‚Bild‘ geht als Organismus in einer größeren Metaphorik des Universums auf. Einem Katasterismos ähnlich entrückt die historische Person ins All und wird einem Sternbild gleichgesetzt („gleich einem Gestirn des Nordens“). Die als Klimax arrangierte Schilderung deutet nicht nur die Bedeutungssteigerung und den Eingang in die Unsterblichkeit („ewig“) an. Sie verweist auch auf eine harmonische Verbindung eigentlich widersprüchlicher Eigenschaften („zugleich typischer und einmaliger, zugleich parabolisch und unvergleichbar“).<sup>260</sup>

### *Nietzsche als Dichter, Bertram als Erzähler*

„Nietzsche ist Dichter“, schreibt Ziegler in der Einleitung seiner Studie, „nicht nur weil und wo er Verse macht und Dramen entwirft, sondern mitten in seiner Prosa und mitten in seinem Philosophieren“. Nietzsche sei der „Dichter unter den Philosophen“, eine „durch und durch künstlerische Natur“.<sup>261</sup> Er widmet *Nietzsche als Dichter* ein ganzes Unterkapitel, das in den allgemeinen Teil zum *Zarathustra* eingegliedert ist.<sup>262</sup> Auch Bertram bezeichnet Nietzsche als „Sprachbildner“ und „Dichter“.<sup>263</sup> Er analysiert jedoch Nietzsches dichterische Arbeit nicht nur, sondern imitiert sie als Erzähler und transgrediert dadurch die Gattung der historischen Biographie.

Bereits Thomas Mann zeigte sich angetan von Bertrams „Verschmelzung der kritischen und der dichterischen Sphäre [...] ein Prozeß, der die Grenzen von Wissenschaft und Kunst“ verwische. Als Vorbild für diese Art des Schreibens identifizierte er Nietzsches Erkenntnislyrik und bezeichnete den daraus entstehenden „Buchtypus“ als „intellektualen Roman“. Dazu gehörten für ihn sowohl „das schöne Nietzsche-Buch von Ernst Bertram“ als auch „der monumentale ‚Goethe‘ des George-Propheten Gundolf“.<sup>264</sup> In der Forschung ist Bertrams Rezeption von

---

<sup>260</sup> Auch nach Gundolf schließen sich widersprüchliche Eigenschaften beim Helden nicht aus. Vgl. Kap. III.4.2.

<sup>261</sup> Ziegler: Friedrich Nietzsche, 1900, S. 3.

<sup>262</sup> Ziegler: Friedrich Nietzsche, 1900, S. 114–128. Ziegler exemplifiziert die These seiner Einleitung zunächst an Epigrammen und Gedichten, sodann am *Zarathustra* selbst. Nietzsche habe das „Recht des Lyrikers“ ausgeübt, „ganz persönlich und subjektiv sich und nur sich zu geben und seine Innerlichkeit zur Darstellung zu bringen“ (S. 115). Im *Zarathustra* würden Dichter und Philosoph „eins“ (S. 128).

<sup>263</sup> Nie, 215 u. 221.

<sup>264</sup> Thomas Mann: [Briefe aus Deutschland] [Erster Brief] [November 1922], in: Ders.: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. 13: Nachträge, Frankfurt a.M. 1974, S. 260–272, hier S. 265. Das Zitat findet sich auch bei Böschstein: Ernst Bertrams *Nietzsche* – eine Quelle für Thomas Manns *Doktor Faustus*, in: Euphorion 72 (1978), S. 68.

Nietzsche als Dichter bisher nicht detaillierter aufgezeigt worden, wenngleich Böschenstein diesen Aspekt besonders heraushebt.<sup>265</sup> Bertrams Methode bestehe in einem „poetischen, von subjektiven Kombinationen und Assoziationen geleiteten Verfahren, das die Grenze zwischen Wissenschaft und Dichtung willentlich überschreitet“.<sup>266</sup> Bei dieser kreativen Methode verfahre Bertram „entschieden subjektiv“, er dichte „über Nietzsche hinaus“ und verhandle Themen, die allein auf seine „dichterische Phantasie“ zurückzuführen seien.<sup>267</sup> Ní Dhúill betont den Aspekt der *Imitatio*. Auffällig sei „die Nachahmung des Nietzsche’schen Prosastils“: Das „biographische Objekt dient dem Biographen als Quelle“ und seine Texte liefern „das Material und die Begriffe für die Darstellung“.<sup>268</sup>

Die Deutung Nietzsches als Dichter hängt eng zusammen mit Bertrams Selbstinszenierung als Erzähler. Er präsentiert sich als subjektiver Interpret Nietzsches, indem er die Gattung der historisch-wissenschaftlichen Biographie transgrediert und seine Deutung erzählerisch auskleidet. Dies zeigt sich schon in der Genese des Textes: Wenn er von sich selbst schreiben würde, so riet ihm Glöckner, könne er Nietzsche am eindrucklichsten darstellen.<sup>269</sup> Glöckner versuchte auch, die strenge Wissenschaftlichkeit der geplanten Studie und den Bezug auf die übrige Forschung zu entkräften.<sup>270</sup> Seine Aufforderung zur Subjektivität korreliert mit dem programmatischen Kern des Textes, über Nietzsche als ‚Legende‘ zu berichten. Schon die Titelgebung (*Mythologie, Legende*) weist ebenso wie das Signet und die Betreuung des Textes durch den Dichter George auf eine Überschreitung faktualen Erzählens hin.

Der Text selbst ist durchzogen von intertextuellen Verweisen auf die Dichtung Nietzsches (vor allem als Zitate oder als Belege für die Argumentation oder als leitmotivische Verbindung zwischen einzelnen Kapiteln) und auf weitere Dichter als Autoritäten. Sowohl der Monographie als ganzer als auch vieler einzelner Kapitel sind Motti vorangestellt: meistens wird Goethe zitiert, aber auch Novalis, Hölderlin, Stifter, Hebbel, C.F. Meyer oder Jean Paul. Sie stützen die Ausführungen und dienen als bürgende Autoritäten. So etwa greift ein Zitat von Theodor Fontane in der Einleitung („Das Poetische hat immer recht; es wächst weit über das Historische hinaus“, Nie, 4)<sup>271</sup> Bertrams Abwendung von der wissenschaftlichen Historie auf. Goethe ist fast durchgehend Referenzfigur: Das „Ereignis Goe-

<sup>265</sup> Böschenstein: Ernst Bertram, in: Wissenschaftler im George-Kreis, hg. v. dems. u.a., 2005, S. 187.

<sup>266</sup> Ebd., S. 190.

<sup>267</sup> Ebd., S. 191f. Böschenstein hebt hier vor allem die Kapitel *Nachsommer*, *Lorrain* und *Portofino* hervor.

<sup>268</sup> Ní Dhúill: Der Kanon des Heroischen, in: Die Biographie, hg. v. Hemecker, 2009, S. 131.

<sup>269</sup> Vgl. Kap. III.2.1.

<sup>270</sup> Brief von Glöckner an Bertram, 5.4.1915, in: Raschel, S. 184f., hier S. 185.

<sup>271</sup> Das Zitat stammt aus Fontanes Roman *Frau Jenny Treibel* oder „Wo sich Herz zum Herzen findet“ (1892). Vgl. Theodor Fontane: Romane und Erzählungen, Bd. 6: Unwiederbringlich, Frau Jenny Treibel, hg. v. Peter Goldammer u.a., 4. Aufl., Berlin/Weimar 1993, S. 320.

the“ sei in Nietzsches Leben, so begründet Bertram die ständigen Verweise auf den Dichter, „das längste, still begleitende, das dauerndste“ gewesen (Nie, 184). Bezeichnenderweise verweist gleich der erste Satz nicht nur auf den *Chorus mysticus* des *Faust II*, sondern auch auf Nietzsches Goethe-Parodie aus dem Eingangsspruch zu den *Liedern des Prinzen Vogelfrei*.<sup>272</sup> Die doppelte Bezugnahme reiht Bertram selbst in eine Linie mit Goethe und Nietzsche. Bertram zitiert auch George, etwa den vollständigen ersten *Jahrhundertspruch* Georges aus dem *Siebenten Ring*. Der Spruch überhöht und stilisiert Nietzsches Rolle als „Gott“, aber auch Bertrams Beteiligung als „Künder“: „Zehntausend sterben ohne Klang: der Gründer / Nur gibt den Namen .. Für zehntausend Münder / Hält einer nur das Maß. In jeder Ewe / Ist nur ein Gott und einer nur sein Künder.“ (Nie, 9)

Vor allem ist es aber die Sprache Bertrams, die ihn mehr als Erzähler denn als distanzierten Beobachter charakterisiert. Die kosmische Metapher des Sternbildes und des Planeten auf seiner Bahn<sup>273</sup> sowie das irdische Bild des perspektivisch eingeschränkten Wanderers am Berg<sup>274</sup> zeugen von der Bildmächtigkeit seiner Sprache. Ein Satz aus dem ersten Kapitel *Abmentafel* dient als weiterer Beleg:

Und es gehört wohl mit zu der rätselhaften, sehr seltenen und immer verhängnisvollen Doppelbrechung von Nietzsches Natur, die hermaphroditisch Erkenntnisdrang und dämonische Blindheit vereinigt, daß er, der Genuesergeist und Sucher fernster Meere, unentdecktester Küsten des Wissens und der Seele, dennoch zu gleicher Zeit und schon von früh auf um jene Ahnenbedingtheit, jene Einordnung seiner selbst, ja um seine tragische Grenze zu wissen scheint. (Nie, 11)

Bertram möchte plausibilisieren, dass Nietzsche trotz seines weitreichenden philosophischen Denkens nie seine Herkunft vergass. Um diesen Gedanken überzeugend darzulegen, verwendet er eine Reihe rhetorischer Stilmittel. Das eröffnende „Und“ verleiht seiner Sprache den Duktus einer Rede, die durch die als Klimax arrangierten Reihungen einen persuasiven Ton erhält („rätselhaften, sehr seltenen und immer verhängnisvollen“; „um jene Ahnenbedingtheit, jene Einordnung [...], ja um seine tragische Grenze zu wissen scheint“). Die Interjektion „ja“ wiederum zeigt die emotionale Anteilnahme des vermeintlichen Redners und seine affirmative Haltung gegenüber dem Gegenstand. Die Alliteration „Nietzsches Natur“ führt Charakter ebenso wie Abstammung als untrennbare Einheit zusammen. Die Bezeichnung „hermaphroditisch“ stilisiert diese ‚doppel-

<sup>272</sup> Der Eingangsspruch lautet: „Das Unvergängliche / Ist nur dein Gleichniss! / Gott der Verfüngliche / Ist Dichter-Erschleichnis...“. Zit. n. Friedrich Nietzsche: *Lieder des Prinzen Vogelfrei*. An Goethe, in: Ders.: *Morgenröte, Idyllen aus Messina, Die fröhliche Wissenschaft*, KSA 3, S. 639.

<sup>273</sup> „Das Bild Nietzsches, wie es sich aus diesen Kapiteln zusammenschließt, ist das Bild des Augenblicks, in dem sein Mythos uns eben zu stehen scheint. Mit dem Vorrücken seiner Bahn wird er in andere Häuser des Himmels eintreten.“ (Nie, 10).

<sup>274</sup> „So erwandert man das Bild eines geliebten Berges auf manchen Vorhöhen, die von seinem Massiv ausstrahlen, und die Aussichten ergänzen einander doch zu dem Bild des Bergs, das sich nie aus einer vereinzelter Schau ergibt.“ (Nie, 10).

te Natur‘ zur Symbiose zweier entgegengesetzter Prinzipien und ruft zugleich die griechische Mythologie, namentlich Hermaphrodit,<sup>275</sup> als bürgende Referenz auf. Der Relativsatz mit Antonomasien aus dem Bildfeld der Seefahrt („Genuesergeist“, „Sucher fernster Meere“) sowie dem Superlativ „fernster Meere“ und dem Hyperlativ „unentdecktester Küsten“ stilisiert Nietzsche zum Abenteurer und Entdecker ‚neuer Welten‘.

### 2.3. Einzelaspekte der Heroisierung

#### *Antonomasien und Periphrasen: Bezeichnungen Nietzsches*

Zu Beginn des ersten Kapitels *Abmentafel* ersetzen Antonomasien und Periphrasen Nietzsches Eigennamen. Sie heben jeweils unterschiedliche Aspekte seiner Persönlichkeit hervor und dienen dazu, ihn in seiner Ambiguität zu präsentieren. Zugleich verdeutlichen sie, welche Implikationen schon knapp zwei Jahrzehnte nach Nietzsches Tod mit seinem Namen verbunden waren – zum Teil, weil Nietzsche sie selbst forciert hatte. Welche Bezeichnungen verwendet Bertram für Nietzsche und inwiefern tragen sie zu dessen Heroisierung bei? Mit Antonomasien aus dem Bildbereich des Abenteurers und Entdeckers referiert Bertram auf Nietzsches Selbstinszenierung zu einem Mann der Tat: Die Bezeichnung „Genuesergeist“ (Nie, 11) verwandelt ihn zu einem zweiten Christoph Kolumbus. Nietzsche hat diese geistige Verwandtschaftsbeziehung selbst konstruiert und dichterisch verarbeitet, etwa in dem frühen Rollengedicht *Colombo*.<sup>276</sup> Bertram bestärkt die Selbststilisierung, indem er dieselben Bildmotive affirmativ verwendet. Er bestätigt Nietzsche als „Sucher fernster Meere, unentdecktester Küsten des Wissens und der Seele“ (Nie, 11) und als „geistigen Weltenumsegler“ (Nie, 12).

Zugleich hebt er ihn als wandelbaren Charakter hervor. Die Antiklimax der drei Bezeichnungen „Verwandlungssüchtigste“, „Verwandlungsfreudigste“ und „seiner Verwandlung Bewußteste“ (Nie, 12) zeigt die Mehrdeutigkeit von Nietzsches Person. Ebenso weisen die folgenden Bezeichnungen auf seine Wandelbarkeit hin: Die Komposita „Seelenführer“ und „Geisterverführer“ (Nie, 12) beschreiben ihn als geistigen Herrscher. Zum Propheten Moses erhebt ihn die Periphrase „Der die Alten Tafeln zerbrechen heißt und die Liebe zu ‚eurer Kinder Land‘ lehrt“ (Nie, 12). Auch als „hoffnungsberauschter Jünger Wagners“ (Nie, 12) tritt er auf. Eine kämpferische Haltung wird ihm bei der Konstruktion seiner Her-

---

<sup>275</sup> Vgl. etwa Marie Delcourt/Karl Hoheisel: Art. „Hermaphrodit“, in: Reallexikon für Antike und Christentum, Bd. 14, hg. v. Ernst Dassmann u.a., Stuttgart 1988, Sp. 649–682.

<sup>276</sup> Friedrich Nietzsche: *Colombo*, in: Ders.: Frühe Schriften, Bd. 1: Jugendschriften 1854–1861, hg. v. Hans Joachim Mette, München 1994, S. 443. Vgl. zu Nietzsches Stilisierung als ‚zweiten Kolumbus‘ etwa Duncan Large: Nietzsche and the Figure of Columbus, in: Nietzsche-Studien 24 (1995), S. 162–183 sowie Ralf Witzler: Europa im Denken Nietzsches, Würzburg 2001 (Epistemata, Reihe Philosophie, 307), S. 181–185.

kunft zugeschrieben. Als „Verehrer und Verfechter der Legitimität in ihrem intensivsten und ursprünglichsten Sinne: im Sinne der Familie, des Blutes, der Ahnenkette [...]“ (Nie, 20) wird Nietzsche dort charakterisiert, wo er die eigene Herkunft überhöht. Ebenso auf kämpferische Leistungen zielen weitere Periphrasen („Er, der in jedem Sinne nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen wähnte“, Nie, 12) und Antonomasien: Mit Beschreibungen wie „Radikaler“, „Umwerter der Werte“, „Verherrlicher der dionysischen Rauschgegenwart, des Heiligen Augenblicks“, „umwertender Kulturrevolutionär“ (Nie, 12) oder einfach „Umwerter“ (Nie, 20) wird Nietzsche eine agonale Natur attestiert, die sich aus seinem eigenen Werk speist. Eine enge Rückbindung an sein Werk, das Bertram Material für die Charakterisierungen und Zuschreibungen liefert, ist auch in den folgenden Bezeichnungen ersichtlich. „Freigeist des Menschlichen, Allzumenschlichen“ und „Visionär des Zarathustra“ (Nie, 13) verweisen ebenso auf Nietzsches Werk wie „Antichrist“ (Nie, 21). Nietzsches Mehrdeutigkeit kommt noch ein weiteres Mal zum Ausdruck, wenn er als „Mensch der weitesten Spannungen“ (Nie, 15) oder als „die aus feindlicher Polarität geborene gewittertragende Wolke, die sich zu Verderben entladen, zu Segen fruchtbar entbinden kann“ (Nie, 15) beschrieben wird. Beide Periphrasen stilisieren Nietzsche zu einer „typischen Kreuzungs- und Grenzfigur“ (Nie, 24). Statt sich auf eine Nietzsche-Deutung festzulegen, etwa die des Dichters, greift Bertram Selbstzuschreibungen Nietzsches auf, um ein polysemantisches Bild seines Protagonisten zu konstruieren. Auf diese Weise bleibt Nietzsche nicht auf eine eindimensionale Deutung beschränkt, synthetisiert Wort und Tat in seiner Person und schöpft im Sinne Gundolfs alles aus, was menschlich möglich ist – ein geradezu klassischer Held des George-Kreises.<sup>277</sup>

Einer Neuausgabe von Bertrams *Nietzsche* ist das Kapitel *Alexander (Der östliche Nietzsche)* angehängt, das auf einen Vortrag Bertrams aus dem Jahr 1921 zurückgeht.<sup>278</sup> Zwar vermittelt der Titel den missverständlichen Eindruck, es gehe darum, Alexander den Großen als „östlichen Nietzsche“ darzustellen. Tatsächlich wird aber Nietzsche zu einem „Alexander des Deutschtums“ überformt.<sup>279</sup> Diese Vossianische Antonomasie verweist nicht auf einen kämpferischen Eroberungszug, sondern auf eine geistige Übernahme östlicher Ideen. Nietzsches Interesse für den Osten münde in die Figur des Zarathustra. Mit ihm bringe Nietzsche von seinem „Alexanderzuge in den alten Osten jene Weisheit für Deutschland“ mit.<sup>280</sup> Bertram übersteigert die Antonomasie noch, indem er eine Referenz auf Kolumbus integriert: „Diese Columbusfahrt nach Osten, diesen neuen Alexanderzug, einen Alexanderzug des deutschen Geistes: Nietzsche selbst hat ihn zu unternehmen geglaubt, und das Zeugnis dafür ist allein schon der Name Zarathustra.“<sup>281</sup> Mit der

<sup>277</sup> Gundolf: Dichter und Helden, 1921, S. 54f.

<sup>278</sup> Vgl. Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, 1989, S. 373–393.

<sup>279</sup> Ebd., S. 385.

<sup>280</sup> Ebd., S. 385f.

<sup>281</sup> Ebd., S. 392.

doppelten Bezugnahme sind erneut die Bildbereiche der Entdeckerfahrt und der Eroberung berührt. Beide formen Nietzsche zu einem Mann der Tat und stellen ihn in einen Rang mit historischen Helden wie Kolumbus und Alexander.

### *Herkunft und Kindheit: ‚Frühe Vorzeichen‘*

Ziegler verhandelt die jungen Jahre seines Protagonisten im Kapitel *Nietzsches Kindheit und Jugend*. Schon in der Einleitung kündigt er an, er werde „schlicht und einfach“ von Nietzsches Aufwachsen erzählen und dabei zusehen, „wie die verschiedenen Interessen allmählich in ihm erwachen und wie er sich entwickelt und wandelt, bis er schließlich fertig vor uns steht“. <sup>282</sup> Nietzsche werde erst sukzessive von einem „Kind des engen häuslichen Kreises“, das keine Anzeichen seiner späteren Bedeutung zeige, zu einem „genialen Menschen“. <sup>283</sup> Ziegler vermeidet daher weitgehend, die Kindheit Nietzsches organologisch zu deuten und Vorzeichen zu identifizieren. Auch Meyer widmet Nietzsches Kindheit und Jugend eine ausführliche Schilderung. Sie folgt auf einen stark zeitraffenden Kurzüberblick: „Wir sehen ein groß stilisiertes Leben: einfache Kindheit, allmähliche Lösung vom Elternhaus, heroische Jugend, gedankenschweres Mannesalter.“ <sup>284</sup> Allerdings bleibt Meyer auch vergleichsweise nüchtern. Nietzsches Konstruktion einer polnischen Herkunft etwa wertet er als „eigentümlichen Zug mancher bedeutenden Persönlichkeit“. <sup>285</sup> Im Kapitel *Verwandte Naturen* hebt Meyer jedoch eine „geistige Ahnengalerie“ hervor, deren Personal „geschichtliche Vorbedingungen für die in sich einzige Gestalt Friedrich Nietzsches“ seien. Neben Goethe und Hölderlin zählen Thomas Carlyle, Ralph Waldo Emerson, John Ruskin, George Sand, Gustave Flaubert und Henrik Ibsen dazu. <sup>286</sup> Nietzsches geistige Herkunft sei nicht auf biologische Vorfahren zurückzuführen, sondern auf seine Prägung durch diese Personen der Geistesgeschichte. Bertram verteilt Informationen zur Herkunft und Kindheit Nietzsches auf verschiedene Kapitel seiner Monographie. Das erste Kapitel *Abmentafel* handelt von Nietzsches Verhältnis zu seinen vermeintlichen biologischen Vorfahren. Nietzsche legte Wert auf seine Abstammung und konstruierte eine eigene Genealogie, so berichten Bertram, Ziegler und Meyer übereinstimmend. In den Kapiteln *Weimar* und *Prophezie* beschreibt Bertram Nietzsches Kindheit und einige auf den späteren Ausnahmemenschen hinweisende Vorzeichen. <sup>287</sup> Beide Verfahren, die Konstruktion einer

---

<sup>282</sup> Ziegler: Friedrich Nietzsche, 1900, S. 9.

<sup>283</sup> Ebd., S. 8.

<sup>284</sup> Meyer: Nietzsche. Sein Leben und seine Werke, 1913, S. 106.

<sup>285</sup> Ebd., S. 108.

<sup>286</sup> Ebd., S. 79–97.

<sup>287</sup> Auch an anderen Stellen argumentiert Bertram ähnlich, so etwa im Kapitel *Judas*, in dem beschrieben wird, wie der junge Nietzsche auf der Suche nach Gott auch immer nach dem Ursprung des Bösen suchte: „[...] wir haben in jenem Kinderspiel – einem der merkwürdig vordeutenden Elemente von Nietzsches Entwicklung – schon den späten Nietzsche, der



Ahnengenealogie und die teleologische Deutung von Kindheitserlebnissen, die an die Darstellung des jungen Goethe bei Gundolf anschließen, sind Strategien der Heroisierung. Allerdings lässt Bertram vornehmlich Nietzsche selbst sprechen und wahrt auf diese Weise Distanz zu dessen Selbststilisierung.

Nietzsches „Familiengefühl“ gehe, so Bertram, auf eine doppelte Erbschaft zurück, die zugleich „Gnade und Gefahr“ sei: „Der besonderen Mischung seines Blutes aus entgegenstrebenden Elementen [...] meint er die Einzigartigkeit seiner [...] extremen Natur zu verdanken.“ (Nie, 14) Nietzsches mütterliche und väterliche Herkunft stehen sich als Extreme gegenüber: Die schwache gesundheitliche Verfassung des Vaters kontrastiert mit der Gesundheit und dem Temperament der Mutter. Den frühen Tod des Vaters habe Nietzsche mehrfach als eigenes Schicksal gedeutet, als „ungemein merkwürdiges Gefühl mystischer Abhängigkeit, ja geheimnisvoll überkausalen Zusammenhangs“ (Nie, 15).<sup>288</sup> Nietzsches Konstruktion seiner ‚edlen Abstammung‘ und seiner Ahnengenealogie geht jedoch weit über den Bezug auf die eigene Familie hinaus. So belegt Bertram zum einen, dass Nietzsche wichtige, zum Teil auch weit entfernte historische Daten mit persönlichen und familiären Daten verknüpfte.<sup>289</sup> Zum anderen ist im Kapitel *Abnentaler* auch von „Großen Männern“ als Vorfahren Nietzsches die Rede (Nie, 22). Es handelt sich hier jedoch nicht wie bei Meyers *Verwandten Naturen* um konkrete Figuren der Geistesgeschichte, sondern um ein abstraktes Konzept. Bertram leitet Nietzsches Verständnis des ‚Großen Mannes‘ als Genie, das sich im Werk erfüllt, aus dessen Ausführungen in der *Götzen-Dämmerung* ab.<sup>290</sup> „Tief autobiographisch“ seien diese Thesen, daran bestehe „kein Zweifel“ (Nie, 23). Wie Ziegler behandelt Bertram die Ahnenreihe Nietzsches. Er stellt sie jedoch nicht selbst zusammen, sondern verweist wieder auf Nietzsches eigene Konstruktion. Zu der von Nietzsche präferierten „mystischen Ahnenreihe aus Geisterblut“ (Nie, 28) zählen etwa Heraklit, Empedokles, Spinoza und Goethe, aber auch Moses, Mohammed und Jesus, schließlich Zarathustra. Nietzsche konstruierte sich seine Biographie anhand

---

Gott und Satan in einer höheren Einheit jenseits ihrer aufheben möchte [...]“ (Nie, 150f.). Vgl. die Parallelen zu Gundolfs Beschreibung des jungen Goethe in Kap. III.1.3.

<sup>288</sup> Die Gegenüberstellung von Mutter und Vater stellt Nietzsche zugleich in eine Reihe mit Goethe, der die unterschiedlichen Temperamente seiner Eltern als Mittel der Selbstbeschreibung genutzt hatte, etwa in den *Zabmen Xenien* VI: „Vom Vater hab‘ ich die Statur, / Des Lebens ernstes Führen, / Von Mütterchen die Frohnatur / Und Lust zu fabulieren.“ Zit. n. Johann Wolfgang Goethe: Gedichte 1800–1832, hg. v. Karl Eibl, Frankfurt a.M. 1988 (Sämtliche Werke, I. Abteilung, Bd. 2), S. 675–683, hier S. 682.

<sup>289</sup> Nietzsches Urgroßmutter habe seine Großmutter an eben jenem Tag in Eilenburg auf die Welt gebracht, an dem Napoleon dort eingezogen sei, dem 10. Oktober 1813 (Nie, 19).

<sup>290</sup> „Grosse Männer sind wie grosse Zeiten Explosiv-Stoffe, in denen eine ungeheure Kraft aufgehäuft ist; ihre Voraussetzung ist immer, historisch und physiologisch, dass lange auf sie hin gesammelt, gehäuft, gespart und bewahrt worden ist, – dass lange keine Explosion stattfand.“ Das Genie (hier als Synonym für den ‚Großen Mann‘ verwendet) sei ein „Verschwender“, weil es seine Kraft nicht aufhalten könne, die aus ihm in Form des Werkes oder der Tat hinausströme. Vgl. Friedrich Nietzsche: *Götzen-Dämmerung* oder *Wie man mit dem Hammer philosophiert*, in: Ders.: *Der Fall Wagner*, KSA 6, S. 54–161, hier S. 145.



von „Fragmenten einer vorindividuellen Biographie, von orakelhaften Hinweisen und orakelerfüllenden Zufällen“ (Nie, 30). Er gestehe sich ein „Recht zur eigenen Legende“ zu (Nie, 34f.), um seine künftige Wahrnehmung prospektiv zu steuern: „Vor diesem Hintergrund ist Vergangenheit nicht nur ein Gleichnis und zaghafter Vortraum künftiger Möglichkeiten; sie ist eine Schöpfung des Seher-Dichters selbst, nicht eine Interpretation nur, sondern eine Wahrdichtung.“ (Nie, 35) Bertram erweitert mit diesen Worten seine Definition von Geschichte in der Einleitung: Eine Ausnahmeerscheinung wie Nietzsche könne sich die eigene Geschichte selbst entwerfen. Zwar verdeutlicht Bertram mehrfach seinen Standpunkt eines distanzwahrenden Beobachters, etwa wenn er von den „stilisierenden Rückdatierungen“ (Nie, 33) Nietzsches spricht. Dadurch vermeidet er, selbst für eine Überhöhung Nietzsches verantwortlich zu sein. Allerdings bezeichnet er in der Einleitung die Legende als höhere Wahrheit, worauf auch das Oxymoron „Wahrdichtung“ hinweist. Dadurch werden alle Ausführungen Nietzsches, die in den Bereich der Legende fallen, theoretisch beglaubigt. So ist Bertram schließlich selbst derjenige, der die vermeintliche Wahrheit des Gesagten verbürgt und für die Stilisierung Nietzsches verantwortlich zeichnet.

Die ‚frühen Vorzeichen‘ der Kindheit werden im Kapitel *Ahnentafel* angekündigt: Nietzsche habe den Zarathustra „schon als Kind im Traum gesehen“ (Nie, 33). Im Kapitel *Weimar* werden sie weitergeführt. Nietzsches Schwester überlieferte, so schreibt Bertram, die „kleinen vorbedeutsamen Neigungen und Wünsche des Knaben Nietzsche“ und einen „jahrelang gehegten Knabentraum“. Nietzsche träumte davon, sein Leben solle „sich in einem kleinen Häuschen entweder am Rhein, oder in Rothenburg ob der Tauber, oder endlich in Weimar abwirken und vollenden“. (Nie, 181) Diesen Wunsch deutet Bertram in zweifacher Hinsicht. Zum einen zeige sich bereits Nietzsches „frühe unehrgeizige Neigung zum edlen Abseits“ (Nie, 181). Zeitlebens mied er Menschenmengen und zog den Rückzug vor, etwa nach Sils-Maria. Zum zweiten schlafe „in jenem dreifach verkleideten Kinderwunsch wirklich schon die keimhafte erste Vordeutung der drei großen Kulturkreise, deren Vereinigung und eigentümliche Synthese später das geistige Bild ‚Nietzsche‘ bestimmen sollte“ (Nie, 181). Der Rhein symbolisiere die Sehnsucht Nietzsches nach dem deutsch-italienischen Süden, Rothenburg ob der Tauber stehe für das mittelalterliche, reformatorische Deutschland, aus dem Nietzsche seine „ältesten Ahnenkräfte“ herleite, und Weimar, genauer der klassische Goethe, sei schließlich für Nietzsche zeitlebens die nachhaltigste Prägung gewesen. Nicht zuletzt habe sich Weimar für sein eigenes Leben als „letzte Heimkehr von [der] Odyssee der Erkenntnis“ (Nie, 198) und als tragische Erfüllung seines Kindheitstraums erwiesen. Schon Gundolf hat die Kindheitsanekdoten Goethes unter Berufung auf eine unzuverlässige Quelle, Bettina von Arnims *Briefwechsel mit einem Kinde*, als frühe Vorzeichen gedeutet.<sup>291</sup> In Bertrams Fall ergibt sich eine markante Pa-

---

<sup>291</sup> Vgl. Kap. III.1.3.

rallele: Die zum Zeitpunkt des „Knabentraums“ sehr junge Schwester Elisabeth überliefert die Erzählung ihres zwei Jahre älteren Bruders.<sup>292</sup> Für Bertram ist das jedoch kein Grund, an dem ‚höheren Wahrheitsgehalt‘ des Berichts zu zweifeln, zumal er sich im Nachhinein erfüllt und verifiziert hat. Die Anekdote wird für die stilisierende Biographie dann bedeutsam, wenn sie spätere Entwicklungen erklärt.

„Die Kindheit hat im Vordergrund nichts Weissagendes“ (Nie, 282), konstatiert Bertram noch zu Beginn des Kapitels *Prophetie*, um dann dennoch ein weiteres Vorzeichen aus Nietzsches Kindheit zu erwähnen: Nietzsches „amor fati“, seine „Bejahung der Notwendigkeit“ (Nie, 282) als frühe Einsicht in die eigene Andersartigkeit. Nietzsches Verhalten gegenüber Freunden und Mitschülern und seine Wirkung auf Gleichaltrige werden als Belege angeführt. Er sei seinen Mitschülern immer fremd geblieben; Freunde aus der Schulzeit verglichen ihn mit Apoll oder Jesus (Nie, 282). Auch frühe Schriften, so Bertram, „kündigen den späteren Nietzsche schon unverkennbar an“ (Nie, 283). Allerdings gebe es auch Briefe, die von einer Naivität zeugten, die „angesichts des kommenden Fatums mehr ergreift, als es eine heroische oder leidvolle Kindheit tun könnte“ (Nie, 284). Bertram schwankt in seiner Deutung zwischen dem Wunsch, diese Berichte stimmig in sein Nietzsche-Bild zu integrieren, und dem eigenen Zweifel. Dennoch tragen die dem Knaben attestierten visionären Fähigkeiten zu dem Gesamtbild einer außergewöhnlichen geistigen Persönlichkeit bei.

### *Nietzsche als Prophet, Nietzsche als Ritter*

Nietzsche wird von Bertram als Prophet und Ritter beschrieben, ihm wird eine visionäre und eine kämpferische Natur attestiert. Die Nietzsche zugeschriebenen ritterlichen Tugenden stellen ihn in eine Reihe mit anderen Heldenfiguren: George selbst wurde in einem Ölgemälde von Karl Bauer als Ritter Georg inszeniert (*Der Dichter als Ritter*, ca. 1903) und in einer Nibelungen-Illustration von Helmut Skarbina mit dem ritterlichen Helden Siegfried parallelisiert (1925).<sup>293</sup> Auch die Idee der Prophetie spielte im George-Kreis eine zentrale Rolle<sup>294</sup> und wurde als heroische Qualität bewertet.<sup>295</sup> Für die Rollenzuschreibung als „Seher-Dichter“ (Nie, 35)

<sup>292</sup> Die spätere Rolle Elisabeth Förster-Nietzsches trägt nicht unbedingt zur Glaubwürdigkeit bei. Vgl. hierzu etwa Christian Niemeyer: „die Schwester! Schwester! 's klingt so fürchterlich!“ Elisabeth Förster-Nietzsche als Verfälscherin der Briefe und Werke ihres Bruders – eine offenbar notwendige Rückerinnerung, in: Nietzsche im Film. Projektionen und Götzen-Dämmerungen, hg. v. Volker Gerhardt/Renate Reschke, Berlin 2009 (Nietzscheforschung. Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft, 16), S. 335–355; Carol Diethe: Nietzsches Schwester und Der Wille zur Macht. Biografie der Elisabeth Förster-Nietzsche. Aus dem Englischen von Michael Haupt, Hamburg/Wien 2001.

<sup>293</sup> Vgl. hierzu Aurnhammer/Bolay: Stefan George in Heldenportraits, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 59 (2015), S. 240–267.

<sup>294</sup> Vgl. etwa Wacker: Poetik des Prophetischen, 2013, bes. Kap. IV.2.

<sup>295</sup> Vgl. Gundolf: Caesar. Geschichte seines Ruhms, 1924, S. 7.

macht Bertram Nietzsche selbst verantwortlich. Er belegt die Selbststilisierung an zahlreichen Textstellen aus Nietzsches eigenen Schriften. Aber die Fülle des Quellenmaterials zeigt auch, dass er die Inszenierung zum Propheten und zum Ritter stützt. Statt ihren Wahrheitsgehalt zu hinterfragen, trägt er genügend Belege zusammen, um die Aussagen Nietzsches hinreichend zu beglaubigen.

Das Kapitel *Prophetie* leitet Bertram mit einer Gegenwartskritik ein. Er wendet sich gegen die positivistische Tendenz, Details „scheinwerferhaft“ auszuleuchten. Nietzsches Entwicklung zum Propheten falle in die „unehrfürchtigsten Jahrzehnte, welche die Geistesgeschichte vielleicht jemals gesehen“ habe, „in die Blütejahre des ‚historischen‘ Jahrhunderts“ (Nie, 280). Diese Kritik an der zeitgenössischen Methode der Geschichtswissenschaft entzündet sich an dem Umstand, dass Nietzsche in seinen letzten Lebensjahrzehnten in „schmerzhaft greller Beleuchtung [...] jedem Dämmerlicht der Legende entrissen“ worden sei (Nie, 280). „Prophetisches wächst nur im Halblicht“, orakelt Bertram weiter, um dann zu zeigen, wie sich Nietzsches Prophetwerdung aufgrund der Indiskretion der Zeitgenossen entgegen dieser Regel in aller Öffentlichkeit abspielte. „Wir sahen nie zuvor ein großes wegweisendes und stellvertretendes Leben, ein Martyrium des Aufsteigens in solcher fast grauenhaften Nähe [...]“ (Nie, 281). Das schwierige Verhältnis von Nähe und Distanz zum Gegenstand der Bewunderung zeichne gerade die Nietzsche-Verehrung aus. Vorausgesetzt, die verehrende Haltung ist grundsätzlich eine distanzierte und eine zu große Nähe zerstört die heroische Aura,<sup>296</sup> kommt es im Falle Nietzsches zu einer merkwürdigen Umkehrung. Die „Nähe des Betrachtenden“ gehöre zu Nietzsches „besonderer und einmaliger Gestalt und Tragik“ (Nie, 281), so Bertram. Sie sei ein Teil „seines eigenen zeitlosen Bildes“ (Nie, 282). Darum kehrt Bertram seine Argumentation kurzerhand um: Wir brauchen „die Augen nicht wegzuwenden von diesem allzu überhellten, allzu nahen Leben“ (Nie, 282). So wie es die von ihm kritisierte Öffentlichkeit tut, beleuchtet auch er im Folgenden die vielen Details aus Nietzsches Leben, die seine Prophetwerdung ankündigen – allerdings ohne die Grenze zur Indiskretion zu überschreiten. Er wahrt Distanz gegenüber seinem Gegenstand, indem er vorrangig Nietzsche selbst zitiert, ihn aus den eigenen Quellen sprechen lässt.<sup>297</sup>

<sup>296</sup> Hegel hat dies mit dem bekannten Ausspruch aus der *Phänomenologie des Geistes* veranschaulicht: „Es gibt keinen Helden für den Kammerdiener; nicht aber weil jener nicht ein Held, sondern weil dieser – der Kammerdiener ist, mit welchem jener nicht als Held, sondern als Essender, Trinkender, sich Kleidender, überhaupt in der Einzelheit des Bedürfnisses und der Vorstellung zu tun hat.“ Zit. n. Georg Friedrich Wilhelm Hegel: Werke 3: *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt a.M. 1970, S. 489.

<sup>297</sup> Anknüpfend an Nietzsches ‚Pathos der Distanz‘ als „Ausdruck für das Gefühl vornehmer Überlegenheit“ übt Bertram hier die Haltung des aristokratischen Menschen. Vgl. Gerhard: Art. „Pathos der Distanz“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, 1989, Sp. 199. Vgl. auch Sven Brömsel: Art. „Pathos der Distanz“, in: *Nietzsche Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hg. v. Henning Ottmann, Stuttgart/Weimar 2000, S. 299.

Anhand einer Vielzahl persönlicher Dokumente und Schriften erläutert Bertram Nietzsches Stationen auf dem Weg zum Propheten: die Begegnung mit Wagner als Erweckungserlebnis,<sup>298</sup> die *Geburt der Tragödie* als erste schriftliche „Verkündigung des Propheten in Nietzsche“ (Nie, 287), schließlich der *Zarathustra* als „Augenblick der ‚Berufung‘“ (Nie, 293). Im Tonfall des Matthäusevangeliums habe Nietzsche gegenüber der Schwester diese Berufung verkündet: „Meine Stunde ist da – so spricht nur der prophetische Mensch, der seine Wüstenjahre, die Jahre der Stummheit oder der Selbstverwechslung hinter sich weiß und der seine Höhle verläßt, glühend und stark wie eine Morgensonne, die aus dunklen Bergen kommt.“ (Nie, 293) Bertram lässt die ‚Berufung‘ Nietzsches in der Metapher des Sonnengottes und Lichtbringers, des Phoibos Apollon, der aus der Dunkelheit hervortritt, aufgehen. Zugleich wird er als christlicher Eremit präsentiert, der nach vielen Jahren in der Wüste unter die Menschen zurückkehrt, um seine ‚frohe Botschaft‘ zu verkünden. Nietzsche habe damit die höchste Stufe des „Selbstgefühls“ erreicht, die des „prophetischen Stolzes“ (Nie, 295). Zugleich wisse er aber auch um seinen drohenden Untergang, denn die Prophetie, das „Voraussagen, Heraufholen, Heraufzwingen des Künftigen“ sei „unter Menschen die stärkste Hybris – und auch die tödlichste“ (Nie, 302). Bei Nietzsche verdichte sich daher gegen Ende seines Lebens das „große prophetische Verlangen nach dem Untergang“: nach dem „heroischen Ende“ (Nie, 303), nach dem „Wunsch, in großer Weise zu enden“ (Nie, 304), wiederholt Bertram. Dieser Wunsch findet eine Parallele in Nietzsches Inszenierung als Ritter im Kapitel *Ritter, Tod und Teufel*.

Die Tatsache, dass Nietzsche einen Druck von Albrecht Dürers Stich *Ritter, Tod und Teufel* (1513) besaß und ihn mehrfach verschenkte (Nie, 44), veranlasst Bertram, über das ‚Rittertum‘ Nietzsches nachzudenken. Er fragt nach den Gründen, warum dieser Stich Nietzsche so viel bedeutete, obwohl der Philosoph der bildenden Kunst grundsätzlich ablehnend gegenüberstand. Seine These lautet, Nietzsche habe den Stich

[...] mit einer Art von Erschütterung als autobiographisch, als ein Mahnzeichen seiner selbst empfunden, wie man nur Dinge empfindet, die einen Schnittpunkt verschiedener lebenswichtiger Kurven, entscheidender Linien der eigenen Bahn gleichsam gespenstisch versinnlichen. (Nie, 43)

Warum soll Nietzsche den Stich als „autobiographisch“ empfunden haben? Der Ritter auf Dürers Darstellung (Abb. 13) reitet unbeirrt auf seinem Weg, hinterfangen von einer heroischen Landschaft aus schroffem Felsgestein und den Gestalten des Todes, die sein drohendes Ende erahnen lassen. Fern von der massiven Burg im Hintergrund trotz der Ritter in unwirtlichem Gelände den ihm

<sup>298</sup> „Als ein staunendes Sichselbstfinden, eine erste jubelnde Intuition seiner prophetischen Aufgaben und Möglichkeiten dürfen wir die Taufe Nietzsches im Bade des Wagnererlebnisses ansehen.“ (Nie, 287).

lauernden Gefahren. Nach Bertram faszinierte Nietzsche vor allem der Mut des Ritters, „das Bild des schlechthin ‚Mutigen‘, [...] das stille und unbeirrbar ‚Dennoch‘ einer Seele, die ritterlich ihren dämonisch gewiesenen Weg [...] wählt und verfolgt“ (Nie, 46). Der dargestellte Mann sei der „Ritter der Wahrheit [...], der Wahrheit des Tapferen, der Wahrheit um jeden Preis, vor allem den Preis des eignen Glücks“ (Nie, 46). Auch Nietzsche sei ein Kämpfer für die Wahrheit, bereit das eigene Leben zu opfern. Bertram belegt anhand von Zitatstellen aus der zweiten Vorrede zu *Menschliches, Allzumenschliches* und aus *Ecce homo*, dass Nietzsche ritterliche Herausforderungen suchte. Er fliehe nicht vor Feinden, in letzter Konsequenz dem Tod und dem Teufel, sondern ersehne sie vielmehr. Auch Nietzsches agonaler Charakter wird hervorgehoben: „Die Vorsicht ist dem Denker die schlimmste Versuchung. Denken ist Krieg, Erkenntnis, ist Ritt zwischen Tod und Teufel.“ (Nie, 48) Bertram erweitert das Tableau ritterlicher Tugenden noch um weitere Eigenschaften. „Härte, Verwegenheit, Mut und Entdeckerlust – das werden immer mehr die Kardinaltugenden Nietzsches. [...] Erst die Große Gefahr beweist den Ritter – ja sie macht ihn erst.“ (Nie, 50) Nietzsche wird mit allen dafür notwendigen Eigenschaften zum tapferen Ritter stilisiert und von Bertram in eine Reihe mit Siegfried, der bekanntesten deutschen Heldenfigur, gestellt (Nie, 51). In Nietzsche verbinden sich – so suggeriert es Bertrams Argumentation – als Philosoph und Prophet ein Held des Geistes und als Ritter ein Held der Tat. Diese Heroisierung transformiert ihn zu einer Heldenfigur, die ihre geistige Arbeit als kämpferische Leistung versteht. Im Gegensatz zu dieser Darstellung urteilt Ziegler betont nüchtern: Nietzsche sei „nicht der Ritter mit Tod und Teufel, aber er möchte es sein“.<sup>299</sup>

### *Napoleon als Held Nietzsches*

Dem *Napoleon* übertitelten Kapitel seiner Monographie stellt Bertram ein Motto Goethes voran. Es schildert den Eindruck, den der französische Kaiser anlässlich ihrer Begegnung im Jahr 1808 auf Goethe gemacht hat.<sup>300</sup> Während Gundolf diese Szene im *Goethe* als Aufeinandertreffen zweier gleichrangiger Helden präsentiert,<sup>301</sup> geht es Bertram vielmehr darum, Nietzsches Verehrung für Napoleon

<sup>299</sup> Zit. n. Ziegler: Friedrich Nietzsche, 1900, S. 165.

<sup>300</sup> Es stammt aus Goethes Gesprächen mit Eckermann vom 11. März 1828: „Er war es, und man sah ihm an, daß Er es war; das war alles ... Er war durchaus dämonischer Art, im höchsten Grade, so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter ... Sein Leben war das Schreiten eines Halbgotts ... Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden ... Er war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben.“ Vgl. Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, hg. v. Christoph Michel unter Mitwirkung von Hans Grütters, Frankfurt a.M. 1999 (Sämtliche Werke, 12,39), S.650–660.

<sup>301</sup> Vgl. Kap III.1.3.

in Beziehung zur Idee des ‚Übermenschen‘ zu setzen. Nietzsches geschichtstheoretische Schriften seien Ausdruck eines „Willens zur Heroisierung“ (Nie, 202). Prägnant zeige sich dieser Wille in Nietzsches Figuration des ‚Übermenschen‘ und in seiner Verehrung für „heroische Figuren übermenschlichen Maßes“, für „repräsentative Typen“, für „historische Gestalten als Kristallisationskerne“ (Nie, 202). Inwiefern wird Nietzsche von Bertram als Heldenverehrer eingeführt?

In der Idee des ‚Übermenschen‘ ist „die heroisierende, mythologisierende Tendenz Nietzsches am hemmungslosesten tätig, am mächtigsten lebendig“ (Nie, 203), so Bertram. Dies liege daran, dass Nietzsches ‚Übermensch‘ zur Apotheose fähig sei:

Frei von allen Einengungen durch historische Gegebenheiten ist hier der mythologisierende Steigerungswille bis zu seiner höchsten Grenze gegen das schlechthin Göttliche tätig, bis dorthin, wo die mythische Steigerung, die Heroisierung, bereits in den mythischen Superlativ, die Gott-Gleichsetzung, übergeht [...]. (Nie, 203)

Als Produkt der Dichtung (*Zarathustra*) ist die Figuration ‚Übermensch‘ losgelöst von zeitgebundenen Kontexten. Er durchbricht potenziell die Grenze zwischen göttlicher und menschlicher Sphäre und lässt sich bis zur „Gott-Gleichsetzung“ überhöhen. Im Vergleich zu ihm seien außergewöhnliche historische Menschen nur „Vorstufen [...] und Versuche“ (Nie, 203). Nietzsche konzipiere eine „geistige Ahnenfolge zum Zarathustra hinauf, als der obersten Vorstufe zum künftigen Übermenschen“ (Nie, 204). Dieser stehe als künftige, visionäre Gestalt am Ende einer heroischen Genealogie und stelle zugleich ein „Urbild“ des „Großen Menschen“ dar.

Nietzsches Große Menschen – Halbgötter im griechischen Sinn, prophetische Gestalten nach christlich-alttestamentlicher Anschauung – sind prismatische Brechungen des einen platonischen Urlichts „Übermensch“: selbst ihre Summe gäbe nicht das Urbild, sondern nur eine Regenbogenbrücke zu ihm hinüber. Dennoch gibt es für Nietzsche Grade der Annäherung an das Ideal des Übermenschen; einmalige historische Menschwerdungen, durch welche das Urbild noch strahlender hindurchleuchtet als durch andre Große. (Nie, 204f.)

Der ‚Übermensch‘ ist eine ambivalente Gestalt: Kommt er als ‚Urbild‘ aus einer vermeintlichen Vergangenheit, so zeigt er sich in der ‚Vision‘ zugleich als zukünftige Erscheinung. So wird er – wie Cäsar bei Gundolf<sup>302</sup> – zum Ausgangs- und Endpunkt menschlicher Größe, an dem sich alle heroischen Figuren messen lassen müssen.

Nietzsche verehrte Napoleon als eine „Verleiblichung des antiken Ideals“ und ein „Stück wirklichen Altertums“ (Nie, 205) – als ‚großer Mensch‘ galt er Nietzsche als Halbgott im griechischen Sinn. Die Charakterisierung Napoleons als eine antike Gestalt wird weniger mit konkreten Eigenschaften begründet, als viel-

---

<sup>302</sup> Die Idee eines ‚heroischen Urbildes‘ wird auch in *Dichter und Helden* formuliert. Cäsar sei der „vollkommene heroische Mann“. Zit. n. Gundolf: *Dichter und Helden*, 1921, S. 54.

mehr anhand abstrakter Zuschreibungen: etwa derjenigen einer „ungeheuren Simplizität“ (Nie, 206), eines „schicksalhaften Fatalismus“ und einer „heroischen Hybris“ (Nie, 207). Dieselben Charaktermerkmale hatte Bertram auch Nietzsche selbst zugeschrieben. Fatalismus und Hybris kennzeichneten Nietzsche als „prophetische Gestalt“ (Nie, 204). Beide stehen daher auf einer Vorstufe zum ‚Übermenschen‘. Wie George bei Maximin wird Nietzsche zum Verehrer einer Figur, deren Schöpfer er zugleich ist.

Das Motiv der Verehrung eines Helden durch einen anderen Helden wird bei Bertram erneut anhand einer Darstellung der Begegnung zwischen Napoleon und Goethe durchgespielt. So wie Goethe von Napoleons Erscheinung fasziniert war, so verehrte auch Nietzsche den französischen Kaiser. Zugleich sei das Aufeinandertreffen von Goethe und Napoleon für Nietzsche „einer der faszinierendsten, symbolhaltigsten Augenblicke der geistigen Weltgeschichte“ (Nie, 211) oder auch „eine Begegnung von Brüdern“ (Nie, 212) gewesen. Die Superlative heben die Einmaligkeit des Augenblicks hervor, während die Alliteration der ‚Brüder-Begegnung‘ suggeriert, zwei ebenbürtige Menschen trafen aufeinander. Aus der Perspektive Nietzsches verschmolzen in dieser Szene „napoleonische mit goetheschen Zügen [...] zum Bild eines antiken Idealtypus“ (Nie, 213). In dieser idealisierenden Synthese verleihen sie sich gegenseitig ihre heroischen Qualitäten: der Dichter wird zum Täter, der Täter zum Dichter. Goethe werde „ins realistisch Antike, Tathafte, ins Napoleonische hinüberstilisiert“, während Napoleon „in Goethes eigenste Sphäre“ eindringe (Nie, 213). Als Prophet überhöht reiht sich Nietzsche selbst in diesen heroischen Reigen ein.

### 3. „Heroischer Schöpfermensch“ zwischen Tat- und Geistesbeldentum – Berthold Vallentin: Napoleon (1923)

Berthold Vallentins *Napoleon* erschien 1923 bei Bondi in Berlin mit dem Signet der *Werke der Wissenschaft*. Der mehr als 500 Seiten umfassende Band gilt als Hauptwerk der Napoleon-Rezeption im George-Kreis. In der Forschung wurde die Beschäftigung des Kreises mit Napoleon bisher kaum untersucht und auch Vallentins Studie fast unbeachtet gelassen. Zwar führen die überblicksartig angelegten Studien zur Biographik des Kreises die Monographie immer als Beispiel an,<sup>303</sup> aber eigenständige neuere Untersuchungen gibt es bisher nicht. Allein Barbara Beßlich legte einen umfangreichen Beitrag zum deutschen Napoleon-Mythos vor, in dem sie auch Vallentins Monographie konzis beleuchtete.<sup>304</sup> Sie charakterisierte Vallentins Schriften zu Napoleon als ein Changieren zwischen

---

<sup>303</sup> Etwa bei Scheuer: „Dichter und Helden“, in: Stefan George. Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘, hg. v. Braungart/Oelmann/Böschstein, 2001, S. 309.

<sup>304</sup> Barbara Beßlich: Der deutsche Napoleon-Mythos. Literatur und Erinnerung 1800–1945, Darmstadt 2007, S. 368–388.



einer vagen Vorstellung napoleonischen Charismas und „völkerpsychologischen Konkretisierungen“. <sup>305</sup> Während er in der Napoleon-Biographie ein mehrdeutiges Bild heroischer Größe evoziere, betreibe er in dem Essayband *Napoleon und die Deutschen* (1926) eine konkrete gegenwartskritische Politisierung Napoleons, die in einer deutschnationalen Indienstnahme gipfele. <sup>306</sup> Die Monographie arbeite Napoleon als eine einmalige Gestalt heraus und zeige ihn als überzeitlichen Helden ohne historischen Kontext. Allerdings zielt Vallentin trotz aller Enthistorisierung auf die eigene Gegenwart, in der Napoleon als „Verheißung eines neuen Anfangs“ und „Versprechen für eine heroische Zukunft“ diene. <sup>307</sup> Das folgende Kapitel fragt im Anschluss an Beßlich nach den Strategien der Heroisierung Napoleons und nach seiner personalfigurativen Gestaltung. Er wird bei Vallentin zu einer heroischen Figur stilisiert, die sich nicht durch einzelne Taten, sondern durch ein ‚schöpferisches‘ Heldentum auszeichnet.

### 3.1. Kontext

#### *Napoleon-Rezeption im George-Kreis*

Napoleon war im Umfeld Georges ein häufiges Gesprächsthema. Nicht nur Vallentin hat in autorisierten Aufzeichnungen mündliche Äußerungen Georges über Napoleon überliefert. <sup>308</sup> Auch die *Erinnerungen* von Hildebrandt zeugen von seiner Präsenz im Kreis:

Heute geht das Gespräch über Napoleon, in dem Wolters den Unterwerfer der Masse, den Bändiger des Chaos sieht. Vallentin bezweifelt Wolters historische Ausführung. George will auch das revolutionäre Pathos nicht missen und summt die Marseillaise vor sich hin. <sup>309</sup>

In lyrischen, essayistischen und wissenschaftlichen Texten des Kreises lassen sich thematische Schwerpunkte der Napoleon-Rezeption ausmachen: So wird Napoleon mithilfe von Metaphern aus dem Bildbereich des Weltalls als Ausnahmenschmensch gefeiert, sein Treffen mit Goethe als Begegnung zweier überzeitlichen Helden imaginiert, er tritt mehrfach als Adorant anderer großer Gestalten (Goethe, Cäsar) wie als Objekt der Verehrung (etwa durch Nietzsche) auf. Als eine „Wurzel der Napoleonidolatrie“ bezeichnet Stefan Breuer das vor 1902 entstandene, unveröffentlichte Gedichtfragment *Der Preusse* von George, <sup>310</sup> das Napole-

<sup>305</sup> Ebd., S. 368.

<sup>306</sup> Ebd.

<sup>307</sup> Ebd., S. 385. Beßlich liest die Monographie als eine Gegenposition zu Oswald Spengler, der Napoleon als Endpunkt des Abendlandes beschrieb. Vgl. Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Ungekürzte Sonderausgabe in einem Band, München 1981.

<sup>308</sup> Berthold Vallentin: Gespräche mit Stefan George 1902–1931, Amsterdam 1961.

<sup>309</sup> Hildebrandt: Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis, 1965, S. 72.

<sup>310</sup> Stefan Breuer: Zeitkritik und Politik, in: Handbuch 2, S. 771–826, hier S. 794, Fn. 145.

on alliterierend und antonomastisch als „korsischen kometen“ präsentiert und ihn dem zeitgenössischen Bismarck als heroische Kontrastfolie gegenüberstellt.<sup>311</sup> Auch in dem Gedicht *Die Schwesterstädte* aus dem *Siebenten Ring* (1907) alludiert George metaphorisch Napoleons Heroentum und erhebt ihn als „letzten grossen Stern der zeitenbiege“ zum Endpunkt eines heroischen Zeitalters, dessen Sieg über die Landsleute des lyrischen Ich als Geschenk empfunden wird:

Und hier droht du herab vom bergesacken  
Der letzte grosse Stern der zeitenbiege ..  
Die schmach die von dir kam – dein fuss im nacken  
War mehr uns wert als manche matten siege.<sup>312</sup>

Auch Gundolf bedient sich aus dem Bildbereich des Universums, wenn er Napoleon in seinem Essay *Dichter und Helden* (1921) neben Cäsar und Alexander als „kosmischen Helden“ klassifiziert.<sup>313</sup> Hiermit betont Gundolf die überzeitliche Bedeutung und Wirkung Napoleons, der als „Wiedergeburt antiken Staats- und Heldengeistes“ eine direkte Verbindung der Neuzeit zur Antike stifte.<sup>314</sup> Napoleons Verhältnis zu Goethe und Cäsar thematisiert Gundolf in seinen ‚Gestalt‘-Monographien.<sup>315</sup> Im *Goethe* wird das Treffen zwischen den beiden Heldenfiguren als epochales Ereignis gedeutet.<sup>316</sup> Im *Caesar* verehrt Napoleon den antiken Helden, an dem er die Synthese von Wort und Tat schätzt.<sup>317</sup> Bertram wiederum verhandelt Nietzsche als Verehrer Napoleons und betont wie Gundolf dessen ‚antikisches‘ Wesen.<sup>318</sup> Die interpersonellen Verflechtungen der Heldengestalten in den Monographien von Gundolf und Bertram zielen auf ein Modell von wechselseitiger Verehrung. Die eigene Adoration beglaubigen sie mithilfe von Autoritäten: Die Mittler-Rolle beider Autoren wird von den unumstrittenen, selbst als Verehrer auftretenden Heldengestalten gestärkt.

Auch lyrische Bearbeitungen zum Thema ‚Napoleon‘ befassen sich mit der Frage nach wechselseitiger Adoration. So imaginiert Max Kommerell in einem Zwiegespräch mit reimlosen Versen das Treffen Napoleons mit Goethe als Konfrontation von Wort und Tat. „Obwol Euch manche duldung furchte · blickt Ihr

<sup>311</sup> Vgl. dazu Aurnhammer: ‚Der Preusse‘, in: Stefan George. Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘, hg. v. Braungart/Oelmann/Böschenstein, 2001, S. 186 u. 191.

<sup>312</sup> Stefan George: *Die Schwesterstädte*, in: Ders.: *Der Siebente Ring*, Stuttgart 1986 (SW, 6/7), S. 180, zitiert wird die zweite Strophe. Vgl. hierzu auch Beßlich: *Der deutsche Napoleon-Mythos*, 2007, S. 370.

<sup>313</sup> Gundolf: *Dichter und Helden*, 1921, S. 51.

<sup>314</sup> Ebd., S. 58.

<sup>315</sup> Gundolfs ausgiebige Beschäftigung mit Napoleon führte zwar zu keiner eigenen Monographie, die genannten Textpassagen zeugen jedoch von einer intensiven Beschäftigung, die sich auch in seiner Bibliothek niederschlug. Dazu ausführlich Michael Thimann: *Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf – Rekonstruktion und Wissenschaftsgeschichte*, Heidelberg 2003, S. 133–136.

<sup>316</sup> Vgl. Kap. III.1.3.

<sup>317</sup> Vgl. Kap. III.4.3.

<sup>318</sup> Vgl. Kap. III.2.3.

/ So herrenhaft wie dieses lands kein könig“, so Napoleon im Dialog mit Goethe über dessen herrschaftliche Wirkung.<sup>319</sup> Dieser wiederum zeigt sich überrascht angesichts der Werther-Lektüre des Tatmenschen: „Den rundum Ehernen traf beim beginn / Ein hauch von schönheit und von welten-weh?“<sup>320</sup> Nachdem beide im Gegenüber Züge ihrer eigenen Qualitäten entdeckt haben, zeigt sich jedoch eine Differenz: Im anschließenden Gespräch lässt sich Goethe nicht dazu bewegen, Napoleons Taten dichterisch zu verewigen oder das Wort zur Feier der Tat einzusetzen. Den Aufforderungen Napoleons begegnet er mit einem Verweis auf die Eigenständigkeit von Dichteramt und Tätertum:

Napoleon:

[...]

Rühmt wie EIN wille feigen erdteil umschuf  
Zum heldenschauplatz! Meinem schicksalstritt  
Nehmt ab caesarische geberde! Wort  
Wie Ihr's ersannt greift über und entwirkt sich  
Vertausendfacht im arme meiner kriegler . .  
Und stürz ich einst· gibt dies den grössten wurf!  
Ich habe keinen dichter.

5

Goethe:

10

Wie bedürfte  
Tat über tat · sich selber glockenzunge ·  
des worts?

Napoleon:

Feldherr war ich und wurde staatsmann  
Weil den ich nirgend fand. Die schlimme lücke  
Füll ich nicht selbst. Mir fehlt der Zweite Geist.  
Er presst in seelen sonder zahl den stempel  
Der herrschaft den ich unerbittlich schnitze·  
Er wahrt wenn ich verwese mein gewirk.

15

20

Goethe:

Ihr bohrt den speer ins land ins künftig Eure  
Um strom gebirge zunge unbekümmert  
Soweit Euch der geleiter-sterne noch winkt.  
Der dichter – dünke ihm auch herb die heimat –  
Regt und begeistert nur durch IHR bereich  
Wo gleicher stoff der seele antwort schwingt.  
Dies land lebt doppelt – was Ihr antrefft: wirrarr  
Von herrn die nicht herr-sind· volk das nicht folgt –  
Mit fug gebt Ihr DER unform Eure form.  
Das andre ist geheim: ein land der geister·  
Es atmet und gedeiht allein im wort.

25

30

<sup>319</sup> Max Kommerell: VI: Tag in Erfurt, in: Gespräche aus der Zeit der deutschen Wiedergeburt, Berlin 1929, S. 28–35, hier S. 29.

<sup>320</sup> Ebd., S. 30.

Nie stört es Eure herrschaft noch umspannt  
Ihr EINES je dies EIGENSTE.<sup>321</sup>

Für Napoleon stellt Dichtung eine Möglichkeit dar, seine Taten über den Tod hinaus zu bewahren und zu verherrlichen. Ihm selbst fehle die Begabung zur Dichtung („Zweiter Geist“ [V. 17]), die im Gegensatz zur Herrschaft auf Langfristigkeit und größere Reichweite angelegt sei: Sie „presst in seelen sonder zahl den stempel“ (V. 18). Kommerell legt Goethe als Antwort eine Anspielung auf Georges ‚Geheimes Deutschland‘ in den Mund. Unabhängig von Macht und Herrschaft gebe es, so Goethe, ein „land der geister“ (V. 31), das „allein im wort“ (V. 32) bestehe. Wort und Tat seien daher gleichrangig: „Schaff ich im geiste was Ihr schafft im staat.“<sup>322</sup> Napoleon ist hingegen überzeugt, Dichtung könne als Herrschaftsinstrument funktionalisiert werden. Insbesondere der Heldenglaube der Deutschen, so Napoleon, werde erst durch den Dichter generiert.

Goethe:

Uns· hofft Ihr· reife noch der heldenglaube?

Napoleon:

Wenn ihn der dichter pflanzt. Ich bin komet

Dess prachtbahn löschend-gross den himmel zeichnet:

Der dichter sänge fest mich zum gestirn.

Die alliterative Metapher des ‚kosmischen Kometen‘ verweist in der Figurenrede des Napoleon nicht wie bei Gundolf auf die Langfristigkeit der weltlichen Herrschaft, sondern auf ihre Flüchtigkeit. Weil der Komet auf seiner Bahn wieder aus dem Blickfeld der Erde verschwindet, kann nur der Gesang des Dichters dem Täter einen festen Platz am Firmament zuweisen. Erst die dichterische Verstirnung verschafft dem Herrscher langfristigen Ruhm.<sup>323</sup> Kommerells lyrisches Zwiegespräch ist nicht nur eine Imagination der historischen Goethe-Napoleon-Begegnung, sondern darüber hinaus eine Reflexion über die Statuskonkurrenz von Wort und Tat sowie die Propagierung eines ‚Geheimen Reiches‘ der Dichtung im Sinne Georges.

Auch der mit Vallentin eng befreundete Wolters war von Napoleon „begeistert“.<sup>324</sup> Dies schlägt sich sowohl in seinen eigenen Schriften nieder, etwa in den *Vier Reden über das Vaterland*,<sup>325</sup> als auch in denen seiner Schüler. So wurde Wolters’ Doktorand Johann Anton 1925 mit einer Studie zur *Wandlung des Napoleonbildes in den deutschen Biographien* promoviert.<sup>326</sup> Die Dissertation verklärt die Na-

---

<sup>321</sup> Ebd., S. 31.

<sup>322</sup> Ebd., S. 33.

<sup>323</sup> Vgl. dazu auch Gundolf: Caesar. Geschichte seines Ruhms, 1924.

<sup>324</sup> Hildebrandt: Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis, 1965, S. 117.

<sup>325</sup> Friedrich Wolters: Vier Reden über das Vaterland, Breslau 1927 (Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der BfdK).

<sup>326</sup> Hans Gabriel Anton: Die Wandlung des Napoleonbildes in den deutschen Biographien (in Vergleichung zur Napoleon-Darstellung in Frankreich), Diss. phil. masch., Kiel

poleon-Darstellung Vallentins und schlägt einen explizit deutschnationalen Ton an: „Nach einem Jahrhundert lehrt ein Deutscher, die Größe Napoleons einzig in ihm selbst zu suchen: in dem vollkommenen Ebenmaß der heroischen Gestalt.“<sup>327</sup> Vallentin habe die Napoleon-Biographik in Deutschland grundlegend verändert, so Anton, indem er dessen „grosse heldische Seele“ beschrieb, ohne sich in der Beschreibung einzelner Taten zu verlieren.<sup>328</sup> Anton klassifiziert Vallentins Deutung affirmativ als eine deutschnationale Indienstnahme Napoleons („deutsches Eigentum“) sowie zugleich als „Bild einer europäischen neuzeitlichen Heldengestalt“.<sup>329</sup>

#### *Vallentins „napoleonische inflammatio“*<sup>330</sup>

Neben seiner umfassenden Monographie, in der er Napoleon als „grossen Manne“ und „Held“ feierte,<sup>331</sup> verfasste Vallentin kürzere Schriften zum Thema. Sie wurden in den Band *Napoleon und die Deutschen* (1926) aufgenommen.<sup>332</sup> Erhellend für seine Napoleon-Verehrung sind zudem die Dichtungen in den *Blättern für die Kunst* aus den Jahren 1914 und 1919<sup>333</sup> und im Band *Heroische Masken* (1927).<sup>334</sup> Vallentin habe über Jahrzehnte hinweg „die erreichbaren Quellen sehr gewissenhaft durchforscht“, erinnert sich Hildebrandt.<sup>335</sup> Seine Begeisterung für Napoleon muss einen so nachhaltigen Eindruck auf die Mitglieder des Kreises hinterlassen haben, dass auch Jahre später noch von seiner „Liebe für Napoleon“<sup>336</sup> die Rede war und seine frühe *Sinfonia: Der Kaiser* (1904)<sup>337</sup> als „Ausdruck

---

27.3.1925. Anton dankt im Vorwort seinem Doktorvater Wolters: „Viele der in der folgenden Arbeit entwickelten Grundlagen verdanke ich seiner Anregung im Seminar und persönlichen Gesprächen.“ Vgl. auch Franz K. von Stockert: Johann Anton, in: Handbuch 3, S. 1264–1266.

<sup>327</sup> Zit. nach der Kurzfassung, die dem Typoskript beigelegt ist. Vgl. die Kopie in der Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz, MS 25.5277.

<sup>328</sup> Anton: Die Wandlung des Napoleonbildes, Diss phil. Kiel, S. VII.

<sup>329</sup> Ebd. Unterstreichung vom Verfasser.

<sup>330</sup> Brief von Vallentin an Stefan George, Basel, 13.9.1911, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13187.

<sup>331</sup> Berthold Vallentin: Napoleon, Berlin 1923, S. 2 u. 7.

<sup>332</sup> Berthold Vallentin: Napoleon und die geistige Bewegung, in: Jahrbücher für die geistige Bewegung 3 (1912), S. 134–138; Berthold Vallentin: Neue Einstellung auf Napoleon, in: Das neue Deutschland 6 (1918), 10, S. 261–266; Berthold Vallentin: Napoleon und die Deutschen, Berlin 1926. Vgl. hierzu auch die Briefe von Berthold Vallentin an Stefan George, Berlin, 10.1.1925, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13218 sowie Berlin, 7.10.1925, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13221.

<sup>333</sup> Vgl. die Aufstellung bei Karlhans Kluncker: Blätter für die Kunst. Zeitschrift der Dichterschule Stefan Georges, Frankfurt a.M. 1974 (Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, 24), S. 228 u. 233.

<sup>334</sup> Berthold Vallentin: Heroische Masken, Berlin 1927.

<sup>335</sup> Hildebrandt: Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis, 1965, S. 212.

<sup>336</sup> Ebd., S. 66.

seiner Leidenschaft für Napoleon<sup>338</sup> bezeichnet wurde. Michael Landmann berichtet rückblickend, Vallentin habe seine „ganze Verehrungskraft“ auf Napoleon und George konzentriert.<sup>339</sup> George wiederum habe über Vallentins „beherrschende Leidenschaft für Napoleon, seinen Heros, den er römisch und deutsch sah und als wesensverwandt mit dem Dichter“, gerne gespottet.<sup>340</sup> Aber er hat diese Adoration auch intensiv gefördert. Vallentin selbst spricht in einem Brief gegenüber George bereits 1911 von seiner „napoleonischen inflammatio“.<sup>341</sup>

Einige Versgedichte aus den *Heroischen Masken* erschienen zunächst anonym unter den Titeln *Die Zwiesprachen vom Kaiser* (1914)<sup>342</sup> und *Neue Zwiesgespräche vom Kaiser* (1919)<sup>343</sup> in den *Blättern für die Kunst*, später dann neu bearbeitet und mit dem Signet der *Werke der Dichtung* versehen bei Bondi in Berlin (1927).<sup>344</sup>

<sup>337</sup> Berthold Vallentin: *Sinfonia: Der Kaiser. vom meister des könig Schmerz*, Privatdruck Berlin 1904. Ein Exemplar liegt in der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Abteilung Historische Drucke, 50 MA 34196 R. Vallentin präsentiert hier in Form einer lyrischen Sinfonie, die aus mehreren kurzen elliptischen und impressionistischen Szenen besteht, den namentlich nicht genannten Napoleon als siegenden Herrscher im Feldzug kämpfend, befehlend und die Kampfhandlungen beobachtend.

<sup>338</sup> Hildebrandt: *Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis*, 1965, S. 29.

<sup>339</sup> Michael Landmann: Berthold Vallentin 1877–1933, in: Ders.: *Figuren um Stefan George*, Bd. 1, Amsterdam 1982 (Castrum Peregrini 151–152), S. 52–65.

<sup>340</sup> Ebd., S. 211.

<sup>341</sup> Brief von Vallentin an Stefan George, Basel, 13.9.1911, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13187.

<sup>342</sup> [Berthold Vallentin:] *Die Zwiesprachen vom Kaiser*, in: BfdK 10 (1914), S. 91–100. Publiert sind die drei zusammengehörigen Zwiesgespräche *I. Die Erweckung*, *II. Die Erleuchtung*, *III. Die Vollendung*, die in gleicher Reihenfolge auch im zweiten Teil der *Heroischen Masken* erschienen sind. Vallentin bittet in einem Brief George um Rat, ob die Dialoge „DER KAISER. Gespräche“ oder „DIE VERWANDLUNGEN DES KAISERS“ heißen sollen. Vgl. Brief von Vallentin an Stefan George, Spremberg, 20.10.1914, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13195.

<sup>343</sup> [Berthold Vallentin:] *Neue Zwiesgespräche vom Kaiser*, in: BfdK 11/12 (1919), S. 157–174, darunter *I Turm an Tyrrhenischer Küste* [in den *Heroischen Masken* unter dem Titel *Anbruch*], *III Schlachtfeld (Desaix' Tod)* [in den *Heroischen Masken* unter dem Titel *Das zweite Opfer (Desaix)*] und *IV Schlachtfeld (Lannes' Tod)* [in den *Heroischen Masken* unter dem Titel *Das dritte Opfer (Lannes)*]. Für Vallentin war die inspirierende Wirkung Georges ein großer Antrieb: „Ich bin nach wie vor an den zwiesgesprächen. Sie wachsen inanbetracht dessen dass ich geistig immer nur mit mir selbst zwiesgespräch führen kann nicht so schnell wie im rauschvollen herbst 14 · wo ich zu den füssen des Meisters verse fand über mein vermögen.“ Zit. n. Brief von Vallentin an Stefan George, Spremberg, 5.6.1916, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13202. Unterstreichungen vom Verfasser.

<sup>344</sup> Vallentin präsentiert den Band voller Stolz George: „Meines ersten geschlossenen dichterwerkes erstausgegebenen band lege ich in des Meisters hände: Ihm gehört es innerlich und äusserlich und von Ihm muss es seinen ausgang bei seinem weg ins weite nehmen. Und wenn dies buch eine bestimmung hat · so kann es nur die sein: diesen seinen ausgang zu bekräftigen und auf das Reich zu deuten · das heroische Reich · das in des Meisters Werke vorgebildet aus Ihm in die künftigen geschlechter wächst. – Und ein sehr bescheidener dank ist mein buch für alles · was ich durch des Meisters willen und walten wurde und wovon dies buch selbst ein zeugnis ist. An einem grossen abschnitt des lebens sammelt es das ergebnis dichterischer aufschwünge vieler zeiten · aber es erweist damit · dass diese auf-

Die in dem Band enthaltenen lyrischen Auseinandersetzungen mit Napoleon zeugen von einem verehrenden Blick Vallentins auf seinen Protagonisten. Schon der Titel deutet an, dass es ihm um das Heroische geht: Vallentin spielt auf die ‚heroische Maske‘ des Herkules und damit zugleich auf die Bilddarstellungen der Melpomene an, der Muse der tragischen Dichtung und des Trauergesangs, die eine solche Maske als Attribut in der Hand hält. In ekphrastischen Beschreibungen plastischer Darstellungen der Melpomene wird diese als eine „heroische Maske, wahrscheinlich das Bild eines Herkules“<sup>345</sup> oder konkret als „heroische Maske des Herkules“<sup>346</sup> bezeichnet. Vallentin stiftet über den Titel eine doppelte Referenz: Er verweist mit dem auf der Maske dargestellten Gesicht des Herkules auf den antiken griechischen Heros. Das Tragen der ‚heroischen Maske‘ macht Napoleon zum Nachfolger des Herkules. Zugleich referiert die Funktion der ‚heroischen Maske‘ als Bildattribut der Melpomene auch auf die klassische heroische Gattung (Trägedie und Trauerdichtung). Der Titel gibt damit Auskunft über den inhaltlichen Zuschnitt und die gattungsästhetische Form der Versdramen. Als weiteres Vorbild kommt auch Georges kurzer Prosatext *Der Redende Kopf* infrage. Er handelt von einer „thönernen Maske“, die von einem Ich-Erzähler in Anwesenheit der Freunde zum Sprechen gebracht wird.<sup>347</sup> Die alptraumartige Sequenz<sup>348</sup> präsentiert die Maske als höhere Macht, vor der die Anwesenden furchtvoll fliehen.

Die heroische wie tragische Ausrichtung der Versgedichte kommt im zweiten Teil, übertitelt mit *Der Kaiser*, zur Sprache. Den insgesamt acht dramatischen Szenen ist ein Gedicht vorangestellt, das als programmatischer Einstieg verstan-

---

schwünge und der dichter von einem halbjahrhundert mehr als die hälfte dem Meister gehören. Und es ist ein gelöbniß der treue für die weitere lebenszeit. Für immer des Meisters: Berthold Vallentin.“ Zit. n. Brief von Vallentin an Stefan George, Berlin, 8.2.1927, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13226. Die *Werke der Dichtung* trugen im Gegensatz zu den *Werken der Wissenschaft* nicht das Zeichen der Swastika, sondern eine gotische Kirchturmspitze, vgl. hierzu Pawlowsky: Helmut Küpper vormals Georg Bondi, 1970, S. 51.

<sup>345</sup> Französische Kunst-Annalen, hg. v. C. P. Landon, Bd. 1, Müllhausen 1802, S. 114.

<sup>346</sup> Konrad Levezow: Ueber die Familie des Lykomedes in der Koeniglichen Preussischen Antikensammlung. Eine archaeologische Untersuchung, Berlin 1804, S. 55. Melpomene werde zudem traditionell in „heroischer Stellung“ gezeigt.

<sup>347</sup> Abgedruckt bereits in der ersten Ausgabe von Tage und Thaten. Aufzeichnungen und Skizzen von Stefan George, Berlin 1903. Vgl. auch den Kommentar von Ute Oelmann, in: Stefan George: Tage und Taten. Aufzeichnungen und Skizzen, Stuttgart 1998 (SW, 17), S. 111. Der kurze Prosatext lautet in Gänze: „Man hatte mir eine thönerne maske gegeben und an meiner zimmerwand aufgehängt. Ich lud meine freunde ein damit sie sähen wie ich den kopf zum reden brächte. Vernehmlich hiess ich ihn den namen dessen zu sagen auf den ich deutete und als er schwieg versuchte ich mit dem finger seine lippen zu spalten. Darauf verzog er sein gesicht und biss in meinen finger. Laut und mit äusserster anspannung wiederholte ich den befehl indem ich auf einen anderen deutete. Da nannte er den namen. Wir verliessen alle entsetzt das zimmer und ich wusste dass ich es nie mehr betreten würde.“

<sup>348</sup> George fasste ihn mit anderen kurzen Prosatexten unter dem Titel *Träume* zusammen, vgl. George: Tage und Taten, 1998 (SW, 17), S. 25–27.



den werden kann. Es bündelt wesentliche Parameter der Napoleon-Verehrung Vallentins und verweist auf die Tragik der heldenlosen Gegenwart des Dichters, liefert mithin eine kritische Zeitdiagnose. Die Distichen verleihen den drei Quartetten des Gedichts einen antikisierenden Ton, der mit dem konkreten Gegenwartsbezug kontrastiert:

Käme Er heute herauf noch einmal seiner legionen  
 Wallenden mantel herum um seine schultern gehisst –  
 Und er erschüttert den wald der fremdesten völker: es rücken  
 Um seinen schatten herum ihre stämme ihm zu.  
 Und er eröffnet der schwester der erde die trockenen lippen: 5  
 Keuchend aus seinem geschütz dampft ihm ihr atem herauf.  
 Er aber grüsst mit umfangendem aug die säulen der erde  
 Und spannt mitten hinein schwebend gehalten das all:  
 Dann ja dann wäre uns auch der tag wäre uns auch das siegel  
 Dunkeler zeiten gelöst und wir erkannten den fug 10  
 Unsres bezweifelten seins und hätten wieder die mitte  
 Hätten wieder das maass hätten wieder den mann.<sup>349</sup>

Beßlich hat auf die Parallele des Gedichts zu Georges *Der Dichter in Zeiten der Wirren* aufmerksam gemacht.<sup>350</sup> George entwarf in einem „poetisierten Herrschaftskonzept“<sup>351</sup> den Dichter als Führer in einem kommenden Reich, ließ allerdings offen, wer dieser Dichter sein könnte. Vallentin fände, so Beßlich, eine Antwort auf die Prophezeiung Georges, indem er Napoleon als konkrete Erlöserfigur statuiert (hervorgehoben durch das großgeschriebene „Er“ [V. 1]). Die Konditionalsätze des Gedichts, die das Beschriebene als imaginative Wunschräume entlarven, visualisieren die Wiederkunft Napoleons als Retter in einer von Zweifeln dominierten, desaströsen Gegenwart („heute“ [V. 1]) aus der Perspektive des lyrischen „wir“ (V. 10). In dieser Zeitkritik gibt sich unmissverständlich Vallentin selbst zu erkennen, die Gegenwartskritik von Gundolf und Wolters repetierend. Vallentin greift auch auf die bei Gundolf formulierte Idee des ‚kosmischen‘ Helden zurück: Er beschreibt Napoleon als Weltenherrscher, dem nicht nur die „fremdesten völker“ (V. 3) und „ihre stämme“ (V. 4) gehorchen, sondern der auch mit „schwester [...] erde“ (V. 5) spricht, „mit umfangendem aug die säulen der erde“ (V. 7) grüßt und „mitten hinein schwebend gehalten das all“ (V. 8) spannt. Mit der Wendung „Dann ja dann“ (V. 9) im dritten Quartett wird das zweiteilige Konditionalgefüge aufgelöst. Der Irrealis bleibt durch den Konjunktiv allerdings erhalten und weist auf den Wunsch, nicht auf die Realität. Die Wiederkunft Napoleons könnte das sprechende Kollektiv aus seiner Gegenwart befreien und ihm verloren gegangene Lebensgrundlagen wiedergeben: „hätten wieder die mitte / Hätten wieder das maass hätten wieder den mann.“ (V. 12)

<sup>349</sup> Vallentin: *Heroische Masken*, 1927, S. 51.

<sup>350</sup> Stefan George: *Der Dichter in Zeiten der Wirren*, in: Ders.: *Das neue Reich*, Stuttgart 2001 (SW, 9), S. 30.

<sup>351</sup> Beßlich: *Der deutsche Napoleon-Mythos*, 2007, S. 381.

In den drei folgenden Zwiegesprächen werden Themen wie Inspiration durch den (feindlichen) Helden (*I. Die Erweckung*), Verehrung als Heroismus und heroische Haltung (*II. Die Erleuchtung*) und die Wechselwirkung von Verehren und Verehrt-werden über den Tod hinaus (*III. Die Vollendung*) dialogisch verhandelt.<sup>352</sup> Die Verehrung des Untertans wird als eigene heroische Tat bewertet: „Willst du mehr / Und grösseres als durch den drang zu mir? / Er ist dein eigen · er ist deine tat / Kein marschall hat mir grössere getan“,<sup>353</sup> heisst es in der Figurenrede des Kaisers gegenüber dem an seiner Rolle zweifelnden Leonor. Die Verehrung des Herrschers wird zur heroischen Tat und höher bewertet als der Kampf auf dem Schlachtfeld. Auch die sich anschließenden Szenen, die vier Opfertode von Vertrauten Napoleons behandeln, variieren das Modell von Verehrung: Anhand der Schlachtfeldtode der französischen Offiziere, Generäle und Marschälle Jean-Baptiste Muiron, Louis Charles Antoine Desaix, Jean Lannes und Géraud Christophe Michel Duroc zeigt sich Napoleon (zum ersten Mal namentlich genannt) als Trauernder. Nicht nur muss er den Verlust seiner wichtigsten Soldaten verschmerzen, sondern auch den seiner treuen Anhänger. Die enge Wechselbeziehung von Held und Gefolgschaft wird in dramatischen Szenen verdeutlicht: „Doch was nährt / Mich anderes als euer heiliger trieb? [...] Mehr als du / Allzugetreuer ahnst brauch ich euch all“,<sup>354</sup> ruft die Figur Napoleon in Trauer aus und fordert im Duktus Georges dazu auf, sich ihm anzuschließen: „Gesellt euch meinem kreis.“<sup>355</sup> Seine Gefolgschaft versucht, den Verlust durch verstärkte Zuwendung auszugleichen: „Was in dem einen er an wert verlor / An nie erfahmer treu · erfährt er nur / Durch unser aller aufgehäuften treue / Die ihm verblieb“.<sup>356</sup> Die tragischen Helden dieser Szenen sind die auf dem Schlachtfeld für den Herrscher gefallenen Gefolgsmänner. Napoleon tritt nicht als kämpfender Held, sondern als trauernder, mit dem Tod hadernder Freund auf. Allerdings zeige sich auch darin eine heroische Qualität, die sich aus der Antike herleite, so Vallentin: Napoleon habe „mit jenem hingerissenen oder versteinernen Schmerze, wie ihn die Helden der alten Welt verspürt und gezeigt haben“ um seine Freunde getrauert.<sup>357</sup>

Eine explizit deutschnationale Prägung weisen die Aufsätze über Napoleon auf, die in den Jahren 1912 bis 1926 publiziert wurden. Die Aufsatzsammlung

<sup>352</sup> Karlhans Kluncker hat darauf hingewiesen, dass sich die lyrischen Gespräche im George-Kreis meist durch eine „geistig-ideelle Ungleichartigkeit“ der Sprechenden auszeichnen und eine individuelle Charakterisierung der Figuren in der Regel ausbleibt: „Die am Gespräch kontradiktorisch Beteiligten sind Ideenträger, Personifikationen für Schicksalsmächte und Elementarkräfte, mythologische Abstraktionen und menschliche Grundtypen.“ Sie seien eher der Lyrik als der Dramatik zuzuordnen. Vgl. Kluncker: Blätter für die Kunst. Zeitschrift der Dichterschule Stefan Georges, 1974, S. 104f.

<sup>353</sup> Vallentin: Heroische Masken, 1927, S. 58.

<sup>354</sup> Ebd., S. 82f.

<sup>355</sup> Ebd., S. 83.

<sup>356</sup> Ebd., S. 119.

<sup>357</sup> Vallentin: Das Herz Napoleons, in: Ders.: Napoleon und die Deutschen, 1926, S. 76–81, hier S. 80.

*Napoleon und die Deutschen* (1926) bündelt diese Essays.<sup>358</sup> Der Titel deutet auf das allen Beiträgen zugrunde liegende Thema: die Indienstnahme ihres Protagonisten für kulturpropagandistische, nationale Zwecke.<sup>359</sup> Das Vorwort zitiert einleitend einen Vers des Verfassers, der die Blutsverwandtschaft des lyrischen Ich mit Napoleon beschwört.<sup>360</sup> Vallentin beansprucht, „Neues über den Helden“ und „Gedanken über seine Stellung in der Welt, insbesondere der Nachwelt“ zu bringen.<sup>361</sup> Gemeint ist mit der Nachwelt ein ganz bestimmtes Phänomen: der „deutsche Geist“, der danach strebe, eine „neue Gestalt“ für sich zu entdecken.<sup>362</sup> Vallentin präsentiert sich in diesen Äußerungen als Mittlerfigur, die Napoleon den Deutschen als Adorationsobjekt nahelegt. Dementsprechend unkritisch, affirmativ und verehrend äußert er sich auch in den einzelnen Beiträgen, welche die Zeitlosigkeit und Ursprünglichkeit des Helden, vor allem aber auch seine bisher nicht erkannte „Wesensgleiche“ zu den Deutschen propagieren.<sup>363</sup> Seine Argumentation läuft auf eine heroische Inthronisation Georges als Nachfolger Napoleons zu. Vallentin entwirft eine Heldengenealogie, die sich an den auserwählten Figuren des George-Kreises orientiert: „Napoleon folgt auf Diocletian über Karl, – und Goethe, Nietzsche, George auf Plato über Dante.“<sup>364</sup> Häufige Bezugnahmen auf Stefan George<sup>365</sup> stellen ihn nicht nur als „heutigen Dichter“<sup>366</sup> in eine Reihe mit den großen Helden, sondern stilisieren ihn auch als Hoffnungsträger für ein „wahres Deutsches Reich“.<sup>367</sup>

<sup>358</sup> Die einzelnen Aufsätze tragen die Titel *I. Napoleon und die Deutschen, II. Napoleon und die geistige Bewegung, III. Erneuerung des Napoleonbildes, IV. Zum hundertjährigen Todestag Napoleons, V. Antike und Klassizismus, VI. Napoleon und Frau v. Staël, VII. Das Herz Napoleons, IX. Warum Napoleon?*

<sup>359</sup> Gegenüber George spricht Vallentin davon, dass mit seinem Aufsatz *Napoleon und die Deutschen* sein „ganzes bemühen um N. erst in die rechte mitte gerückt“ sei. Zit. n. Brief von Vallentin an Stefan George, o.O., Anfang 1924, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13213.

<sup>360</sup> „Er ist nicht tot, er lebt in meinem blut.“ Zit. n. [Berthold Vallentin]: N., in: BfDK 11/12 (1919), S. 112.

<sup>361</sup> Berthold Vallentin: Vorwort, in: Ders.: *Napoleon und die Deutschen*, Berlin 1926, S. 8.

<sup>362</sup> Ebd.

<sup>363</sup> Vallentin: *Napoleon und die Deutschen*, in: Ders.: *Napoleon und die Deutschen*, 1926, S. 9–37, hier S. 9.

<sup>364</sup> Ebd., S. 13. Vallentin begründet diese Genealogie: „Die Unbedingtheit von Willen und Dasein, der Formungswille am Ganzen und aus dem Urgrund des Eigensten: das ist, will man’s in ein Wort fassen: der geheimnisvolle Kern dieser seltsamen Verwandtschaft. Er schließt aber auch eine gemeinsame Bestimmung, Schicksalsgemeinschaft ein.“

<sup>365</sup> Beispielsweise werden Gedichte zitiert: Auszüge aus dem Gedicht *Templer* aus der Reihe *Gestalten*, in: Stefan George: *Der Siebente Ring*, Stuttgart 1986 (SW, 6/7), S. 26, dem Gedicht *Goethes letzte Nacht in Italien*, in: Stefan George: *Das neue Reich*, Stuttgart 2001 (SW, 9), S. 8–10 sowie dem Gedicht *Die Schwesterstädte*, in: Stefan George: *Der Siebente Ring*, Stuttgart 1986 (SW, 6/7), S. 36.

<sup>366</sup> Vallentin: *Napoleon und die Deutschen*, in: Ders.: *Napoleon und die Deutschen*, 1926, S. 26 u. 28.

<sup>367</sup> Ebd., S. 29.

Das neue schöpferisch-heroische Element [...] lebt auch in Goethe, in Hölderlin und in Nietzsche [...] und wird heute mit der Macht eines anderen Bewußtseins und aus einer neuen Lage des europäischen Geistes von der werk-gewordenen Gestalt Stefan Georges vergegenwärtigt.<sup>368</sup>

Möglich ist diese enge Verknüpfung von Napoleon und George, weil es Vallentin nicht um ein rein an Taten orientiertes Heldentum geht, sondern um einen „neuen Heldentypus in der napoleonischen Gestaltung“,<sup>369</sup> der sich aus einem „heroisch-universalen Schöpfertrieb“ antiker Herkunft speist.<sup>370</sup> Grundlage des Heldentums sind nicht seine heroischen Taten, sondern ein schöpferisches Wesen und eine heroische Haltung, die aus einer ‚inneren Kraft‘ geboren sind. Aus diesem Grund kann der Held auch scheitern, ohne seinen heroischen Status zu verlieren: „Muß nicht das in sich Vollendete in der Welt der Halb- und Viertelwahrheiten untergehen und seine Passion durchleben, will es seine Wirklichkeit und Würde erhärten?“,<sup>371</sup> fragt Vallentin rhetorisch in Anlehnung an das Schicksal Jesu Christi, um auch Napoleons Niederlage und seine Verbannung in die Heldendarstellung zu integrieren.

In seinem Aufsatz *Napoleon und die geistige Bewegung* werden die Feldzüge und Eroberungen Napoleons als „sein kleinstes werk“ bezeichnet.<sup>372</sup> Die Geschichtswissenschaft müsse sich von ihrer scheinbar objektiven Deutung Napoleons als gewaltsamen Herrscher verabschieden, so Vallentin in *Erneuerung des Napoleonbildes*.<sup>373</sup> Stattdessen sei eine subjektive „Blickeinstellung“ nötig, vor allem „mit der Zunahme der inneren Größe von Gegenstand oder Vorgang“. <sup>374</sup> Unmissverständlich plädiert Vallentin hier im Namen der Kreis-Wissenschaft für eine neue Sicht auf historische Gestalten. Sie zeige Napoleon nicht als Täter, sondern als „Mensch, Mann, Heros“, als „Bruder Alexanders und Cäsars“, mithin als „Verkörperung eines neuen mythisch-sinnvollen Menschentypus“. <sup>375</sup> Auch in der Folge referiert Vallentin auf Ideen des Kreises. Er erklärt Napoleon zur „primären Urgestalt“<sup>376</sup> und verleiht ihm universelle und überzeitliche Bedeutung. Napoleon erfülle die Sehnsucht der Menschen nach einer Erlösergestalt und überwältige seine Verehrer „mit der ungeheueren Ausdrucksmacht von Person und Tat“. <sup>377</sup>

---

<sup>368</sup> Vallentin: Zum hundertjährigen Todestag Napoleons, in: Ders.: Napoleon und die Deutschen, 1926, S. 56–61.

<sup>369</sup> Ebd., S. 30.

<sup>370</sup> Ebd., S. 12.

<sup>371</sup> Ebd., S. 14.

<sup>372</sup> Vallentin: Napoleon und die geistige Bewegung, in: Jahrbücher für die geistige Bewegung 3 (1912), S. 134.

<sup>373</sup> Vallentin: Erneuerung des Napoleonbildes, in: Ders.: Napoleon und die Deutschen, 1926, S. 44–55, hier S. 45.

<sup>374</sup> Ebd., S. 44.

<sup>375</sup> Ebd., S. 48f.

<sup>376</sup> Ebd., S. 53.

<sup>377</sup> Vallentin: Die Legende Napoleons, in: Ders.: Napoleon und die Deutschen, 1926, S. 82–87, hier S. 85.

Zugute komme ihm dabei eine Ausstrahlung, wie sie George für Maximin beschrieb: „Er hatte um seine Schultern, um sein Haupt das hinreißende Licht des Befreiers.“<sup>378</sup> Der von ihm ausgehende Glanz, hier als christliche Aureole beschrieben, zieht die Betrachter wie bei Maximin in seinen Bann.<sup>379</sup> Auch auf Gundolfs ‚Kräftekugel‘ nimmt Vallentin Bezug. Er präsentiert Napoleon als einen ‚großen Mann‘, der sich aus seinen eigenen Anlagen unabhängig von den Einflüssen der Umwelt entwickelt. „Sein Leben ist, wie das der großen Alten, schicksalhaft bestimmt und gebildet. Es ist ein Muß, das in ihm eingeboren ist und sich bestimmungsgemäß – seiner Bestimmung gemäß – verwirklicht.“<sup>380</sup> Er brauche sodann nur noch Vermittler, die „seine wahre Gestalt und Bedeutung“ erkennen.<sup>381</sup> Neben Figuren aus der Vergangenheit (Vallentin nennt Hölderlin und Nietzsche) sind dies auch die Verfasser der ‚Gestalt‘-Monographien (von Vallentin als „neue Menschen“ bezeichnet). Sie suchen in der Geschichte „nach früheren, zurückliegenden Verkörperungen europäischen Ursprungsgeistes“ und verkünden sie der Gegenwart.<sup>382</sup>

### *Biographische Vergleichstexte von Gustav Roloff und Emil Ludwig*

Zwei Studien, die in verlegerischer Nachbarschaft bzw. zeitlicher Nähe zu Vallentins *Napoleon* (1923) entstanden, dienen in diesem Kapitel als Vergleichsbiographien. Der Historiker Gustav Roloff – bis 1936 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Gießen<sup>383</sup> – veröffentlichte seine Monographie über Napoleon im Jahr 1900 in der Reihe *Vorkämpfer des Jahrhunderts. Eine Sammlung von Biographien*.<sup>384</sup> Sein Verleger Georg Bondi präsentierte in dieser Reihe, in der auch schon Theobald Zieglers Nietzsche-Biographie erschienen war, historische Helden als Avantgarde.<sup>385</sup> Roloffs Interesse galt vor allem Napoleons Kolonialpolitik.<sup>386</sup> Seine wissenschaftliche Arbeit verpflichtete sich der von Leopold von

<sup>378</sup> Vallentin: Die Legende Napoleons, in: Ders.: Napoleon und die Deutschen, 1926, S. 83.

<sup>379</sup> Vgl. Kap. II.2.3.

<sup>380</sup> Vallentin: Warum Napoleon?, in: Ders.: Napoleon und die Deutschen, 1926, S. 88–96, hier S. 93. Sperrung vom Verfasser.

<sup>381</sup> Ebd., S. 95.

<sup>382</sup> Ebd., S. 96.

<sup>383</sup> Jörg-Peter Jatho/Gerd Simon: Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen 2008, S. 69–73.

<sup>384</sup> Gustav Roloff: Napoleon, Berlin 1900 (Vorkämpfer des Jahrhunderts. Eine Sammlung von Biographien, 3).

<sup>385</sup> Vgl. Kap. III.2.1.

<sup>386</sup> Seine Dissertation verfasste Gustav Roloff zum Thema: Politik und Kriegführung während des Feldzuges von 1814: Ein Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege, Berlin 1891. Daneben erschienen weitere Studien und Aufsätze zu Napoleon (Auswahl): Gustav Roloff: Die Kolonialpolitik Napoleons I., München 1899 (Historische Bibliothek, 10); Gustav Roloff: Die Orientpolitik Napoleons I., Weimar 1916 (Deutsche Orientbücherei, 16); Gustav Roloff: Französische Geschichte, Berlin 1934 (Sammlung Göschen, 85); Gustav Roloff:

Ranke propagierten größtmöglichen Objektivität als Grundlage historischer Forschung und damit einem methodischen Zugang, der von der George-Schule strikt abgelehnt wurde.<sup>387</sup> Der Nachruf eines Kollegen charakterisiert Roloffs historische Forschung als Abwehr „romantischer Verherrlichung“ und als Aufruf zur „unbedingten phrasenlosen Wahrhaftigkeit“.<sup>388</sup> Im „Dienst“ an der Gegenwart und Zukunft galt er seinerzeit als ein „Erzieher der deutschen Jugend zu ausgeglichenem nationalen Bewußtsein“,<sup>389</sup> der sich gegen „verlogene Geschichtsklitterung und ihren Phrasenschwulst“ wandte.<sup>390</sup> Auch die „knappe, klare, sachliche, kritische Darstellungsweise“ der Napoleon-Biographie des deutsch-nationalen Historikers wurde gewürdigt.<sup>391</sup> Es handelt sich somit um einen Text, der bei Bondi zwar in unmittelbarer Nähe zu den Monographien des Kreises erschien, aber gegensätzliche methodische Ansprüche stellte.

Zwei Jahre nach Vallentins Monographie erschien Emil Ludwigs knapp 700 Seiten umfassende Biographie *Napoleon* (1924).<sup>392</sup> Der freie Schriftsteller und Journalist war einer der meistgelesenen Autoren der Weimarer Republik,<sup>393</sup> als Vertreter der sog. ‚Historischen Belletristik‘ aber zugleich auch einer der umstrittensten.<sup>394</sup> Bereits 1906 hatte er ein wenig erfolgreiches Drama über Napoleon vorgelegt.<sup>395</sup> Erst die Monographie von 1924 wurde – wohl auch dank der kritischen Aufmerksamkeit der Fachwissenschaft – ein Bestseller.<sup>396</sup> Ludwigs psychologisierende Me-

---

Frankreichs Wiederaufstieg zur Weltmacht und zum Empire, Berlin 1935 (Sammlung Götschen, 1090); Gustav Roloff: Bismarck und Napoleon im Kampfe um Luxemburg, Bielefeld 1937; Gustav Roloff: Kernprobleme in Napoleons Aufstieg und Niedergang, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 17 (1948), S. 82–99.

<sup>387</sup> Friedrich König: Zum Gedächtnis an Professor Dr. Gustav Roloff, digitaler Volltext unter [http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2014/10641/pdf/NaGiHo\\_Bd\\_22\\_1953\\_132\\_140.pdf](http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2014/10641/pdf/NaGiHo_Bd_22_1953_132_140.pdf) [abgerufen am 1.5.2017], S. 132–140, hier S. 133.

<sup>388</sup> Ebd., S. 134.

<sup>389</sup> Ebd., S. 138. Sperrung vom Verfasser.

<sup>390</sup> Ebd., S. 139. Sehr deutlich kommt in diesen Worten auch die persönliche Meinung des Verfassers, ebenfalls Historiker an der Universität Gießen, zum Vorschein. Vgl. Jörg-Peter Jatho/Gerd Simon: Gießener Historiker im Dritten Reich, 2008, S. 65.

<sup>391</sup> König: Zum Gedächtnis an Professor Dr. Gustav Roloff, S. 135.

<sup>392</sup> Emil Ludwig: *Napoleon*, Berlin 1924.

<sup>393</sup> Adalbert Wichert: Art. „Ludwig, Emil“, in: *Neue Deutsche Biographie* 15 (1987), S. 426f. URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118780778.html> [abgerufen am 1.5.2017].

<sup>394</sup> Vgl. Christoph Gradmann: *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*, Frankfurt a.M./New York 1993; Eberhard Kolb: „Die Historiker sind ernstlich böse.“ Der Streit um die „Historische Belletristik“ in Weimar-Deutschland, in: *Liberalitas. Festschrift für Erich Angermann zum 65. Geburtstag*, hg. v. Norbert Finsch/Hermann Wellenreuther, Stuttgart 1992 (*Transatlantische historische Studien*, 1), S. 67–86.

<sup>395</sup> Emil Ludwig: *Napoleon. Drama*, Berlin 1906.

<sup>396</sup> Ebenso wie bei Gundolfs *Goethe* veröffentlichte die *Historische Zeitschrift* ein Sonderheft mit kritischen Rezensionen: *Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht*, hg. v. d. Schriftleitung der *Historischen Zeitschrift*, München/Berlin 1928. Versammelt sind darin Besprechungen verschiedener, der ‚Historischen Belletristik‘ zugeordneter Monographien von Emil Ludwig, Werner Hegemann, Paul Wiegler und Herbert Eulenberg. Schon die Ein-

thode, sich dem Protagonisten durch Einfühlung zu nähern und diese Erkenntnisse sodann an historischen Quellen zu verbürgen,<sup>397</sup> war kaum mit der ‚Gestalt‘-Biographik des Kreises in Einklang zu bringen. Beßlich spricht sogar von einer „Demokratisierung und Heroen-Demontage“, die den „Auratisierungen“ der Kreis-Biographik entgegenwirken sollte.<sup>398</sup> Dennoch stimmten Kreis-Autoren und Ludwig in ihrem Affront gegen die Positionen der Fachwissenschaft überein.<sup>399</sup> So empfahl auch Ludwig dem Autor einen subjektiven, emphatischen Zugang „auf Augenhöhe“ und künstlerische Intuition.<sup>400</sup> Kern aller Biographik war für Ludwig die Anekdote.<sup>401</sup> Dem Anspruch nach band er sie streng an das historische Quellenmaterial zurück, allerdings ließ sich dies in der Praxis nicht immer einhalten.<sup>402</sup> Seine ‚Historische Belletristik‘ wurde – wie die Kreis-Biographik – in den 1920er Jahren als Störenfried der Geschichtswissenschaft betrachtet.<sup>403</sup>

---

leitung des Historikers Wilhelm Schüller verdeutlicht die Meinung der Fachwissenschaft drastisch: „[...] kurz, unsere Wissenschaft erlebt es, daß Dilettanten einbrechen und Limonade als edlen Firnewein anpreisen.“ (ebd., S. 5–8, hier S. 7). Eine vernichtende Rezension zu Ludwigs *Napoleon* verfasste der österreichische Historiker Heinrich Ritter von Srbik, der vor allem die psychologische Darstellung und den Umgang mit den Quellen rügt. Vgl. Ritter von Srbik: *Napoleon*. Von Emil Ludwig. [...], in: ebd., S. 9–19, hier S. 12f.

<sup>397</sup> Vgl. Gradmann: *Historische Belletristik*, 1993, S. 47.

<sup>398</sup> Beßlich: *Der deutsche Napoleon-Mythos*, 2007, S. 388–399.

<sup>399</sup> Vgl. dazu Sebastian Ullrich: Ernst Kantorowicz und Emil Ludwig. Zwei Kritiker der Weimarer Geschichtswissenschaft und die „Krisis des Historismus“, in: *Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts* 2 (2006), S. 7–33.

<sup>400</sup> Vgl. Beßlich: *Der deutsche Napoleon-Mythos*, 2007, S. 390. Beßlich sieht hierin zwar eine Differenz zur Kreis-Biographik. Das Prinzip der ‚Augenhöhe‘ gilt aber auch für diese, allerdings auf anderer Ebene: Indem sich Mitglieder des Kreises selbst in der Nachfolge der großen Gestalten sehen, stellen auch sie sich im Sinne einer ‚Teilhabe am Heroischen‘ mit ihnen auf eine Augenhöhe.

<sup>401</sup> Vgl. dazu Georg Huemer: *Der Biograph in der „Hexenküche“*. Emil Ludwig zwischen Historie und Dichtung, in: *Theorie der Biographie*, hg. v. Fetz/Hemecker, 2011, S. 155–160.

<sup>402</sup> Beßlich betont, bei Ludwig sähe die Praxis oft anders aus als das poetologische Programm: „Die fingierten Selbstgespräche Napoleons gehen über die Wiedergabe überlieferter Tatsachen weit hinaus und liefern psychologische Seelenzergliederung, die in dem verinnerten Erzählen der Wiener Moderne ihr literarisches Vorbild hat.“ Vgl. Beßlich: *Der deutsche Napoleon-Mythos*, 2007, S. 393f.

<sup>403</sup> Vgl. Wolfgang Höppner: Zur Kontroverse um Friedrich Gundolfs „Goethe“, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse*, hg. v. Ralf Klausnitzer/Carlos Spoerhase, Bern 2007, S. 183–205; Rainer Kolk: Von Gundolf zu Kantorowicz. Eine Fallstudie zum disziplinären Umgang mit Innovation, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, hg. v. Jörg Schönert, Stuttgart/Weimar 2000 (Germanistische Symposien. Berichtsbände, 21), S. 195–208. Für die Historische Belletristik vgl. Hans-Jürgen Perrey: *Der Fall ‚Emil Ludwig‘ – Ein Bericht über eine historiographische Kontroverse der ausgehenden Weimarer Republik*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 43 (1992), S. 169–181.



### 3.2. Genese, Programmatik und Struktur

#### *Georges Teilhabe an der Entstehung der Monographie*

George hat sich am Entstehungsprozess des *Napoleon* intensiv beteiligt. Das dokumentieren sowohl Vallentins Erinnerungen an gemeinsame Gespräche<sup>404</sup> als auch seine Briefe.<sup>405</sup> Schon Anfang 1917 sprach Vallentin in einem Brief gegenüber George von seiner Arbeit an dem Werk.<sup>406</sup> Später bat er ihn für das „titani-sche unternehmen des napoleon“ um Unterstützung: „Ich möchte aber nicht ein grösseres stück davon beendigen · ohne dem Meister es vorgelegt · plan und an-lage erörtert zu haben. Es ist jetzt schon ein manuskript von zweihundert seiten etwa · und ich glaube · man kann sehen · was ist und was etwa wird.“<sup>407</sup> Auch in folgenden Briefen berichtete Vallentin vom Stand der Dinge.<sup>408</sup> Im Dezember 1919 notierte er in seinen Gesprächsaufzeichnungen, er hätte mit George über die Einleitung des *Napoleon* diskutiert.<sup>409</sup> George meldete im Gespräch Zweifel an, ob Vallentin die Napoleon-Deutung von Stendhal, auf den er sich in der Einleitung beruft, richtig verstanden habe und er missbilligte die Gleichstellung von Stendhal mit Burckhardt und Nietzsche.<sup>410</sup> Vallentin verteidigte jedoch den französischen Schriftsteller, der an Napoleons Italien- und Russlandfeldzug teilgenommen hatte: Er sei „der einzige gewesen, der bisher Napoleon heroisch ge-sehen und die Darstellung des heroischen Menschen Napoleon gefördert ha-be.“<sup>411</sup> Auch die Art und Weise der erzählerischen Darstellung thematisieren

---

<sup>404</sup> Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961.

<sup>405</sup> Der Briefwechsel wird im StGA in Stuttgart verwahrt: Berthold Vallentins Briefe an George unter den Signaturen George III, 13171–13233. Die im StGA verwahrten und zu-gänglichen Briefe von George an Vallentin enthalten keine Hinweise auf die Napoleon-Monographie.

<sup>406</sup> „Ich denke [...], dass die mehr intellektuale arbeit am N[apoleon] mir die dichterische Ar-beit nicht mehr ersticken wird: die eigentliche quelle des dichterischen stroms habe ich wieder lebendig nahe gefühlt: sie wirkt fort.“ Zit. n. Brief von Vallentin an Stefan George, o.O., o.D., StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13204. Da der Brief zwischen zwei Brie-fen vom 12.12.1916 und vom 5.5.1917 einsortiert ist, kann man von einer Datierung An-fang 1917 ausgehen.

<sup>407</sup> Brief von Vallentin an Stefan George, Berlin-Charlottenburg, 5.5.1917, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13205.

<sup>408</sup> „Ich halte mich an mein Napoleonbuch · von dem ich wieder zwei Capitel eingebracht habe. Bis April hoffe ich einen abschließenden Band zusammen zu haben.“ Zit. n. Brief von Vallentin an Stefan George, Berlin, 30.12.1917, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13206.

<sup>409</sup> Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961, S. 46.

<sup>410</sup> Georges Kritik bezieht sich wohl vor allem auf diese Aussage Vallentins: „Er [Stendhal – A.B.] war der geistige Wegbereiter und musste zusammen mit Jacob Burckhardt und Nietzsche erst die geistige Luft schaffen für ein Geschlecht, das wieder Herz und Augen für das lebendig Grosse hatte.“ (Na, 3).

<sup>411</sup> Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961, S. 47. Daraufhin lenkte George wohlwol-lend ein, sich Stendhals Deutung von Napoleon noch einmal anzusehen.

George und Vallentin im Gespräch. Im Januar 1920 bat Vallentin George bei einer Übersetzung um Rat.<sup>412</sup> Dieser legte Vallentin nahe, Fremdworte zu vermeiden.<sup>413</sup> Später wurden auch inhaltliche Fragen, die französische Herkunft Napoleons<sup>414</sup> und seine europapolitischen Pläne<sup>415</sup> besprochen. Im Oktober 1922 schließlich überreichte Vallentin die fertige Fassung des Buches. Aus Angst, George könne umfangreiche Umarbeitungen wünschen, hatte er ihm das Manuskript vorher nicht mehr gezeigt.<sup>416</sup> George gab sich jedoch sehr zufrieden:

Der Meister [...] erklärte, das Buch sei doch sehr revolutionär, viel revolutionärer als die anderen Bücher des Kreises, als der ‚Goethe‘ und der ‚Nietzsche‘. Selbst bei ‚Goethe‘ von Gundolf könne man immer noch sagen, es sei eine deutsche Angelegenheit. Der ‚Napoleon‘ sei nicht deutsch, nicht französisch und nicht italienisch, sondern eine Sache, die die Welt angehe.<sup>417</sup>

Zwar wies George auf eine Differenz zu vorgängigen ‚Gestalt‘-Monographien hin, indem er *Napoleon* eine über Europa hinausgehende Bedeutung zuschrieb und ihn auch stilistisch als Steigerung verstand. Schon Gundolfs *Goethe* sei kaum zu übersetzen gewesen, in Vallentins *Napoleon* gäbe es „hundert mal mehr“ Neologismen, die eine Übertragung des Buches in Französische erschweren würden.<sup>418</sup> Aber er integrierte Vallentins Studie zugleich selbstverständlich in die Reihe der Kreis-Biographik. Georges Zustimmung kam auch darin zum Ausdruck, dass er den Inhalt des Buches als „unsere Gedanken“ bezeichnete und sich dadurch selbst als Urheber markierte.<sup>419</sup> Wie Vallentin schätzte er Napoleons überzeitliche Bedeutung: „Napoleon sei eben nicht eine bloss geschichtliche Figur, sondern in ihm strahle alles zusammen und alles von ihm aus.“<sup>420</sup> Über die Rezeption der Studie prophezeite George: „Das sei ein Buch, das überhaupt

<sup>412</sup> Ebd., S. 49. Es handelte sich um das Zitat am Ende des vierten Kapitels: „Was liegt mir [...] an der Meinung der Salons und der Klatschweiber. Ich höre nicht darauf. Ich kenne nur eine, die der einfachen Bauern.“ (Na, 52).

<sup>413</sup> „Die Sätze müssten eben unter Umständen so erweitert werden, dass sie [die Fremdworte – A.B.] nicht nötig wären.“ Zit. n. Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961, S. 51.

<sup>414</sup> „Der Meister erklärte, es sei höchst seltsam, aber wahr, dass Napoleon nur in Frankreich habe herankommen können. Man könne von den Franzosen sonst denken, was man wolle, nur bei den Franzosen sei es möglich, nur mit dem einen Begriff, la gloire, zu wirken. Im übrigen müsse man allerdings zugeben, dass die Soldaten alles gemacht hätten.“ Ebd., S. 61.

<sup>415</sup> George habe gesagt: „Es sei ein grosser Gedanke von ihm [Napoleon – A.B.] gewesen, das gesamte lateinische Europa mit Polen einschliesslich zu sammeln gegen die Gegenkräfte: im Westen England, Amerika, im Osten Russland.“ Ebd., S. 62.

<sup>416</sup> Ein Typoskript und eine Korrekturfahne des *Napoleon* befinden sich im StGA Stuttgart im Nachlass von Ludwig Thormaehlen: Vallentin, Berthold: I, 3000. Im Rückblick erwähnt Vallentin 1924 die „längeren nach- und umarbeitungen“, die beim *Napoleon* nötig waren. Vgl. den Brief von Vallentin an Stefan George, Hallstatt (Salzkammergut), 27.8.1924, StGA Stuttgart, Briefe an George III, 13216.

<sup>417</sup> Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961, S. 67.

<sup>418</sup> Ebd., S. 67.

<sup>419</sup> Ebd., S. 70.

<sup>420</sup> Ebd., S. 71.

erst später – vielleicht in fünf Jahren einmal – wirke, wenn irgend ein Ereignis eintrete, das plötzlich das Buch in allgemeine Sicht bringe und alle Welt darauf aufmerksam mache.“<sup>421</sup> Zwar sollte George Unrecht behalten – größere Aufmerksamkeit war wohl eher Emil Ludwigs Napoleon-Biographie beschieden –, aber er sah bereits den Vorwurf voraus, dem sich Vallentin ausgesetzt fand: Dass er Napoleon nicht als Tatmensch und damit in seiner „eigentlichen Tätigkeit“ portraitiert habe,<sup>422</sup> sondern als ‚Gestalt‘ im Sinne des George-Kreises.

### *Titel, Zueignung, Gliederung*

Da George einwilligte, die Studie in die Reihe *Werke der Wissenschaft* aufzunehmen, erhielt auch sie die vom Bondi Verlag vorgesehene Umschlag- und Titelblattgestaltung. Wie bei Gundolfs *Goethe* und Bertrams *Nietzsche* dominiert der schlichte Titel *Napoleon* in Großbuchstaben das Titelblatt (Abb. 14). Anstelle einer persönlichen Widmung trägt die Monographie die allgemeine Zueignung „Hodierno Heroi“, dem ‚heutigen Helden‘.<sup>423</sup> Als „heutigen Dichter“ hatte Vallentin in einem früheren Aufsatz George bezeichnet.<sup>424</sup> Wie Beßlich zu Recht bemerkt, kann die latinisierte, für Assoziationen offene Wendung entweder George meinen oder dem Leser die Möglichkeit geben, selbst nach ‚heutigen Helden‘ zu suchen.<sup>425</sup> Auch wenn der Gegenstand der Biographie ein historischer ist, stellt Vallentin sein Thema durch die Zueignung in einen dezidierten Gegenwartsbezug. Die Bezeichnung „Hodierno Heroi“ macht unmissverständlich deutlich: Es geht um den heroischen Menschen in der Gegenwart. Die vage Formulierung lässt darüber hinaus Raum für weitere Interpretation: So könnte Napoleon selbst als ‚heutiger Held‘ verstanden werden, denn das biographische Portrait macht die überzeitliche und auch in der Gegenwart gültige heroische Bedeutung des Kaisers explizit zum Thema. Zugleich verweist die Monographie durch ihre Aufmachung auch auf die Protagonisten der anderen Kreis-Biographien. Die Selbstinszenierung der Autoren als Mittlerfiguren lässt an die Möglichkeit denken, mit den ‚heutigen Helden‘ seien diejenigen gemeint, welche die Bedeutung historischer Persönlichkeiten erkannt haben und sie in Form bio-

---

<sup>421</sup> Ebd., S. 73f. George fügte hinzu: „Ein solches Buch habe eben eine andere Wirkungs- und Verbreitungskraft als etwa Spengler, der schnell aufgetaucht, aber auch schnell verpufft sei.“ (S. 74)

<sup>422</sup> Anlässlich der Entstehung seiner *Winckelmann*-Studie (Berlin 1931) notierte Vallentin im August 1928: „Endlich meint der Meister, einen Vorwurf würde man mir sicher ebenso machen wie bei meinem ‚Napoleon‘, dass ich nämlich gerade das Gebiet, auf dem Winckelmanns eigentliche Tätigkeit gelegen habe, nicht eigentlich behandle.“ Zit. n. Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961, S. 104.

<sup>423</sup> Vallentin: *Napoleon*, 1923, unpaginierte Widmungsseite (im Folgenden unter Sigle „Na“).

<sup>424</sup> Vallentin: *Napoleon und die Deutschen*, in: Ders.: *Napoleon und die Deutschen*, 1926, S. 26 u. 28.

<sup>425</sup> Beßlich: *Der deutsche Napoleon-Mythos*, 2007, S. 368.

graphischer Schriften vermitteln. Aufschlussreich ist in dieser Frage auch ein Brief von George an Vallentin:

Die Widmung enthält die drei Möglichkeiten die jeder nach Wahl deuten kann. 1. Demjenigen dessen Heldentum noch bis in unsre heutige Zeit hineinragt. 2. Demjenigen der Heldentum heute verkörpert soweit dies unter heute lebenden möglich. 3. Dem der vielleicht heute schon geboren ist, der das Täterhafte darstellen wird: HODIERNO HEROÏ.<sup>426</sup>

Georges Interpretation nimmt die Zeitdimension des ‚heutigen Helden‘ in den Blick: Ein aus der Vergangenheit stammender, aber bis in die Gegenwart nachwirkender Held kann ebenso gemeint sein wie ein aktueller Gegenwarts- oder ein Zukunftsheld, der sein heroisches Potential erst noch entfaltet.<sup>427</sup> Möglicherweise waren für Vallentin alle drei Varianten plausibel und er entschied sich daher bewusst, keine Deutung vorzugeben.

Emil Ludwigs ebenfalls mit *Napoleon* betitelte Biographie – etwas bescheidener seiner Frau Elga Ludwig zugeeignet – wird auf dem Umschlagblatt exklusiv angekündigt:

Hinter der Maske des Heroen entdeckt Ludwig das Menschenantlitz und schildert den Mann der eisigen Tatkraft und des glühenden Herzens in all seinem Lieben und Hassen, seinem Siegen und Erliegen. Die Aktualität der politischen Probleme wird offenbar: Napoleon als Vorbild und Warnung unserer Tage.<sup>428</sup>

Oberhalb des Werbetextes ist ein Portrait des uniformierten Napoleon mit verschränkten Armen abgebildet.<sup>429</sup> Aussage und Bild stehen in kontrastiver Spannung: Zeigt die Reproduktion des Bildes als „Maske des Heroen“ den mächtigen und strengen Kaiser in hermetischer Pose, so beschwört die Verlagsankündigung das „Menschenantlitz“ der individuellen Person. Ludwig zielt auf die gegen-

---

<sup>426</sup> Das Blatt liegt einem Brief bei, den George bereits im Mai 1904 an Vallentin schrieb: Brief von George an Vallentin, Bingen, 17.5.1904, StGA Stuttgart, Briefe von George II, 7006. Hervorhebung vom Verfasser. Der Brief ist mit dem Heiligen Georg gesiegelt, vgl. die Abbildung bei Aurnhammer/Bolay: Stefan George in Heldenportraits, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 59 (2015), S. 249.

<sup>427</sup> George äußerte sich zur Widmung auch in Abgrenzung zu Eli Faures *Napoleon* von 1921 (dt. 1928): „Unterhaltung über den Faure’schen ‚Napoleon‘. Der Meister fragt sogleich danach und will nicht glauben, dass er sich mit meinem ‚Napoleon‘ berühre und irgend etwas von unseren Gedanken enthalten könne. Ich gebe ihm das Buch und er ist dann doch über die Widmung erstaunt, findet das aber nur eine französische Umschreibung und Abschwächung der Widmung ‚Hodierno Heroi‘. Er meint, die französische Widmung laufe nur auf das: ‚aux héros inconnus‘ hinaus.“ Zit. n. Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961, S. 70.

<sup>428</sup> Zit. n. Ludwig: *Napoleon*, 1925, unpaginiertes, dem Titelblatt vorangestelltes Blatt des Verlages.

<sup>429</sup> Es handelt sich um die Darstellung *Napoleon als Kaiser* von Vigneux aus der Sammlung des Grafen Primoli. Das Gemälde ist abgedruckt in *Corpus Imaginum*. Sammlung authentischer Bildnisse aus Gegenwart und Vergangenheit der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg 1900. So der Nachweis des Abbildungsverzeichnisses in: Ludwig: *Napoleon*, 1925, S. 678.

wartspolitische Indienstnahme des Franzosen als „Vorbild und Warnung unserer Tage“, eine auffällige Gemeinsamkeit mit Vallentins Zueignung: Beide machen Napoleon dezidiert für die Gegenwart nutzbar. Auch in Gustav Roloffs Monographie wird die Leistung Napoleons für die Gegenwart schon auf dem Titelblatt angekündigt. Der Reihentitel *Vorkämpfer des Jahrhunderts* deutet Napoleon als avantgardistischen Tathelden. Die römische Nummerierung des Titels *Napoleon I.* zeigt den Protagonisten als Kaiser und Stammvater einer Herrscherdynastie, betont also seinen Status als Herrscher.

Die drei Bände unterscheiden sich dennoch in Aufbau und thematischer Gliederung erheblich. Das Inhaltsverzeichnis der fünfteiligen Monographie von Ludwig macht keine inhaltlichen Aussagen, sondern nennt lediglich unbestimmte Orte der Natur (*Die Insel, Der Sturzbach, Der Strom, Das Meer, Der Felsen*). Roloff strebt hingegen Detailfülle an: Seine elfteilige chronologische Gliederung handelt alle Lebensstationen Napoleons nacheinander ab, wobei ein Schwerpunkt auf Napoleons Feldzügen und seinem politischen Wirken liegt. Ausführlich werden die einzelnen Kapitel durch stichwortartige Inhaltsangaben ergänzt.<sup>430</sup> Vallentin verzichtet auf eine chronologische Strukturierung des Materials und spart sämtliche historischen Ereignisse und die Taten Napoleons aus (Abb. 15). Die sechs Teile seiner Studie verhandeln die Themen *Tat und Erleben, Geschichte und Gegenwart, Antike und Klassizismus, Gefühle und Triebe, Gott und Glaube* sowie *Kunst*. Nur im Titel und in den Unterkapiteln des dritten Buches ist Napoleon namentlich genannt, ansonsten deuten keine Hinweise auf seine Person. Die Kapitel gliedern sich thematisch in Allgemeinmenschliches (Gefühle, Triebe), religiöse Fragen (Gott, Glaube), historische Grundbegriffe (Geschichte, Gegenwart), Epochenbezeichnungen (Antike, Klassizismus) und das Thema Kunst. Es gibt keinen Hinweis auf einen individuellen Lebensverlauf. Vallentin geht es nicht um eine chronologische Darstellung einzelner Taten oder Lebensstationen Napoleons, sondern um eine thematische Annäherung über verschiedene Lebens- und Wissensbereiche. Nicht nur darin ähnelt sein Programm der Darstellung Bertrams: Auch Vallentin ergänzt am Ende seiner Monographie eine kurze Zeittafel mit den wichtigsten Daten zu Napoleons Leben. Ungewöhnlich sind auch die Abbildungen Napoleons, die Vallentin in Reproduktionen druckt (Na, ab 520). Die weitgehend bekannten Napoleon-Bildnisse zeigen den Helden in verschiedenen herrschaftlichen Posen und ergänzen das Kapitel *Der klassische Typus Napoleon: Bildliche Darstellungen* (Na, 159–178), in dem Vallentin sich mit der Rezeption Napoleons im Bild auseinandersetzt.

<sup>430</sup> Der Band enthält die Kapitel *I. Jugend und Lehrzeit, II. Der erste Schritt zum Weltruhm, III. Zur Beherrschung Frankreichs, IV. Die Eroberung des Friedens, V. Friedensjahre, VI. Der Beginn des englischen Weltkampfes, VII. Die Überwindung des Festlandes, VIII. Europa wider England, IX. Das Ende des Kontinentalsystems, X. Der Sturz, XI. Exil und Tod.*

Ausgehend von einem vermeintlichen Forschungsdefizit und einer negativen Gegenwartsdiagnose entwickelt Vallentin in seiner Einleitung die Vision einer neuen Darstellung Napoleons. Welche intertextuellen Bezüge lassen sich zu vorgängigen Kreis-Biographien ausmachen? Vallentin kritisiert die defizitäre Lage der geschichtswissenschaftlichen Forschung: „Noch immer fehlt die Geschichte Napoleons.“ (Na, 1) Die bisherigen Studien zu Napoleon unterbänden alle Versuche, sich an eine „Gesamtgeschichte“ zu wagen: „Die Forschung hat um sein Leben herum eine unübersehbare Fülle von Stoff aufgehäuft, so dass mehr als auf irgendeinem anderen Gebiete hier die Scheu der neuzeitlichen Geschichtsschreibung zu verstehen ist, eine Gesamtgeschichte zu versuchen.“ (Na, 1) Anstatt den „geschlossenen Lebenslauf des grossen Mannes“ darzustellen, bemängelt Vallentin, zeigten diese positivistischen Arbeiten nur Einzelaspekte seines Lebens. Nicht nur eine Abkehr von bisher praktizierten Methoden, auch eine völlig veränderte Perspektive auf Napoleon erscheint Vallentin unter diesen Umständen als Lösung. Er steht mit diesen Aussagen in einer Traditionslinie mit Gundolf und Bertram, deren gemeinsames Programm auf eine holistische Betrachtung des jeweiligen Protagonisten zielt und bis in die Wortwahl hinein identisch ist: Sie schreiben eine „Gesamtgeschichte“ Napoleons, eine Darstellung „Goethes gesamter Gestalt“,<sup>431</sup> eine „Gesamt-Geschichte der Caesargestalt“.<sup>432</sup>

Über die Vermittler dieses Programms macht Vallentin nur vage Andeutungen. Eine exklusive Gruppe von Menschen („verzweifelte Gemüter“) habe eine neue Einsicht in die Bedeutung der Geschichte, in ihre von Zeit und Umwelt unabhängigen „Kräfte und Erscheinungen“. Aus diesem Wissen heraus, nehme die elitäre Gruppe der ‚Einsichtigen‘ eine ‚richtige‘ Haltung gegenüber der Welt ein: Sie suche „ursprünglich Grosses“ (Na, 2).<sup>433</sup> Ob diese Haltung jedem möglich ist oder nur bestimmten Personen vorbehalten bleibt, lässt Vallentin zunächst offen. Seine weiterführenden Aussagen deuten jedoch unmissverständlich auf den George-Kreis: „Heute ist es soweit. [D]ie Geister der Zeit, die unabhängig vom Zeitgeist den Geist der kommenden Geschlechter formen, sind wieder erfüllt von dem ewigen Drang zu den lebendigen Kräften der Welt: Mann, Gestalt und Tat.“ (Na, 3) Vallentin greift die Sozialfiguration von Held und Mittler auf, wenn seinem holistischen Bild eines die Zukunft steuernden Tatmenschen die geistige Unabhängigkeit eines Mittlers gegenübersteht. Indem Vallentin Napoleons „Wesen dar[... ]stellt“ und „seine Figur [... ]zeigt“ (Na, 3), macht er sich selbst zu einem solchen Mittler.

---

<sup>431</sup> Goe, 1.

<sup>432</sup> Brief von Gundolf an Wilhelm Stein, Heidelberg, 18.5.1924, in: Gundolf Briefe. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965, S. 197.

<sup>433</sup> Er verweist auf Stendhal, Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche als „geistige Wegbereiter“ (Na, 3).

Vallentin schlägt jedoch auch selbstkritische Töne an. Die Frage, wie die holistische Methode als „neue Sehart“ das „unauflösliche Ineinander“ von Napoleons „Kräften“ darstellen könne, bleibt offen (Na, 4). Vallentin wendet ein, die Mittel der Sprache reichten nur für ein sukzessives Erzählen und bildeten das gewünschte „Ineinander“ nicht ab. In einem Appell überträgt er die eigentliche Arbeit auf den Leser: Dessen „mitschaffende Intuition“ (Na, 4) sei ebenso nötig, wie seine ‚richtige‘ Haltung gegenüber dem Gegenstand. Die neue Darstellungsart verlangt demnach die hermeneutische Partizipation des Lesers. Weitgehend unbestimmt bleiben auch Vallentins inhaltliche Ziele für die Darstellung Napoleons, die er wie folgt ankündigt: „Grundkräfte seiner Entelechie, die Elemente seines Daseins, der Kern seiner Ausstrahlungen, sein einmaliges, nur ihm eigenes Menschtum“ (Na, 4). Auch über die konkreten Methoden und Quellen seiner ‚neuen Sehart‘ lässt Vallentin den Leser im Unklaren. Sein von bisherigen Forschungsarbeiten „abweichendes Ziel“ müsse einen „ganz neuen Weg“ (Na, 5) nehmen. Jedoch wird deutlich, dass er sich in seiner Quellenauswahl an der Heuristik Gundolfs und Bertrams orientiert: „Für diese Darstellung entscheidet weniger die authentische Verbürgtheit eines einzelnen Faktums oder Ausspruchs als deren innere Echtheit, die sich aus der Gesamterscheinung ergibt.“ (Na, 6) Nicht der objektive Wahrheitsgehalt einer Quelle sei wichtig, sondern ihre subjektive Aussagekraft. Gundolf rechtfertigte seine Wahl der Briefe Bettina von Arnims als Quelle mit demselben Hinweis und Bertram schloss mit dem Begriff der Legende daran an.<sup>434</sup> Die Anekdote, ergänzt Vallentin, sei immer näher an der „inneren Wahrscheinlichkeit als die mit dem einwandfreien Apparat der Kritik beweisbaren sogenannten objektiven Tatsachen“ (Na, 6).

Der Vergleich mit Emil Ludwigs Biographie zeigt überraschende Ähnlichkeiten. Ludwig begründet in einem *Nachwort* seine Darstellung der „inneren Geschichte“ Napoleons. Dieser zeichne sich nicht durch seine Schlachten aus, sondern durch sein „politisches Genie“, und werde daher als eine menschliche Ausnahmegestalt verehrt: „Denn auf seiner höchsten Stufe wird der politische Mensch Träger allgemeinen Schicksals.“<sup>435</sup> Diese Verherrlichung Napoleons als ein „Gleichnis des Menschen“, das sich in seiner „ganzen Gestalt“ spiegelt, teilt Ludwig nicht nur lexikalisch („Gleichnis“, „ganze Gestalt“) mit den Monographien des Kreises.<sup>436</sup> Anstatt Napoleons „Gestalt“ in Begriffe aufzuspalten, entwerfe er „Bilder seines Lebens“, so Ludwig in Übereinstimmung mit Gundolfs Goethedarstellung.<sup>437</sup> Ludwig erhebt den Anspruch, Napoleon ebenbürtig zu begegnen. Die Ebenbürtigkeit als Haltung gegenüber dem portraitierten Helden entspricht auch Vallentins Auffassung, jedoch beschränkt Ludwig sie nicht als Exklusivitätsmerkmal auf eine kleine Gruppe. Auch in der Indienstnahme Napoleons für

<sup>434</sup> Vgl. Kap. III.1.3 und III.2.2.

<sup>435</sup> Ludwig: Napoleon, 1925, S. 673f.

<sup>436</sup> Ebd., S. 674. Vgl. dazu Gundolf: Dichter und Helden, 1921; Gundolf: Goethe, 1916.

<sup>437</sup> Ludwig: Napoleon, 1925, S. 674.



Gegenwart und Zukunft begegnen sich die programmatischen Ausführungen beider: „die glühende Jugend Europas [finde] als Vorbild und Warnung keinen Größeren als ihn, der unter allen Männern des Abendlandes die stärksten Erschütterungen schuf und litt“, heißt es bei Ludwig.<sup>438</sup> Allerdings zeichnen sich auch programmatische Differenzen ab: Ludwigs Aufforderung, der Autor müsse das Ende seines Protagonisten vergessen, um den Gang seines Lebens möglichst realitätsgetreu wiederzugeben,<sup>439</sup> widerspricht der teleologischen Perspektive des Kreises, deren Entelechie-Konzept das Schicksal des Helden von Beginn an festgelegt.

### 3.3. Einzelaspekte der Heroisierung

#### *„Heroischer Schöpfermensch“ zwischen Tat- und Geistesheldentum*

„Was hier zu geben versucht wird, ist der höchstmenschliche Gehalt, die heroische Gestalt Napoleons, wie sie war und lebte.“ (Na, 7) Vallentin deklariert sein inhaltliches Programm zwar bescheiden als ‚Versuch‘ und lässt die eigene Person als Urheber hinter der passiven Formulierung verschwinden („Was hier zu geben versucht wird“). Dennoch zielt er nicht nur rhetorisch auf einen Superlativ: Die Parallelisierung von „höchstmenschlichem Gehalt“ und „heroischer Gestalt“ – durch Reim und Alliteration verbunden – konstatiert eine enge Verbindung von Mensch- und Heldentum. Der Hyperlativ „höchstmenschlich“ wird gezielt eingesetzt, denn nach Vallentins Verständnis ist der Held insofern eine transgressive Figur, als er etwas eigentlich Unmögliches repräsentiert: Der Held ist menschlicher als andere Menschen. Dahinter steht ein an Nietzsche orientiertes Menschenbild, das die Kategorie ‚Mensch‘ als steigerbares und hierarchisches System versteht.<sup>440</sup> Auch schließt Vallentin an Gundolfs Gedanken an, die den Helden als vollkommene Verkörperung menschlicher Möglichkeiten preisen und ihn als ‚den Menschen schlechthin‘ verstehen.<sup>441</sup> Transgressiv ist Vallentins Held Napoleon auch als „heroischer Schöpfermensch“. Er überschreitet die Grenze zwischen Tat- und Geistesheldentum, indem er beides schöpferisch verbindet. Napoleon forme mithilfe eines „elementaren Staatsschöpferwillens“ (Na, 522) aus Einzelereignissen des historischen Geschehens ein ‚Werk‘. Wie plausibilisiert Vallentin seine These von Napoleons zweifachem Heldentum?

---

<sup>438</sup> Ebd., S. 676.

<sup>439</sup> Ebd., S. 675: „Doch daß er auch das Ende wisse, muß der Autor vergessen: nur wenn er in jedem Augenblicke die Gefühle schildert, wie sie ohne Vorblick in das vollendete Schicksal sein mußten, wird er jene Spannung erzeugen, die auch im Leben die Kette der Erregungen vibrieren lässt.“

<sup>440</sup> Vgl. Kap. II.1.2.

<sup>441</sup> Cäsar habe „die Grenzen des menschlichen Seins (nicht Wissens oder Könnens) so weit – und so gleichmäßig – hinausgerückt und so dicht erfüllt wie keine zweite heroisch tuende Gestalt“. Zit. n. Gundolf: Dichter und Helden, 1921, S. 54f.

Nicht seine Kriegshandlungen oder politischen Entscheidungen machen Napoleon zum Tathelden. Stattdessen entwirft Vallentin eine personale Figuration, die Napoleon eine heroische Verwandtschaftsbeziehung zur Antike attestiert. Als ‚antiker Heros‘ sei Napoleon ein Solitär in der Moderne und Inbegriff der „Gestalt des heroischen Täters“ (Na, 525). Nicht zuletzt resultiere auch sein tragisches Ende aus seiner Verwandtschaft mit der Antike: „Seine Tragödie war [...] die der antiken Hybris, des Sichvermessens über die Normen der Zeit hinaus, des mit den Göttern wetteifernden schöpferischen Erneuerers.“ (Na, 525)<sup>442</sup> Vallentins Erläuterungen haben den Duktus eines resümierenden Analytikers:

Drei Dinge sind es, die der Erscheinung Napoleons ihren ersten überwältigenden Eindruck geben und [...] immer wieder festhalten: die unermessliche Fülle an tatsächlichem Lebensstoff, der sichtbar geschehnishaft Ausdruck aller seiner Handlungen und der unzweideutige „Sinn“, der sich in seinem Lebensablauf auszusprechen scheint. (Na, 9)

Die drei Charakteristika, mit denen Vallentin den „mythisch-heroischen Gehalt seines Wesens“ (Na, 9) umschreibt, evozieren ein nur vages Bild von Napoleons menschlicher Größe. Zur Verdeutlichung seiner Thesen muss Vallentin daher auf profane Einzelbeispiele zurückgreifen. Um etwa Napoleons Tatendrang zu veranschaulichen, erzählt er von dessen Unlust, sich Künstlern für Portraitsitzungen zur Verfügung zu stellen: „Die grösste Pein bedeutet ihm erzwungene Untätigkeit, die Behinderung seiner Bewegungsfreiheit.“ (Na, 10) Schlicht alles, was Napoleon tut, erklärt Vallentin zur ‚Tat‘.

Auch die rein theoretische, rein wissenschaftliche Beschäftigung ist für ihn ein ‚Tun‘, seinen eigentlichsten, innersten Zwecken gewidmet, und man kann von ihm sagen, dass er vom ‚Tun‘ nur im ‚Tun‘ ausruht, dass Tätigkeit ihm jede andere Art geistiger Entladung ersetzt. (Na, 12)

Ebenso unterstützt Napoleons Begabung zur absoluten Körperbeherrschung seine Deutung als ‚Täter‘: „[A]lle animalischen Funktionen seines Lebens waren durch Anlage und Zucht so wunderbar geregelt, dass sie aufs zweckmässigste und genaueste seinen höheren Zwecken dienten“ (Na, 13). Andere, tendenziell ‚unheroische‘ körperliche Bedürfnisse werden zu „animalischen Funktionen“ degradiert, aber zugleich in das Bild einer perfekten Maschine integriert, bei der alle

<sup>442</sup> Daraus entwickelt Vallentin eine neue Deutung der Ereignisse rund um Napoleons Verbannung. Er schreibt ihr einen heroischen Status zu: „St. Helena ist in Wahrheit nicht ein Untergang, sondern ein Aufgang: der Aufgang eines neuen Numen, das die Welt in einer dem bürgerlichen mechanisierenden Geist entgegengesetzten Richtung fortbewegt: auf den sich selbst in der Welt und die Welt in sich vollendenden Menschen zu.“ (Na, 526). Bei Roloff wird der Aufenthalt Napoleons auf St. Helena als Untergang des Helden in der Langeweile dargestellt: „Die schrecklichste Seelenpein für Napoleon war die erzwungene Unthätigkeit. Er, der sein ganzes Leben inmitten der unermüdlichsten Thätigkeit, der aufregendsten Geschäfte verbracht hatte, der von sich sagen konnte, er kenne wohl die Grenzen seiner Augen und Beine, aber nicht die seiner Arbeitskraft, er sollte nun seine Zeit töten durch Spazierengehen, Lesen, Diktieren und Plaudern. Dazu war er nicht geschaffen.“ Zit. n. Roloff: Napoleon I., 1900, S. 210.

Einzelteile einen sinnvollen Zweck für das Ganze erfüllen. Jedoch kann auch Vallentin diese Konstruktion nur bedingt aufrechterhalten. Etliche Alltagshandlungen zeigen Napoleon auch als ‚normalen‘ Menschen: „Er schlief viel“, hatte ein „starkes Bedürfnis nach vollkommener körperlicher Ausspannung“ (Na, 13), zeichnete sich durch ein „überlanges Verharren in Zuständen körperlicher Entspannung“ aus während ein „bestimmtes Maß von Wärme für seinen Körper ein unabweisliches Bedürfnis“ war. „Mit dem Essen hielt er es nicht anders als mit dem Schlaf. Er ass wo immer und zu jeder Zeit das, was sein Leib forderte [...]“ (Na, 14) Vallentin entwickelt eine Personalfiguration von Napoleon als ‚Täter‘ nicht mithilfe einer Beschreibung einzelner Feldzüge, sondern anhand der Darstellung seines ‚Wesens‘: „Sein Wesen war Tun und erschöpfte sich ganz darin. Handeln war die ihm gemässe, die einzig ihm gemässe Auswirkung seiner Persönlichkeit [...]“ (Na, 15)

Die personale Figuration von Napoleon als Tatheld wird um einen weiteren Aspekt ergänzt: Seine Verehrung historischer Heldengestalten, als deren Nachfolger er sich verstand, entspringe aus einer Art ‚heroischer Veranlagung‘.

Er nimmt das Heroische mehr als allgemeine Wesensart und Ausdrucksform ahnend vorweg, als dass es sich ihm schon in konkreten Taten und Äusserungen sinnhaft darstellte. Darum bleiben die grossen Täter des Altertums [...] immer noch typische Vertreter eines unbestimmt umrissenen grossen Menschentums, legendäre Verkörperung heroischer Urgehalte, werden nicht zu Trägern individuellen Schicksals, enthüllen sich ihm nicht als Urheber individueller Schöpfung. [...] Immerhin aber sind sie Helden im allgemeinen, enthusiastischen Begriff des Wortes, Verlebendigung eines inneren, begehrten Sinnes für Grösse in gegebenen geschichtlichen Formen. (Na, 89f.)

In seinen Lektüren habe Napoleon nach dem „gesamt menschlichen Eindruck grosser Täter“ (Na, 64) gesucht, die ihm als Vorbild dienen konnten. Erstaunliche Parallelen offenbaren sich in Vallentins Äusserungen zwischen dem Heldenkonzept Napoleons und dem des George-Kreises. So überträgt er die ‚Gestalt‘-Theorie des Kreises auf Napoleons Geschichtsverständnis: „In seiner Reife drängt sich für ihn die Weltgeschichte auf die wenigen grossen Einzelgestalten zusammen, die den Gehalt ganzer Zeitalter in sich verdichtet und vorausbestimmt haben.“ (Na, 76) Auch sei Napoleon „im Tiefsten seiner Natur ehrfürchtig“ (Na, 77) vor der Geschichte, was ihn als Verehrer und ‚grossen Menschen‘ zugleich kennzeichnet: „[...] jene Ehrfurcht, die der grossgeartete Mensch notwendig vor allem wahrhaft Gewachsenen hat“ (Na, 78) – eine Referenz auf die Adorationstheorien Georges und Gundolfs.<sup>443</sup> Vallentin konkretisiert die enge Beziehung zwischen Napoleon und historischen Heldenfiguren, indem er Napoleon ein ‚richtiges‘ Heldenverständnis attestiert: das „primäre Heroenerlebnis des grossen Individuums“ (Na, 81). In der Kongenialität Napoleons mit seinen Vorläufern als „Darstellung seines eigenen Wesens in der Vorform“ (Na, 81) erkennt Vallentin eine Genealogie des Heroischen. Diese veranschaulicht er mithilfe von Antonomasien: Als ‚neuer Cä-

<sup>443</sup> Vgl. Kap. II.2. und Kap. II.3.4.

sar, ‚neuer Augustus‘, ‚neuer Alexander‘ und ‚neuer Karl‘ wird Napoleon zum vorläufigen Endpunkt einer Reihe von überzeitlichen Tätergestalten erklärt. Um nicht die alleinige Verantwortung für diese Heldenangleichungen tragen zu müssen, beruft sich Vallentin auf Napoleons Selbststilisierung sowie auf Beschreibungen von Zeitgenossen.<sup>444</sup> In klimaktisch arrangierten Lebensstufen<sup>445</sup> schreibt Vallentin eine an den klassischen historischen Heldengestalten orientierte Entwicklungsgeschichte Napoleons, die explizit Figuren der Gegenwart außen vor lässt.<sup>446</sup> Die Vorbildfiguren versinnbildlichen jedoch Napoleons politische Ziele für die Gegenwart, haben also einen expliziten Gegenwartsbezug. Auch weisen sie Napoleon als einen überzeitlichen Helden aus. Indem er „alle heroischen Täter der Vorwelt – Hannibal, Alexander, Cäsar – als seine Brüder leidenschaftlich umfängt“, wachse er selbst „zu ihresgleichen, zum letzten Heros des abendländischen Weltalters“ herauf (Na, 212).<sup>447</sup> Seine Entwicklungsgeschichte gipfelt in der Verbannung auf St. Helena: Sie wird nicht als Untergang des Helden, sondern als Erfüllung seines prometheischen Schicksals gedeutet und überhöht ihn zu einer mythischen Figur. Napoleon wachse auf St. Helena „zu einer symbolischen Gestalt, einem neuen Prometheus auf.“ (Na, 87)

Napoleon wird gemäß seiner Deutung als „heroischer Schöpfermensch“ nicht nur zum Tathelden in der Nachfolge großer historischer Männer, sondern auch zum Dichter. Kurzerhand erklärt Vallentin eine militärische Proklamation zum künstlerischen Werk.<sup>448</sup>

<sup>444</sup> „Wie keine andere grosse Person der Geschichte, spricht er selbst, sprechen die fremden Minister und Gesandten, sein Gefolge und seine Ratgeber von den einzelnen Epochen seines Lebens als von selbständigen, Geschichte gewordenen Lebenskomplexen eigener Persönlichkeiten.“ (Na, 87).

<sup>445</sup> „Napoleon der Schüler und der junge Offizier, Napoleon der General, der Konsul, der Kaiser [...]“ (Na, 86).

<sup>446</sup> „Er war sich seines inneren Grössenmasses zu sehr bewusst, um überhaupt nur den Gedanken einer Vergleichung mit den ephemeren Erscheinungen der neueren politischen Geschichte zuzulassen.“ (Na, 106).

<sup>447</sup> Die Brüderlichkeit zwischen Napoleon und Goethe hatte bereits Bertram beschworen, vgl. Kap. III.2.3.

<sup>448</sup> Vallentin referiert hier auf das 91. Stück der *Correspondance générale* von Napoleon, vgl. *Correspondance de Napoléon I<sup>er</sup> publiée par ordre de l'Empereur Napoléon III.*, Tome Premier, éd. Henri Plon et J. Dumaine, Paris 1858, S. 107. Das französische Original lautet: „91. – Proclamation du Général en chef à l'ouverture de la campagne. Quartier général, Nice, 7 germinal an IV (27 mars 1796). Soldats, vous êtes nus, mal nourris ; le Gouvernement vous doit beaucoup, il ne peut rien vous donner. Votre patience, le courage que vous montrez au milieu de ces rochers, sont admirables ; mais ils ne vous procurent aucune gloire, aucun éclat ne rejaillit sur vous. Je veux vous conduire dans les plus fertiles plaines du monde. De riches provinces, de grandes villes seront en votre pouvoir, vous y trouverez honneur, gloire et richesses. Soldats d'Italie, manquez-vous de courage ou de constance ?“ Vallentin zitiert in folgender Übersetzung: „Soldaten, ihr seid nackt, schlecht genährt; die Regierung schuldet euch viel, kann euch nichts geben. Eure Geduld, der Mut, den ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewunderungswürdig, aber sie verschaffen euch keinen Ruhm, kein Glanz strahlt auf euch zurück. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, grosse Städte werden in eure Hand fallen. Dort

[...] ein vollkommenes Werk unmittelbarster künstlerischer Schöpfung, die mit dem grossen Wurf eines wirklichen Dichters und seinen eigensten bildnerischen Mitteln herausgeformte Gestaltung seines Siegerwillens, die als geistige Leistung, als lebendig fortwirkender Typus eines heerbezwingenden Führergeistes jeder der ihr nachfolgenden Siegestaten ebenbürtig ist. (Na, 24)

Über das Mittel des Vergleichs stilisiert Vallentin den Armeebefehl Napoleons zum dichterischen Werk („grossen Wurf“) und seinen Autor zum Künstler („wirklichen Dichter“). Ein Vergleich mit Roloff zeigt, wie nüchtern andernorts die Einschätzung von Napoleons sprachlicher Begabung ausfällt: „In der Form zeigen diese für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften Züge, die man später in seinen Bulletins an die Armee und Nation wiederfindet: ein dröhnendes Pathos, Vorliebe für große Zahlen und drastische Bilder.“<sup>449</sup> Vallentin hingegen geht weit über eine rein literarische Wertung hinaus. Ihre künstlerische Bedeutung erhalte die Proklamation nicht nur durch die „sichere Beherrschung der verschiedenen dichterischen Kunstmittel“ (Na, 24), sondern auch durch den ihr innewohnenden prophetischen Charakter: Napoleons „Bild des Gelobten Landes“ sei eine „Verheissung“ (Na, 25). Vallentins Enthusiasmus über Napoleons dichterische Leistung überträgt sich auf dessen gesamtes Schrifttum: „Seine Proklamationen, seine Erlasse, seine mündlichen Aussprüche [...] sind voll von derart mächtig-unmittelbaren Eingebungen seiner ungeheueren Einbildungskraft.“ (Na, 26) Für Vallentin sind die ‚künstlerischen‘ Erzeugnisse Napoleons daher weitaus aufschlussreicher als seine politischen Handlungen. „Er hat das Auge noch mehr des Künstlers als des Staatsmanns“ (Na, 39), so Vallentin, der Napoleon zu einem „Kunstverwandten“ (Na, 41) macht und ihn zu Goethe in Beziehung setzt, „dem napoleonischen Genius Verwandtem“ (Na, 48).

Das sechste Buch *Kunst* handelt auf über 130 Seiten von Napoleons Verhältnis zu den Künsten und räumt diesem Komplex damit innerhalb des insgesamt etwa 530 Seiten zählenden Buches einen zentralen Platz ein. Auch hier zeigt sich die Darstellung Roloffs wesentlich nüchterner und vor allem knapper. Lediglich ein kurzer Hinweis erläutert, wie „wenig Verständnis“ Napoleon für die Kunst hatte, sie aber dennoch als „Herrscherpflicht“ unterstützte.<sup>450</sup> Vallentins ausführliches Kapitel hingegen fragt nach dem Zusammenhang von Staat und Kunst in Napoleons Leben. In acht Unterkapiteln (*Dichtung. Anlagen und Betätigung, Dichterische Neigungen, Die Tragödie, Tragödie und Mythos, Dichtung und Politik, Bildende Kunst, Baukunst, Musik*) studiert Vallentin Napoleons Verhältnis zu den Kunstgattungen. Den weitaus größten Raum nimmt die Analyse von Napoleons Bezug

---

werdet ihr Ehre, Ruhm und Reichtümer finden. Soldaten der italienischen Armee, sollten euch Mut und Ausdauer fehlen?“ (Na, 24). Auch Roloff und Ludwig zitieren diesen berühmten Kampfaufruf Napoleons, vgl. Roloff: Napoleon I., 1900, S. 28 sowie Ludwig: Napoleon, 1925, S. 62.

<sup>449</sup> Roloff: Napoleon I., 1900, S. 14.

<sup>450</sup> Roloff: Napoleon I., 1900, S. 127.

zur Dichtung ein. Der Dichtung als „der geistigsten und zugleich sinnlichsten, der konzentriertesten und zugleich expansivsten“ Kunst (Na, 388) komme in Napoleons Leben eine herausragende Rolle zu, so Vallentin. Diesen Ausführungen liegt der Glaube an eine enge Verbindung von Kunst und Staat zugrunde: „Kunst ist geheimer, ist innerer Staat [...]“ (Na, 388). Mit einer Aufhebung der Grenze von staatlichem und künstlerischem Agieren lehnt sich Vallentin an Georges Idee eines ‚geistigen Reiches‘ an, das ein „neues Menschengeschlecht“ (Na, 388) propagierte: Mit implizitem Verweis auf das ‚Geheime Deutschland‘ erklärt Vallentin den „geistigen Staat als Keim eines neuen weltlichen“ (Na, 388).

Napoleons besonderes Verhältnis zur Dichtung erläutert Vallentin auch an seiner Vorliebe für das Vortragen von Gedichten. Seine Überlegungen zu diesem Thema entwickelt Vallentin mithilfe von Robert Boehringers Aufsatz *Über Hersagen von Gedichten* aus dem zweiten *Jahrbuch für die geistige Bewegung* von 1911.<sup>451</sup> Boehringer – als „ein neuerer Kenner dieser Dinge“ (Na, 402) – dient Vallentins Argumentation als autoritäre Beglaubigung, denn Napoleons Gedichtvortrag wurde durchaus kritisch gesehen. Vallentin versucht, die Kritik von Napoleons Zeitgenossen zu widerlegen. Napoleons „fehlhafte Behandlung“ der Gedichte deutet er als „hemmungslose Hingerissenheit durch den dichterischen Gegenstand“ (Na, 403). Dafür greift er auf Boehringer zurück, der dem „wahren hersager“ einen exklusiven Zugang zum „wesen des gedichtes“ bescheinigt: „Der wahre hersager opfert sich selbst und wird zum gefäß des dichterischen geistes“.<sup>452</sup> Vallentins Rückgriff auf Boehringers ‚Hersage‘-Theorie belegt, welche Funktion die Ideen aus dem Kreis für seine Darstellung haben: Boehringers Argumentation liefert eine Methode, mit der Vallentin die aus seiner Sicht ungerechtfertigte Kritik an Napoleon nicht nur umdeutet, sondern sie auch für die Heroisierung nutzbar macht. Napoleon werde durch den Vortrag nicht nur zum Mittler, sondern eigne sich das Gedicht und den „dichterischen geist“<sup>453</sup> mithilfe eines „dichterischen Gestalterwillens“ an.<sup>454</sup>

### *Die Wirkung des Helden: Gefolgsleute und Rezipienten*

Augenfällig ist die inhaltliche Nähe von Vallentins Verehrungsmodell zu der sozialen Figuration des George-Kreises. Obwohl Napoleon ein politischer Herr-

<sup>451</sup> Robert Boehringer: Über Hersagen von Gedichten, in: *Jahrbuch für die geistige Bewegung* 2 (1911), S. 77–88.

<sup>452</sup> Ebd., S. 86.

<sup>453</sup> Ebd.

<sup>454</sup> „Der in ihm durch die dichterische Eindrucks-macht seines Vortragsgegenstandes entbundene leidenschaftliche, schon in der Anlage dichterische Gestalterwille wird über die in der Dichtung selbst gegebenen Masse und Werte hinaus gesteigert, derart, dass er den ihr eingeborenen Rhythmus zu überspringen, ihn seinem eigenen Rhythmus einzuverwandeln strebt.“ (Na, 403).

scher war, habe er „keine Minister und keine Generäle, sondern Vertraute, Anhänger und Gefolgsleute“ gehabt, mit denen er in einer „Arbeitsgemeinschaft“ lebte (Na, 18). Die Klassifizierung der Menschen aus dem Umfeld Napoleons verdeutlicht Vallentins Orientierung an Gundolfs Aufsatz *Gefolgschaft und Jüngertum* (1908): Er unterscheidet zwischen privaten („Vertraute“), verehrenden („Anhänger“) und politischen („Gefolgsleute“) Gruppen.<sup>455</sup> Als „Arbeitsgemeinschaft“ deklariert, erhält der ‚Kreis‘ um Napoleon den Charakter eines Bundes von Gleichgesinnten,<sup>456</sup> der im Kontext der Publikationsreihe auf den George-Kreis Bezug nimmt.<sup>457</sup> Dieser Eindruck verstärkt sich durch die anekdotenhaft präsentierten Eigenschaften, mit denen Vallentin Napoleons Verhältnis zu seinen Leuten zu charakterisieren versucht:

Dass er sie am Ohre zog, ist immer wieder vorgekommen. [...] Auch Haar und Nase waren gelegentlich Gegenstand seiner Angriffe. Sie waren Ausdruck einer gleichgemuten Freundschaftlichkeit, während ein Händedruck oder Unterfassen für ihn eine tiefere, innerlichere Bedeutung hatte und in späterer Zeit nur Auserwählten und nur aus besonderer Veranlassung zuteil ward. (Na, 19)

Was lässt sich aus diesen unterschiedlichen haptischen Bekundungen schließen? Napoleons taktile Zuwendung scheidet das Umfeld in zwei Gruppen: Während die eine Gruppe seine Zuneigung durch Berührungen an Ohr, Haar oder Nase zu spüren bekommt, erhält die andere Gruppe Sympathiebekundungen durch Drücken der Hand oder Unterhaken. Die Differenzierung zweier Gruppen in einen ‚äußeren‘ Kreis von Freunden und einen ‚inneren‘ Kreis von Auserwählten durch Praktiken der Berührung parallelisiert Georges Strategien der Kreisbildung. So lässt sich etwa in Salins Erinnerungen die zunehmende Nähe Georges zu Kreis-Mitgliedern durch Körperberührungen nachvollziehen: Bei der ersten Begegnung habe George Salins und Wolfgang Heyers rechte Hand „mehrmals mit einem kosenden Schlag seiner linken Hand“ berührt. Die nächste Zusammenkunft offenbart dann bereits Georges gesteigerte Gunst: Er habe jeden mit „langem Händedruck“ begrüßt.<sup>458</sup> Die Ähnlichkeiten zwischen Napoleons und Georges sozialem Habitus werden durch ein zweites Merkmal verstärkt. Vallentin berichtet unter Berufung auf Quellen von einer visuellen Prüfung, der sich aussichtsreiche Kandidaten bei Napoleon unterziehen mussten: „Er selbst un-

<sup>455</sup> Vgl. Kap. II.3.4.

<sup>456</sup> Vallentin beschreibt dies als einen wesentlichen Charakterzug Napoleons: „Ein tiefer Durst nach der Betätigung unmittelbarsten menschlichen Zusammengehörens, freundschaftlicher Verbindung ist ihm eigen. Er hat ihn in der Jugend und auch später noch in persönlich freundschaftlichem Umgang mit seinem Gefolge zu befriedigen gesucht.“ (Na, 230).

<sup>457</sup> Zeugnisse für den Kreis als ‚Arbeitsgemeinschaft‘ stellt ein Ausstellungskatalog zusammen, vgl. Stefan George. 1868 · 1968. Der Dichter und sein Kreis. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N., im Auftrag der Deutschen Schillergesellschaft hg. v. Bernhard Zeller, Stuttgart 1968 (Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums, Katalog Nr. 19), hier S. 353f.

<sup>458</sup> Salin: Um Stefan George, 1954, S. 20f.



terwirft jeden Neuankömmling, der seinen Plänen irgendwie wichtig werden kann, schärfster Prüfung auf seine Erscheinung hin. Sein Blick hat dabei eine so durchdringende Gewalt, dass er, wen er zum erstenmal trifft, ganz ausser Fassung setzt.“ (Na, 46) Die Schilderung eines prüfenden Blicks, der den Empfänger dauerhaft emotional aufwühlt, ähnelt den Erzählungen der Kreis-Mitglieder über die erste Begegnung mit George. Vallentin selbst hatte anlässlich des ersten Zusammentreffens mit George von dessen „leicht und königlich“ schreitendem Blick gesprochen.<sup>459</sup> Salin etwa berichtet nicht nur von „des Dichters Blick freundlich-ernst und forschend“ bzw. von dem „prüfenden Blick“, mit dem George ihn und seine Freunde bei der ersten Begegnung gemustert habe.<sup>460</sup> Er betont auch die lebensverändernde Wirkung dieses Blicks: „[E]s war ein Strahl dieser Augen, der ihn gebannt hatte, schnell wie ein Blitz war ein Blick zu ihm herüber geflogen, hatte ihn ins Innerste durchdrungen [...]“.<sup>461</sup> Ebenso zeigt Vallentins Beschreibung der charakteristischen Physiognomie Napoleons Parallelen zu George auf. In „Form und Mienen des napoleonischen Gesichtes“, insbesondere in den Augen und der Stirn, werde seine „erdengöttliche, seine heroisch-klassische Vollkommenheit und Ursprünglichkeit“ sichtbar (Na, 183). Zeitzeugenberichte dienen Vallentin als Beglaubigung: In Napoleons Stirn sei „die volle Ausdrucksmacht einer ganzen Persönlichkeit“ und in seinem Auge „der unmittelbare Widerschein seiner inneren Welt“ visuell erfahrbar (Na, 183). Diese Charakteristiken beschwören auch die Beschreibungen der Physiognomie Georges, etwa Salins Schilderung der Stirn Georges<sup>462</sup> oder die Ausführungen Karl Bauers, der George mit einer Büste Alexanders des Großen vergleicht.<sup>463</sup>

Aber nicht nur Parallelen zu George drängen sich auf, auch Maximin ist Referenzfigur in Vallentins Bericht von der Wirkung Napoleons. George hatte in der *Vorrede* Maximins Charisma ebenso beschrieben, wie den Wunsch der Zeitgenossen, ihm auf der Straße zu begegnen.<sup>464</sup> Eine intertextuelle Bezugnahme ist in

<sup>459</sup> Vallentin: Gespräche mit Stefan George, 1961, S. 17.

<sup>460</sup> Salin: Um Stefan George, 1954, S. 16f.

<sup>461</sup> Ebd., S. 12.

<sup>462</sup> „Der Blick folgte dem Haar zur Stirn, die hart und gewaltig über dem Haupt thronte, – sie war, fast ohne Furchen, die geistige Stirn eines Denkers und war zugleich, an der Seite leicht gebuckelt und über dem Auge leicht gewulstet, die willensgeladene Stirn eines Täters [...]“ Zit. n. Salin: Um Stefan George, 1954, S. 22.

<sup>463</sup> „Die sehr breite nach oben stark zurückfliegende Stirn – mit den vielen Kanten und Flächen eine richtige Bildhauerstirn – die dichten dicken in ihrem Ansatz damals weit hereinreichenden Haare, dazu das triebssichere impulsive Kinn erinnerten mich an die Büste Alexanders des Großen [...]“ Zit. n. Karl Bauer in einem Brief an Friedrich Wolters vom 20.6.1914. Zit. nach Wolters: Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890, Berlin 1930, S. 64. Vgl. auch Francesco Rossi: Karl Bauers Stefan George. Autorenporträts im Kultur- und Medienkontext von der Jahrhundertwende bis zu den 1920er Jahren, in: George-Jahrbuch 10 (2014/2015), S. 143–168, hier S. 158.

<sup>464</sup> Maximin. Ein Gedenkbuch, hg. v. George, 1907. Vgl. hierzu Bolay: Maximin und Cäsar. Adorationsmodelle, in: Bewunderer, Verehrer, Zuschauer. Die Helden und ihr Publikum, hg. v. Asch/Butter, 2016, S. 137–157. Vgl. auch Kap. II.2.3.

Vallentins Ausführungen über Napoleon erkennbar: „[I]m Gleichgewichtszustande seines Wesens [wird] jener Zug lächelnder Bewegung wahrgenommen, der das Gesicht zu einem Liebeszwang für jeden machte, der es ansah, und dadurch über alle Eindrucks-macht anderer Menschen heraushob.“ (Na, 183) Die Gesichtszüge Napoleons und seine körperliche Erscheinung lösen beim Betrachter den Eindruck aus, er habe eine exzeptionelle Figur vor sich, die dem Vergleich mit einem „Naturereignis“ standhält. „Allein schon seine Erscheinung, mit ihren elementaren, das Wesentliche hervorhebenden Umrissen, seine klassische Prägung wirkte auf die Zeitgenossen [...] mit der Gewaltsamkeit eines fremdartigen Naturereignisses.“ (Na, 202) Die wirkungsvolle Evidenz Napoleons verleitet ebenso wie bei Maximin die Zeitgenossen dazu, schriftliche Zeugnisse der Begegnung abzulegen: George in Form des *Gedenkbuchs*, Napoleons Verehrer in einer Vielzahl von Schriften. „Tief betroffen wurden die Zeitgenossen dieser Wirkung eines einzelnen Menschen auf ein ganzes Geschlecht inne und hinterliessen den Eindruck davon in unzähligen Zeugnissen.“ (Na, 202)<sup>465</sup> Die Verschriftlichung der unmittelbaren Wirkung des Helden, ist auch eine auffällige Parallele zur Erinnerungsliteratur des Kreises. Die zweifachen Anspielungen (auf das Verhältnis Georges zu seinem Kreis sowie auf die Maximin-Verehrung Georges) beglaubigen Vallentins Ausführungen, denn sowohl sein wichtigster Leser, George, als auch die Kreis-Mitglieder konnten in der Lektüre eigene Erfahrungen gespiegelt sehen.

### *Präsenz Georges im Text*

Sowohl in der personalen Figuration Napoleons als Tat- und Geistesheld als auch in seiner Wirkung auf Zeitgenossen und Rezipienten lässt Vallentin zahlreiche Anspielungen auf George und den Kreis einfließen. Die Präsenz Georges und seines Kreises zeigt sich darüber hinaus in eindeutig markierten intertextuellen Bezugnahmen. Neben Anspielungen auf Personen des Kreises werden auch zahlreiche Schriften intertextuell markiert. Mit Boehringers Aufsatz *Über Hersagen von Gedichten* wurde bereits ein Beispiel vorgestellt. Auch Gundolf und Wolfskehl werden namentlich genannt und in die Argumentation einbezogen.<sup>466</sup> So bezieht

<sup>465</sup> Auch Emil Ludwig macht die Wirkung Napoleons zum Thema, allerdings reicht dort sein Name aus, um drastische Folgen zu zeigen: „Doch nichts von diesen Ehrungen erweist die schon damals unvergleichbare Wirkung seines Namens so stark, als daß einer der besten Deputierten, Baudin, auf die Nachricht von seiner Rückkehr einen Freudenruf ausstieß und tot zu Boden fiel: so stark war das Licht, das von ihm ausging, es konnte einen Menschen töten.“ Zit. n. Ludwig: Napoleon, 1925, S. 146f. Auffällig ist die Ähnlichkeit zu Versen von Hugo von Hofmannsthal aus dem Gedicht *Der Prophet*, die George gelten: „Von seinen Worten, den unscheinbar leisen, / Geht eine Herrschaft aus und ein Verführen, / Er macht die leere Luft beengend kreisen / Und er kann töten, ohne zu berühren.“ Zit. n. Hugo von Hofmannsthal: *Der Prophet*, in: Ders.: *Gedichte, Dramen I*, 1891–1898, Frankfurt a.M. 1979 (Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden), S. 125.

<sup>466</sup> Vallentin zitiert Wolfskehl, um auf die Sonderstellung der Musik innerhalb der Künste und damit auch auf ihre besondere Rolle für Napoleon zu verweisen (Na, 504f.). Er be-

sich Vallentin mehrfach auf Gundolfs Goethe-Biographie,<sup>467</sup> etwa in seinen Ausführungen zum Verhältnis des Helden zur Geschichte<sup>468</sup> oder zur Begegnung von Goethe und Napoleon.<sup>469</sup> Vallentin verdeutlicht durch zahlreiche Verweise auf die Idee der ‚Gesamtgestalt‘ und der ‚Kräftekugel‘, wie vorbildhaft die Goethe-Biographie Gundolfs für ihn ist. So wird etwa die Definition des ‚großen Menschen‘ im *Goethe* („eigenes Schicksal, eigene Schöpferkraft, eigene Gestalt“<sup>470</sup>) bei Vallentin bis in lexikalische Übereinstimmungen hinein aufgegriffen:

Dieser grosse Lebenszwang über allen seinen Kräften, sein eingeborener Schöpfungs-trieb, den er sein Schicksal heisst, [...] ist es, dem seine ursprünglich triebhafte Gefühls-gewalt weicht. Dem Heroisch-Ganzen seiner im Werk vergegenwärtigten Gestalt wird sie eingeschmolzen [...]. (Na, 246)

Napoleons Triebe werden in das „Heroisch-Ganze“ seiner Person eingegliedert und dadurch reguliert. Wie Goethe als ‚Kräftekugel‘ ist er in sich vollkommen. Vallentin intensiviert den Bezug zu Gundolf und zum Kreis, indem er die Gegenwart kritisch beurteilt und sich in die Gruppe der „wir Heutigen“ (Na, 281), also der Zeitgenossenschaft des Kreises und ihrem Kollektiv, einordnet. Gundolf wiederum greift Vallentins Kritik an einer Gegenwart, die den Staat als „Berufsausübung“ und nicht mehr als schöpferisches Produkt versteht,<sup>471</sup> in der Einleitung zum *Caesar* auf.<sup>472</sup>

Für Vallentin stellt George das vorläufige Ende einer Genealogie dar: In einem „neuen Mythos“ zeige sich der vollkommene Mensch der Gegenwart. In Deutschland, so Vallentin, sei „die Entfaltung des neuen Mythos aus dem Gebiete schöpferischer Tat, in dem er seinen Ursprung nahm, in das des schöpferischen Wortes gerückt“ und „mählich in die Gestalt eines geistigen Formers und Führers emporgediehen, der die deutsche Gegenwart beherrscht“ (Na, 447). Obwohl Georges Name an dieser Stelle nicht genannt wird, ist er unverkennbar gemeint. Ohne George als Bezugsperson, so Vallentin, hätte es keine Darstellung

---

zieht sich auf den Aufsatz von Wolfskehl: Über den Geist der Musik, in: Jahrbuch für die geistige Bewegung 3 (1912), S. 20–32.

<sup>467</sup> Da Vallentin ansonsten auf keine weitere Forschungsliteratur verweist, ist Gundolf eine absolute Ausnahme.

<sup>468</sup> „[D]ie Auswahl der Stoffe, die sie aufnehmen, ist von nichts als von diesem höchsten Gestaltungswillen bestimmt. Das ist bei Napoleon nicht anders als bei Goethe.“ (Na, 63).

<sup>469</sup> Gundolfs Aussagen zur Evidenz Goethes und zu seiner Wirkung auf Napoleon werden bei Vallentin wörtlich zitiert (die „persönliche Gewalt von Goethes Erscheinung“, Na, 45). Vgl. Gundolf: Goethe, 1916, S. 536.

<sup>470</sup> Ebd., S. 4.

<sup>471</sup> Vallentin schreibt: „[F]ür uns [ist] alles Staatliche und überhaupt alles Werk aus dem Bereich schöpferisch-persönlicher Sichtbarkeit in den Begriff ‚Berufsausübung‘ verlaufen [...], für uns [gibt es] kein lebendig-durchfühlt Wirken von Person auf Ding und Person, sondern nur die Erledigung ausgeteilter Funktionen [...]“. (Na, 281).

<sup>472</sup> Bei Gundolf lautete die Kritik, dass „zumal in Deutschland jedem auffallenden militärischen wirtschaftlichen beamtlichen oder schriftstellerischen Sondertalent die Lenkung des Volkes zu[ge]traut [wird] und bald soziale Pfarrer bald unsoziale Generäle bald Erwerbs- und Betriebsriesen bald rabiate Kleinbürger für Staatsmänner“ (Cae, 7) gehalten werden.

Napoleons gegeben, weil erst er ihm die Augen für den „heroischen Schöpfermenschen“ zwischen Tat- und Geistesheldentum geöffnet habe:

Von ihm, von seinem versinnbildlichenden Auge aus hat alles Sein und Haben vergangener Welt neue Form und Farbe angenommen: Plato, Shakespeare, Dante, Goethe, Hölderlin. Von ihm aus auch war erst die Erfassung und Schilderung des geistigen Schöpfers in dem grossen Täter möglich, wie sie hier versucht wird. (Na, 447)

Vallentins Idee des „heroischen Schöpfermenschen“ speist sich aus der Erfahrung George und läuft zugleich auf seine Person zu. Im Vergleich wird sogar Napoleon defizitär: „Nicht der heroische Mensch des neuen Zeitalters, sondern nur der seherische Dichter, in dessen Auge sein Dasein Gestalt, in dessen Mund es laut geworden, konnte den Mythos der neuen Zeit schaffen. Der aber konnte Napoleon nicht werden.“ (Na, 448)

Mehrfach verweisen intertextuelle Referenzen auf Gedichte Georges, die der Veranschaulichung von Vallentins Argumentation dienen. Der Name des Dichters wird nicht genannt, stattdessen verwendet Vallentin Antonomasien, die auf Georges Dichtertum ebenso verweisen wie auf seinen Status als Held und Seher: „der grosse [...] Dichter“ (Na, 112), der „heroische Dichter“ (Na, 256), das „seherische Wort des grossen Dichters“ (Na, 265). Das Verschweigen des Namens verschleiert nur auf der Oberfläche die Autorschaft der zitierten Gedichte. Der Leser, dem der Kontext der Monographie oder die Gedichte Georges bekannt waren, konnte unmittelbar George als Quelle und Bezugspunkt erkennen. Vallentin verfolgte mit dem Verschweigen des Namens möglicherweise die Strategie, einerseits den elitären Kreis der ‚Kenner‘ zu festigen, ohne andererseits eine Öffentlichkeit auszuschließen, für die der Verzicht auf den Namen Georges wie ein geheimer (aber schnell zu entschlüsselnder) Code erscheinen musste.

Ein Auszug aus dem Gedicht *Ursprünge* aus dem *Siebenten Ring*<sup>473</sup> soll bei Vallentin belegen, wie in Georges rheinländischer Heimat die Erinnerung an die römische Vergangenheit nachwirkt und sich an Napoleon neu entzündet. Vallentins Darstellung von Napoleons Fahrt durch das Rheinland wird eingebettet in einen Lobpreis auf diese ‚römische‘ Landschaft und seine Bewohner – auch dies eine Ehrerbietung an George:

Auf der ganzen Fahrt durch die Rheinlande, besonders aber in Trier, lässt noch einmal der Anblick Napoleons vor den mit tieferem geistigen Gesicht begabten Deutschen, die Gestalt Cäsars auferstehen, aber jenes Cäsar, der einst mit seinen Legionen diese Fluren durchzog und sie, das Gebiet schweifender Horden zum „Reich“ und seine unwirtliche Barbarei zur Pflanzstätte römischer Weltbildung umschuf. Diese Vergegenwärtigung des einstigen Cäsar durch den neuen wirkt noch heute in dem ganzen Landstriche fort. Sie hat mit ihren noch heute lebendig zur Eindrucks-macht sprechenden Schöpfungen, den von bezeichnenden Pappeln umsäumten Land- und Wasserstrassen, das nie ganz erloschene Bewusstsein dieser Landschaft von ihrer römischen Ursprungskultur neu ange-

---

<sup>473</sup> Stefan George: *Ursprünge*, in: *Der Siebente Ring*, Stuttgart 1986 (SW, 6/7), S. 116f., hier S. 116.

facht. Dieser Verlebendigung des alten römischen Kulturbewusstseins in Rheinfranken ist es, wie wir gewiss sind, zuzuschreiben, wenn in unseren Tagen der grosse, dieser Landschaft entstammende Dichter seine „Ursprünge“ noch einmal zu lebendiger Bildkraft hat heraufrufen können:

Rauhe jäger, zottige rüden  
Wichen weissem marmorbein,  
Hallen luden wie im süden ...  
Wir empfangen noch den schein.  
Aus den aufgewühlten gruben                   5  
Dampfte odem von legion  
Und von trosses frau und buben:  
Hier ihr gold ihr erz ihr thon!  
Auf dem bergweg seht die schaar –  
Eine stampfende kohorte!                   10  
Offen stehen brück und pforte  
Für des Cäsarsohnes aar.  
(Na, 111f.)

Die Schilderung von Napoleons Fahrt durch das Rheinland verbindet die antike Vergangenheit mit dem Auftreten Napoleons und der Gegenwart des Erzählers. Die Erinnerung an römische Ursprünge wird von Napoleon stimuliert und von George eindrücklich in Erinnerung gerufen. Sorgfältig bettet Vallentin die ‚heroische Landschaft‘ des Rheinlandes in die drei Zeitebenen von ferner Vergangenheit (Cäsar), naher Vergangenheit (Napoleon) und Gegenwart (George) ein. Die Reihung der drei mit diesen Zeitebenen verknüpften Figuren etabliert eine Genealogie des Heroischen, in der George den antiken, über Napoleon vermittelten Geist Cäsars in der Gegenwart wiederbelebt. Während Cäsar in eine ferne Vergangenheit entrückt („jenes Cäsar, der einst“, „des einstigen Cäsar“), wird Napoleon zur Wiedergeburt stilisiert, die in den Bewohnern des Rheinlandes die Erinnerung an ihre antike Vergangenheit wachruft. So sind es vor allem die Zeitgenossen Napoleons, denen Vallentin die entscheidende Rolle in der Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart zuspricht: Die „mit tieferem geistigen Gesicht begabten Deutschen“ erkennen in Napoleon cäsarische Eigenschaften. Bis in die Gegenwart hinein trägt jedoch die Landschaft auch selbst die Erinnerung fort: in anthropomorphisierten Bauwerken („zur Eindrucks macht sprechenden Schöpfungen“) ebenso wie in der Zurichtung der Landschaft („von bezeichnenden Pappeln umsäumten Land- und Wasserstrassen“). Die Wiederholung expliziter Gegenwartsverweise („wirkt noch heute“, „noch heute lebendig“, „das nie ganz erloschene Bewusstsein“, „in unseren Tagen“, „noch einmal“) zeigt das Bemühen des Erzählers, die Gegenwart in die Erzählung einer heroischen Genealogie zu integrieren. Der Auszug aus Georges Gedicht *Ursprünge* schließlich reiht sich wie ein Klimax ein und bestätigt die direkte Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart („Wir empfangen noch den schein.“ [V. 5]). Zugleich projiziert er die Begeisterung des Rheinlandes für die Nachfolger Cäsars in die Zukunft hinein: „Offen stehen brück und pforte / Für des Cäsarsohnes aar.“ (V. 11f.)

Eine weitere Textpassage attestiert Napoleon und George eine „gleiche Gesinnung“: die geistige Unabhängigkeit von materiellen Gütern (Na, 256). Während Vallentin beschreibt, Napoleon sei von „grossartiger Unbekümmertheit um alles weltliche Gut“ geprägt gewesen (Na, 255), dient ein Auszug aus Georges Widmungsgedicht *An Derleth* aus dem *Siebenten Ring*<sup>474</sup> als Beweis für Georges materielle Unabhängigkeit: „Wir los von jedem band von gut und haus: / Wir einzig können stets beim ersten saus / Wo grad wir stehn nachfolgen der fanfare.“ (Na, 256) Der „heroische Dichter“ George (Na, 256) wird so in Analogie zum „heroischen Täter“ Napoleon (Na, 255) gesetzt. Mithilfe der Gegenüberstellung beider unterscheidet Vallentin den Helden vom ‚normalen‘ Menschen: „[D]ie Verneinung aller individuellen Glückseligkeit, ist die in aller Geschichte sichtbarste Herausreibung des Gegensatzes zwischen schöpferisch-heroischem und genüsslich-bürgerlichem, human-sozialem Wesen [...]“ (Na, 256) Noch ein drittes Mal zitiert Vallentin George:

Wesen und Werk der Heroen sind eines, das Wesen des Heros entfaltet sich nicht anders als mit und in dem Werk, das Werk ist nichts anderes als seine Gestalt. Das seherische Wort des grossen Dichters klingt an: Ich bin der Eine und bin Beide / Ich bin der zeuger bin der schoss. (Na, 265)

Georges Gedicht aus dem *Stern des Bundes*<sup>475</sup> thematisiert die Symbiose einander entgegengesetzter Prinzipien. Das Zitat bezeugt Vallentins These vom holistischen Helden, der sich selbst aus eigenen Anlagen hervorbringt und im Werk bzw. in Taten sichtbar wird. Im Anschluss an Gundolfs *Goethe* projiziert Vallentin das Bild der ‚Kräftekugel‘ mithilfe der Lyrik Georges auf Napoleon. Napoleons Amt sei „nicht ein Geschenk des Glücks, sondern das Werk seines selbstvollendenden Schöpfertriebes“ (Na, 265), so erläutert Vallentin seine entelechische Theorie.

### *Umdeutungen und Korrekturen*

Um seinen Helden zu plausibilisieren, deutet Vallentin in seiner Darstellung etliche, aus seiner Sicht ‚unheroische‘ Eigenschaften Napoleons um. So verteidigt er Napoleon mehrfach gegen die Kritik von Zeitgenossen, indem er betont, Napoleon sei falsch verstanden worden.

Die Personen seiner Umgebung [...] nehmen nur das bürgerliche ihnen vertraute Gefühl brutaler Lebensangst wahr und werten den Selbsterhaltungstrieb des Heros mit ihrem bedingteren Augenmass als sittlichen Mangel, als Schwäche gegenüber den Widerständen der äusseren Welt. (Na, 234)

An anderer Stelle relativiert er Napoleons angebliche Gefühlskälte: Es sei angesichts der „leidenschaftlichen Unmittelbarkeit seines Fühlens“ vermessen, von

<sup>474</sup> Stefan George: *An Derleth*, in: *Der siebente Ring*, Stuttgart 1986 (SW, 6/7), S. 172.

<sup>475</sup> Stefan George: *Ich bin der Eine und bin Beide*, in: *Der Stern des Bundes*, Stuttgart 1993 (SW, 8), S. 27.

„einem Gefühlsmangel, einer Gefühlsleere“ zu sprechen (Na, 242). Die Kritik der Zeitgenossen bestätige genau das Gegenteil: Napoleons „elementare Empfindungsgewalt“ (Na, 243). Auch Napoleons indifferentes Verhältnis zur Bildenden Kunst und Architektur deutet Vallentin positiv um, indem er die Schuld den Kunstgattungen selbst zuspricht: „Die bildenden Künste lagen schon um ihrer weniger unmittelbaren, mehr peripherischen, betonter kunsthaften Ausdrucksmittel willen seiner Art zu fern, als dass er sich ihnen derart zugehörig, derart vertraut hätte fühlen können wie der Dichtung.“ (Na, 470) Vallentin muss das Bild eines ‚falsch verstandenen‘ Helden noch weitere Male korrigieren: Mit der formelhaften Wendung „in Wahrheit aber“ (Na, 410) legt Vallentin angebliche Missverständnisse offen. So etwa deutet Vallentin den „oberflächlichsten Lesehunger“ (Na, 406) Napoleons, der sich mit Vorliebe „den schlimmsten Abformen, den bizarrsten wie seichtesten Erzeugnissen des zeitgenössischen Romans“ (Na, 406) zuwandte, als „tieferen Trieb [...], der in der Fülle blossen Geistfutters das eigentlich Dichterische sucht“ (Na, 406). Oder er entschuldigt oberflächliche Aussagen Napoleons, indem er sie als „Wortschatz seiner Zeit“ bezeichnet, die „in Wahrheit aber“ Napoleons „persönlich tiefere Geistschau von den Dingen“ bezeugten (Na, 410). Auch sieht er sich genötigt, Napoleons Shakespeare-Abneigung zu erklären, denn Shakespeare gehörte zweifellos zu den im George-Kreis verehrten Figuren.<sup>476</sup> Als Tatheld habe Napoleon in der Dichtung, bevorzugt in der Tragödie, den heroischen Gehalt gesucht und eine Vermischung von Gattungen zugunsten eines ‚reinen Stils‘ abgelehnt. In Shakespeares Dramen sah Napoleon den heroischen Charakter der Tragödie entwertet, da sie die Komödie mit der Tragödie vermischten. Vallentin versucht zu vermitteln: Napoleon habe Shakespeare in einer schlechten Übersetzung gelesen und daher dessen Genie verkannt (Na, 429).<sup>477</sup> Entgegengesetzt verhält es sich mit Napoleons Begeisterung für den französischen Tragiker Pierre Corneille: „Corneille ist für Napoleon nicht nur ein grosser Dichter, sondern indem er dieses ist, Schöpfer neuer staatlicher Substanz, ein Geist von antiker Grösse und selbst eine heroische Figur, ‚un grand homme‘.“ (Na, 436) Vallentin schätzt Corneille offenkundig nicht und erklärt Napoleons Begeisterung mit dem Hinweis, es handle sich nun mal um literarische Formen der Zeit, denen auch Napoleon nicht entkommen könne. Kaum positiv umzudeuten ist für Val-

<sup>476</sup> Vgl. Egyptien: Die Apotheose der heroischen Schöpferkraft, in: Wissenschaftler im George-Kreis, hg. v. Böschstein u.a., 2005, S. 159–185.

<sup>477</sup> „Aber bei diesen und anderen heftigen Ausfällen Napoleons gegen Shakespeare muss man sich gegenwärtig halten, dass Napoleon den Dichter nicht aus einer einwandfreien Quelle kennen gelernt hat. Er hat ihn selbstverständlich nicht in der Ursprache gelesen, sondern in jener ersten vollständigen französischen Übertragung von der Hand Letourneurs (erschieden in den Jahren 1776 bis 1782), die nach dem Urteil aller Sachkundigen nicht nur im einzelnen vielfach den Sinn verfehlte, sondern geradezu die geistige Erscheinung Shakespeares von Grund aus verfälschte.“ (Na, 429) Die Shakespeare-Übersetzung des Franzosen Pierre Le Tourneur in den 1770er und 1780er Jahren wird tatsächlich in der Forschung kritisch beurteilt, vgl. etwa Eva Haldimann-Roman: Stilkritische Untersuchungen an Le Tourneurs Übersetzung der Shakespeareschen Lustspiele, Diss. phil., Zürich 1956.



lentin jedoch die Indienstnahme der Dichtung für politische Ziele. Nach Vallentin zeigt sich darin das Scheitern des „heroischen Schöpfermenschen“ an der Gegenwartspolitik: Napoleon zwingt die Literatur, „Augenblicksbedürfnissen“ zu dienen (Na, 450) und dadurch die „lebendige Geist- durch unumschränkte Staatsmacht“ zu vergewaltigen (Na, 451). Napoleon werde auf diese Weise mehr und mehr zum „Leiter eines Gegenwartsstaates“ als zum „heroischen Täter und Schöpfer“ (Na, 465). Zwar versucht Vallentin, einander widersprechende Facetten von Napoleon in ein stimmiges Bild zu integrieren („In alledem war er immer er selbst“, Na, 522). Aber dies offenbart sich als Konstrukt: Vallentin geht von einer in sich vollkommenen Persönlichkeit aus, die alle ihre Handlungen aus dem eigenen Dasein motiviert. Die historische Figur Napoleon liefert ihm aber kein gänzlich geeignetes Beispiel für diese Theorie.

#### 4. *Rezeption als Indikator des Heroischen – Friedrich Gundolf:*

##### Caesar. Geschichte seines Ruhms (1924)

Von allen historischen Personen, mit denen sich Gundolf beschäftigte, hat ihn wohl Gaius Julius Cäsar am nachhaltigsten beeindruckt.<sup>478</sup> Ein umfangreiches Textkorpus aus wissenschaftlichen und dichterischen Schriften zeugt ebenso von Gundolfs intensiver Cäsar-Verehrung wie zahlreiche Zeichnungen.<sup>479</sup> Im Zentrum dieses Analysekapitels steht die Monographie *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, die 1924 bei Bondi in Berlin unter dem Signet der *Werke der Wissenschaft* erschien. Sie ist insofern ein Solitär in der Biographik des Kreises, als nicht Leben und Werk Cäsars im Mittelpunkt stehen, sondern seine Rezeption in der Geistes- und Kulturgeschichte von der Antike bis zu Gundolfs Gegenwart. Die Fragen nach der Strukturierung des historischen Materials wie nach der spezifischen Figuration der Gestalt Cäsars stellen sich daher unter anderen Vorzeichen: Als Indikatoren des Heroischen werden nicht einzelne Lebensaspekte, Taten oder Werke angeführt, sondern die Rezeptionsgeschichte des Helden, die den Status einer eigenen ‚Biographie‘ erhält.

---

<sup>478</sup> Im Folgenden wird die eingedeutschte Schreibweise ‚Cäsar‘ verwendet. Da in Zitaten meist die lateinische Schreibweise ‚Caesar‘ genutzt wird, kommen beide Varianten vor.

<sup>479</sup> Vgl. Kap. I.1.1.

#### 4.1. Kontext und Stand der Forschung

##### *Gundolfs „Caesar-Spleen“*<sup>480</sup>

Gundolf verehrte Cäsar sein Leben lang.<sup>481</sup> Schon als Gymnasiast widmete er ihm ein fünftaktiges Drama, das George bei der Lektüre „weniger erbaut als belustigt“ hat.<sup>482</sup> Gundolf habe bereits bei der ersten Begegnung mit George 1899 in München die ihn lebenslang beschäftigende Frage gestellt, ob Alexander oder Cäsar größer sei, berichtet Boehringer.<sup>483</sup> In späteren Jahren legte Gundolf eine umfangreiche Cäsar-Sammlung an, die nicht nur Primärliteratur, wissenschaftliche Schriften und handschriftliche Exzerpte umfasste, sondern auch Kuriositäten des Alltags enthielt, vorrangig aus den 1920er Jahren.<sup>484</sup> So sammelte Gundolf Zeitungsartikel und -ausschnitte, Zettel, Werbeprospekte und Bilder mit dem Namen oder Konterfei Cäsars. Darunter befanden sich sowohl Artikel zu Mussolinis Inszenierungen als Nachfolger Cäsars<sup>485</sup> als auch Karikaturen, Kinderrätsel,

<sup>480</sup> Brief von Gundolf an Wilhelm Stein, Heidelberg, 18.5.1924, in: Gundolf Briefe. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965, S. 197. Der Ausdruck kommt auch in Briefen von Gundolf an Elisabeth Salomon vor: K.D. Feldpoststation Nr. 290, 25.12.1916; Darmstadt, 22.12.1918; Darmstadt, 8.1.1919; Darmstadt, 20.1.1919; Heidelberg, 5.5.1921, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 67, S. 152–154, hier S. 154, S. 173f., hier S. 174, S. 191–193, hier S. 193, S. 320–322, hier S. 321.

<sup>481</sup> Gundolf schrieb an Ernst Robert Curtius, er sei „nie so vom nordischen affiziert“, stattdessen habe er sich „von Kind auf die Cäsarenwelt als Schauplatz [seiner] Wertungen und Träume [...] vertraut gemacht“. Brief von Gundolf an Ernst Robert Curtius, o.D., Gundolf-Nachlass, GSA, G2, Mappe 2, Maschinenabschrift des Originals.

<sup>482</sup> Brief von George an Gundolf, 2. oder 3.7.1900, in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 57.

<sup>483</sup> Vgl. den Kommentar in Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 27. Gundolf hat in einem Brief an Cläre Brückmann auf diese Frage selbst geantwortet: Es sei nicht richtig, zu behaupten, Cäsar stehe unter Alexander. Er habe „die Ideen, die Alexanders Dasein ausstrahlte, neu verkörpert und selbst wiederum die neuen Ideen ausgestrahlt, von denen Karl der Grosse, die Ottonen, die Staufer, Napoleon sich nährten.“ Zit. n. Brief von Gundolf an Cläre Brückmann, Heidelberg, Mai 1922, in: Gundolf Briefe. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965, S. 187f. Auch Edgar Salin äußert sich zu Gundolfs Cäsar-Frage: Gundolf sei „immer erfreut, wenn ein gleichgültiger und beglückt wenn ein bedeutender Autor dem Caesar den Vorzug gab.“ Zit. n. Salin: Um Stefan George, 1954, S. 71. In einem Brief an Elisabeth Salomon schreibt Gundolf: „Bei einem Pferderennen wurde jüngst ‚Caesar‘ von Alexander d. Großen geschlagen ... ein schwerer Tag!“ Zit. n. Brief von Gundolf an Salomon, Heidelberg, 6.5.1925, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 544–546, hier S. 546. Aber Gundolf gibt sich auch nachdenklich: „[I]ch frage mich jetzt doch oft, ob ich nicht aufs falsche Pferd gesetzt, wenn man Alexanders Wesen und Frucht durchdenkt fasst einen doch ein ungeheuerer Gottesschauer an, und jede Herabsetzung dieses Wunders empört mich sogar wie das Mäkeln am Caesar, weil es eine Stumpfheit bezeugt.“ Zit. n. Brief von Gundolf an Salomon, Heidelberg, 21.11.1925, in: ebd., S. 576f., hier S. 576.

<sup>484</sup> Vgl. die Sammlungen von Cäsar-Exzerpten im Gundolf-Nachlass, GSA, M36.

<sup>485</sup> Gundolf missbilligte diese Inszenierungen eines ‚modernen Caesarismus‘. Vgl. dazu Thimann: Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, S. 110.

die Todesanzeige eines Oberregierungsrates Dr. Julius Caesar, Prospekte eines Kreuzfahrtschiffes namens Giulio Cesare,<sup>486</sup> das Foto eines preisgekrönten Angora-Katers namens Julius Caesar ebenso wie Postkarten des Hotels Jules César in Arles-sur-Rhône, in dem Gundolf einen Urlaub mit seiner Frau verbrachte.<sup>487</sup> Nach Thimann handelt es sich bei dieser Sammlung von Alltagsfunden um ein „Korrektiv zur Heroisierung der ‚Gestalt‘ Caesars“, denn die Trivialisierung stünde in diesen Zeugnissen der Heroisierung entgegen.<sup>488</sup> Allerdings fanden die trivialen Dokumente keinen Eingang in die publizistische Würdigung Cäsars und bedienten wohl mehr das Privatinteresse Gundolfs. In der Öffentlichkeit habe sich Gundolf Cäsar nur mit der „Bekennergeste des Heldenverehrer“ zeigen können, so Thimann. Daher sei auch keine Ironie in dem von ihm produzierten „Monumentalbild des Helden“ möglich gewesen, die doch im Privaten durchaus vorkam, wie diese Zeugnisse eindrücklich belegen.<sup>489</sup>

Gundolfs Cäsar-Verehrung prägte auch seine Freundschaften. So wies ihn beispielsweise Ernst Robert Curtius mehrfach auf „Cäsar-Stellen“ aus der Literatur hin, die Gundolf allerdings immer schon kannte.<sup>490</sup> Ebenso eifrig sammelte Elisabeth Salomon Cäsar-Textstellen für Gundolf<sup>491</sup> und auch andere Freunde schickten Funde<sup>492</sup> – so etwa Hannah Wolfskehl eine Abbildung des Vatikanischen Obelisken, der angeblich Cäsars Asche enthält.<sup>493</sup> Edgar Salin, Wolfgang

<sup>486</sup> Diese bekam er von Elisabeth Salomon zugeschickt, vgl. Brief von Salomon an Gundolf, Wien, 2.8.1920, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 237f., hier S. 238.

<sup>487</sup> Vgl. die Sammlungen von Cäsar-Material im Gundolf-Nachlass „Caesar in Zeitungen, Scherzhaftes und Ernstes gemischt“, GSA, M36a. Auch auf anderen Reisen folgte Gundolf seinen Interessen. So berichtet er im Herbst 1924 an Magda Bezner: „Dann war ich im Harz selbst auf dem Felsen, deren einer nach Caesar heisst [...]“. Vgl. Brief von Gundolf an Magda Bezner, Oktober/November 1924, in: Gundolf-Nachlass, GSA, G2, Mappe 1 (14), Maschinenabschrift des Originals.

<sup>488</sup> Thimann: *Caesars Schatten*. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, S. 126.

<sup>489</sup> Ebd., S. 131.

<sup>490</sup> Vgl. die Briefe von Curtius an Gundolf (vom 30.10.1916 und 12.1.1917) und dessen Antworten (November 1916 und 16.1.1917), in: Friedrich Gundolf: Briefwechsel mit Herbert Steiner und Ernst Robert Curtius, hg. v. Helbing/Bock, 1963, S. 263, 265, 272 u. 275.

<sup>491</sup> Vgl. die zahlreichen Bemerkungen Salomons im Briefwechsel der beiden: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, etwa S. 68, 277, 282, 303, 347, 355, 390, 415, 419, 458, 461, 481, 482, 509, 513, 527, 530, 584, 606, 617. Mit der Zusendung eines Cäsar-Drucks von Hubert Goltzius aus dem Jahr 1563 machte Salomon ihm eine besondere Freude: „Dabei dürfen Sie sich rühmen, was meine geneigtesten Gönner und Gönnerinnen kaum mehr fertig bringen und was ich seit Jahren für unmöglich erklärt: mir noch ein wesentlich neues Caesarianum zuzuführen, geleistet zu haben.“ Zit. n. Brief von Gundolf an Salomon, Darmstadt, 17.9.1915, in: ebd., S. 34f., hier S. 34.

<sup>492</sup> Vgl. auch die Sammlung von Cäsar-Exzerpten im Gundolf-Nachlass, GSA, M36, die einige Zuschriften von Freunden und Bekannten mit Hinweisen auf Cäsar enthält.

<sup>493</sup> „Besten Dank, liebe frau Hannah, für die schöne „Aguglia“ – denn das ist das Lesezeichen: der mit diesem Namen im Mittelalter belegte vatikanische Obelisk, der nach dem Volksglauben oben in goldner Kugel Caesars Asche barg mit der Inschrift: Caesar, tantus eras quantus et orbis sed nunc modico clauderis antro (Du warst so gross wie die Welt, doch

Heyer und Norbert von Hellingrath schenkten ihm 1914 einen Gipsabguss der Cäsar-Büste aus dem British Museum in London, die seither Gundolfs Schreibtisch schmückte (Abb. 16).<sup>494</sup> Anliegen dieses Geschenks war, dass Gundolf mithilfe der Büste fortan die „echten Züge des geliebten Heros der abendländischen Geschichte durch[...]fühlen“ könne.<sup>495</sup> Gundolf siegelte zudem Briefe mit dem Konterfei Cäsars.<sup>496</sup> Mitunter ging die Begeisterung für Cäsar so weit, dass Gundolf, wenn auch scherzhaft so doch nicht zufällig, Parallelen zwischen sich und dem verehrten Staatsmann zog. Nach einer schweren Lungenentzündung schrieb er an George: „Heut hab ich durch Zufall bemerkt, dass ich auf dem rechten Ohr nimmer höre, wie Shakespeares Caesar.“<sup>497</sup> An Karl Wolfskehl vermeldete Gundolf im November 1926, er leide an „vehementer Caesaritis“.<sup>498</sup>

---

jetzt umschliesst dich eine kleine Gruft).“ Zit. n. Brief von Gundolf an Hanna Wolfskehl, Darmstadt, 1.6.1915, in: Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, Bd. 2, 1977, S. 125. Ein weiteres Mal gelang es Hanna Wolfskehl nicht, die Abbildung einer Cäsar-Büste für Gundolf zu besorgen: „Dem Gundolf hätt ich gerne ein Bild jener Cäsar Büste mitgebracht, die mir einen so ungeheuren Eindruck gemacht hat weil sie mehr, als alle sonst bekannten, von jener Grösse uns deutlich anspricht! Leider ist die Büste in den Händen eines so edlen Patriziers, dass dessen eigene verständnisvolle Liebe bis jezt noch niemals ein Ab-bild erlaubt hat! da dieser Eigensinn zu geschmackvoll ist, muss man sich an der würdigen Caprice genügen lassen; es passt zudem nicht schlecht zu dem Cäsarischen!“ Zit. n. Brief von Hanna Wolfskehl an Stefan George, St. Oswald bei Grafenau, 8.7.1908, in: „Von Menschen und Mächten“. Stefan George – Karl und Hanna Wolfskehl. Der Briefwechsel 1892–1933, hg. v. Birgit Wägenbaur/Ute Oelmann im Auftrag der Stefan George Stiftung, München 2015, S. 628f., hier S. 628.

<sup>494</sup> Vgl. hierzu auch Aurnhammer/Bolay: Stefan George in Heldenportraits, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 59 (2015), S. 240–267. Eine weitere Cäsar-Büste wird im Gundolf-Nachlass in London verwahrt, harrt aber einer konservatorischen Reparatur.

<sup>495</sup> So erinnert sich Salin: Um Stefan George, 1954, S. 21.

<sup>496</sup> „Der Caesarkopf mit dem ich siegle ist auf einer Achatgemme die ich in der Via Bormella (zwischen Forum und Mars Ultor tempelresten) um ein wenig erstanden. Hält Karl den Schnitt für antik? Mir macht sie, wenn auch modern, viel freude. Keinesfalls ist es Renaissance. Also mit dem glückhaften Julius als Besiegung schick ich Ihnen allen meine treuen und herzlichen Freundeswünsche [...]“. Brief von Gundolf an Hanna Wolfskehl, Darmstadt, April 1913, in: Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, Bd. 2, 1977, S. 96f., hier S. 97. Offensichtlich hatte Gundolf noch ein weiteres Cäsar-Siegel, wie ein Brief an Karl Wolfskehl belegt: „Den Cäsarkopf mit dem ich siegle fand eine meiner Gönnerinnen jüngst bei einem Juwelier in Heidelberg [...]“. Zit. n. Brief von Gundolf an Karl Wolfskehl, Darmstadt 12.10.1915, in: ebd., S. 129f. hier S. 129. Auch im Briefwechsel mit Elisabeth Salomon ist von dem Siegel die Rede, vgl. Brief von Gundolf an Salomon, Darmstadt, 13.7.1915, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 31.

<sup>497</sup> Brief von Gundolf an George, Berlin, 13.11.1918, in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 314. Die Passage bei Shakespeare lautet in deutscher Übersetzung: „Komm mir zur Rechten, denn dies Ohr ist taub, / Und sag mir wahrhaft was du von ihm [d.i. Cassius – A.B.] denkst.“ Cäsar spricht diese Worte zu Antonius in der Zweiten Szene des Ersten Aufzugs. Zit. n. William Shakespeare: Julius Cäsar. Schlegels Übersetzung durchgesehen, in: Shakespeare in deutscher Sprache, hg. u. zum Teil neu übersetzt v. Friedrich Gundolf, Berlin 1925, S. 105–172, hier S. 114. Gundolf hat gemeinsam mit George, der für die Übersetzung der Sonette verantwortlich zeichnete, zwischen 1908 und 1918 im Bondi-Verlag die zehnbändige Reihe Shakespeare-

Das wichtigste Zeugnis für Gundolfs Cäsar-Verehrung neben seinen zahlreichen Publikationen ist die von Thimann ausführlich beschriebene und rekonstruierte Cäsar-Bibliothek<sup>499</sup> – „mein Caesarstall“, so Gundolf.<sup>500</sup> Die Sammlung umfasste frühe Drucke, Übersetzungen und Kommentare ebenso wie philologische und historiographische Literatur bis in seine Gegenwart: ein Fundus, aus dem Gundolf sein Wissen schöpfte, ohne ihn in seinen Publikationen zu nennen.<sup>501</sup> Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde die Sammlung nach London verschifft und dort von seiner Frau Elisabeth Gundolf dem Warburg Institute angeboten, das sie aber nicht kaufte. Die Bibliothek gelangte nach Elisabeth Gundolfs Tod in den Handel. Walter Kempner erwarb sie 1983 und vermachte sie kurz vor seinem Tod 1996 der Duke University in Durham, North Carolina.<sup>502</sup>

Bereits in seiner Dissertation *Caesar in der deutschen Litteratur* von 1903 hatte sich Gundolf der Rezeptionsgeschichte Cäsars publizistisch zugewandt.<sup>503</sup> Von ihm selbst als „kulturgeschichte“<sup>504</sup> charakterisiert, umfasste seine Dissertation das ‚Nachleben‘ Cäsars in der deutschen Literatur vom 11. bis ins 16. Jahrhundert, fand allerdings nur eingeschränkte Zustimmung seiner positivistisch ausgerichteten akademischen Lehrer Erich Schmidt und Gustav Roethe.<sup>505</sup> 1904 er-

---

Übersetzungen herausgegeben, darunter auch *Julius Cäsar*. Vgl. Shakespeare in deutscher Sprache, 10 Bde., hg. u. zum Teil neu übersetzt v. Friedrich Gundolf. Mit Buchschmuck v. Melchior Lechter, Berlin 1908–1918. Im Londoner Nachlass wird Gundolfs *Julius Cäsar*-Ausgabe in der Übersetzung von August Wilhelm von Schlegel verwahrt, die zahlreiche Anmerkungen und Verbesserungen Gundolfs trägt und wohl die Grundlage für die Überarbeitung bildete. Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, M102.

<sup>498</sup> Brief von Gundolf an Karl Wolfskehl, Heidelberg, Ende November 1926, in: Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, Bd. 2, 1977, S. 154–157, hier S. 156.

<sup>499</sup> Thimann: *Caesars Schatten*. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, bes. S. 115–126.

<sup>500</sup> An Karl Wolfskehl schrieb Gundolf über ein Buch, das er ihm zum Geburtstag schenken wollte, in dem er dann aber ein Gedicht über Cäsar fand: „Verzeih dass ichs behalte aber mein Caesarstall wiehert danach.“ Brief von Gundolf an Wolfskehl, Heidelberg, 15.9.1930, in: Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, Bd. 2, 1977, S. 221f., hier S. 221.

<sup>501</sup> Vgl. den Katalog bei Thimann: *Caesars Schatten*. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, S. 200–218.

<sup>502</sup> Walter Kempner, Stefan Georges Arzt und ein Freund Friedrich Gundolfs, war an der Duke University Medizin-Professor und hatte bereits zu Lebzeiten Gundolfs großes Interesse an dessen bibliophiler Tätigkeit gezeigt. Vgl. die ausführliche Provenienzzgeschichte der Cäsar-Sammlung Gundolfs bei Thimann: *Caesars Schatten*. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, S. 104–106.

<sup>503</sup> Friedrich Gundelfinger: *Caesar in der deutschen Litteratur*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde von der philosophischen Facultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin [...], Berlin 1903.

<sup>504</sup> Brief von Gundolf an Karl Wolfskehl, Ende Mai 1902, StGA Stuttgart. Zit. n. Thimann: *Caesars Schatten*. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, S. 108.

<sup>505</sup> Gundolf wurde mit ‚rite‘ promoviert und musste einige Kritik an seiner schriftlichen Arbeit einstecken. Vgl. die Ausführungen dazu sowie die angehängten Promotionsgutachten von Schmidt und Roethe bei Michael Thimann: *Juventutem meam finitum subito sentio*

schien die Dissertation dennoch um einige Kapitel erweitert<sup>506</sup> unter dem gleichen Titel in der von Schmidt und Roethe herausgegebenen Reihe *Palaestra* und rief eine Reihe überwiegend wohlwollender Rezensionen hervor.<sup>507</sup> Beide Bände, die Dissertation und ihre Erweiterungsschrift, gelten inhaltlich und strukturell als frühe Vorstudien zu Gundolfs Monographie *Caesar. Geschichte seines Ruhms* (1924), die das Hauptwerk seiner Cäsar-Beschäftigung darstellt. Im Nachklang dieser umfangreichen Publikation veröffentlichte Gundolf drei Schriften, die ihrerseits die zentrale Monographie ergänzten und weiterführten: eine weitere Monographie *Caesar im neunzehnten Jahrhundert* (1926),<sup>508</sup> einen Aufsatz *Zur Geschichte von Cäsars Ruhm* (1930)<sup>509</sup> und eine zweiseitige Skizze *Paracelsus und Dante. Ein Nachtrag zur Geschichte von Caesars Ruhm* (1930).<sup>510</sup> Die Monographie *Caesar im neunzehnten Jahrhundert* wurde allgemein als eine lobenswerte Erweiterung der Ruhmesgeschichte angesehen und als solche freudig, aber durchaus auch mit kritischen Untertönen begrüßt.<sup>511</sup>

Nicht nur wissenschaftlichen, auch literarischen Niederschlag fand Gundolfs Cäsar-Begeisterung bis hinein in die *Blätter für die Kunst*: 1904 erschien dort ein einaktiges Dramolett unter dem Titel *Caesar und Cleopatra. Ein Zwiegespräch*,<sup>512</sup>

---

ac doleo'. Dokumente zu Friedrich Gundolfs Promotion, in: *George-Jahrbuch* 3 (2000/2001), S. 119–130.

<sup>506</sup> Sie umfasste zusätzliche Analysen, u.a. von Shakespeares Cäsar-Drama, von Cäsars Rezeption bei Gottsched, Voltaire, Friedrich dem Großen, Herder, Goethe, Schiller, Schlegel, Napoleon, Heine und Theodor Mommsen. Vgl. Friedrich Gundelfinger: *Caesar in der deutschen Literatur*, Berlin/Leipzig 1904 (*Palaestra*. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, 33).

<sup>507</sup> Eine „gute Arbeit“ lobte Rezensent Ernst Schwabe in der *Neuen Philologischen Rundschau*, wünschte sich allerdings, „der Stil [wäre] weniger geschraubt und dunkel“. Vgl. Schwabe: Rez. Friedrich Gundelfinger. *Cäsar in der deutschen Literatur*, in: *Neue Philologische Rundschau* 4 (1905), S. 77–80, hier S. 79 u. 80. Rezensent Alexander von Weilen zeigte sich in der *Deutschen Literatur Zeitung* etwas enthusiastischer: „eine ganz vortreffliche Arbeit“. Zit. n. von Weilen: Rez. Friedrich Gundelfinger. *Cäsar in der deutschen Literatur*, in: *Deutsche Literatur Zeitung* (1.10.1904), o.S. Etwas gemäßigter wiederum war das *Literarische Zentralblatt*: „eine sehr fleißige Erstlingsarbeit“, schrieb ein Rezensent mit dem Kürzel F-l.: Rez. Friedrich Gundelfinger. *Cäsar in der deutschen Literatur*, in: *Literarisches Zentralblatt* (6.8.1904), o.S. Vgl. diese und weitere Besprechungen im Gundolf-Nachlass, GSA, Z1 sowie in Kap. IV.3.

<sup>508</sup> Friedrich Gundolf: *Caesar im neunzehnten Jahrhundert*, Berlin 1926.

<sup>509</sup> Friedrich Gundolf: *Zur Geschichte von Caesars Ruhm*, in: *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung* 6 (1930), S. 369–382.

<sup>510</sup> Friedrich Gundolf: *Paracelsus und Dante. Ein Nachtrag zur Geschichte von Caesars Ruhm*, in: *Neue Schweizer Rundschau. Wissen und Leben* 38/39 (1930), S. 105f.

<sup>511</sup> Als „Nachschrift zu dem grösseren Werk“ und „Ergänzung seines großen Cäsarbuchs“, vgl. Wilhelm Schulte-Ahlen: Rez. Friedrich Gundolf: *Caesar im neunzehnten Jahrhundert*, in: *Orplid* 1927 ( Ausgabe u. Seite unbekannt) sowie Otto Maurer: Rez. Friedrich, Gundolf: *Cäsar im 19. Jahrhundert*, in: *Eckart-Ratgeber* 1927 (Ausgabe u. Seite unbekannt). Diese und weitere Rezensionen befinden sich im Gundolf-Nachlass, GSA, Z10.

<sup>512</sup> Friedrich Gundolf: *Caesar und Cleopatra. Ein Zwiegespräch*, in: *BfdK* 7 (1904), S. 80–96. Gundolf lässt Cäsar und Cleopatra nach einer gemeinsamen Fest- und Liebesnacht über



von dem Gundolf als seinem „Fetisch“<sup>513</sup> sprach und das auch Georges Gefallen fand.<sup>514</sup> 1919 wurde ein weiteres lyrisches Drama Gundolfs in den *Blättern für die Kunst* veröffentlicht: *Cäsar und Brutus*.<sup>515</sup> Beide blieben die einzigen publizierten Dichtungen Gundolfs zu Cäsar. Bereits einige Jahre zuvor hatte Gundolf einen Gedichtzyklus unter dem Titel *Caesar und Kleopatra* begonnen, der allerdings ungedruckt blieb,<sup>516</sup> wohl aufgrund Georges ablehnender Haltung.<sup>517</sup> Ein 1898 verfasstes fünftaktiges Cäsar-Drama, von dem eine handschriftliche Reinschrift überliefert ist, blieb ebenfalls unpubliziert.<sup>518</sup> Auch humoristische Überlieferungen pointieren den Kern von Gundolfs Cäsar-Bild, wie abschließend ein literarisches Kuriosum verdeutlichen kann. Ein erst nach Gundolfs Tod publiziertes Langgedicht, das er 1902 für Karl Wolfskehl's Töchter ‚Natzel und Dizel‘ schrieb, stellt die Weltgeschichte in 20 gereimten Kurzkapiteln dar. Die dazugehörigen Illustrationen von Gundolf sind verschollen.<sup>519</sup> Das Kapitel zu Cäsar in Paarreimen und jambischen Vierhebern perspektiviert auf bemerkenswert prägnante Weise die Schwerpunkte seiner späteren Cäsar-Darstellung von 1924:

#### XV (Caesar)

|                                      |    |
|--------------------------------------|----|
| Der bürgerkrieg im schosse barg      |    |
| Caesarn · den ersten weltmonarch.    |    |
| So überschwängliches genie           |    |
| Sah dieser erdenball noch nie.       |    |
| Erst roué · später demagog           | 5  |
| Dann held · der alle welt durchzog   |    |
| Dann herr der erde und zum schluss   |    |
| Gekrönt als Divus Julius.            |    |
| Bis ihn dann dreiundzwanzigfach      |    |
| Der römische senat erstach.          | 10 |
| Kahl · doch vom lorbeer gut bedeckt, |    |

---

Vergänglichkeit sprechen und schließt mit dem endgültigen Abschied Cäsars von der Geliebten.

<sup>513</sup> Vgl. Brief von Gundolf an George, Darmstadt, 15.1.1904, in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 147: „Die VII. Folge ersehne ich mit grosser Erwartung und auch etwas mit Autoreneitelkeit für mein letztgeborenes. Wenn es einmal gedruckt ist und mein Fetisch endlich in aller Form auch in jenen so exklusiven und der ‚Stoffkunst‘ so abgeneigten Blättern seinen prunkvollen Einzug gehalten hat, gebe ich es gern bösen Worten preis.“

<sup>514</sup> Vgl. Brief von George an Gundolf, München, 2.1.1904, in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 143.

<sup>515</sup> Friedrich Gundolf: *Cäsar und Brutus*, in: BfdK 11/12 (1919), S. 60–64.

<sup>516</sup> Er befindet sich in Georges Nachlass, vgl. den Hinweis bei Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 32, Fn 6.

<sup>517</sup> Vgl. Brief von Gundolf an Karl Wolfskehl, Darmstadt, 2.9.1899, in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 38: „Mein Dichtwerk, *Caesar und Kleopatra*, hat der Meister nicht ganz so günstig beurteilt als Sie.“

<sup>518</sup> Friedrich Gundolf: *Caesar. Drama in 5 Akten*, Reinschrift im Gundolf-Nachlass, GSA, W46.

<sup>519</sup> Darauf hat Karlhans Kluncker hingewiesen. Vgl. Karl und Hanna Wolfskehl: Briefwechsel mit Friedrich Gundolf, hg. v. Kluncker, Bd. 1, 1977, S. 294, Fn 522.



|                                              |    |
|----------------------------------------------|----|
| Lang · hager · autor · architekt             |    |
| Held · richter · staatsmann · redner · Don   |    |
| Juan · gemütsmensch · astronom,              |    |
| Grammatiker und ingenieur                    | 15 |
| Das alles war er und noch mehr.              |    |
| Das ist vielleicht sein höchster stolz,      |    |
| Dass er den Nord und Süd verschmolz.         |    |
| Auch trägt noch heut das kaisertum           |    |
| Von seinem namen schmach und ruhm.           | 20 |
| Nach seinem tod ward ihm das glück           |    |
| Dass ihn des Shakespeares trauerstück        |    |
| Besang · dann held Napoleon                  |    |
| Und meine dissertation.                      |    |
| (Seitdem erhebt sich oft ein zwist           | 25 |
| Ob er · ob Alex grösser ist.) <sup>520</sup> |    |

Gundolf erweist seinem Helden humorvoll Reverenz: Die Strophe hebt Cäsar trotz ihres karikierenden Charakters als kriegerischen ebenso wie als staatsmännischen Helden hervor, verweist auf seine Genialität wie auf die Apotheose zum *Divus Julius*, seine vielseitigen, auch dichterischen Tätigkeiten und die Bedeutung seines Namens für die Idee des Kaisertums. Auch sein Ruhm und seine schriftstellerische Rezeption werden angedeutet. Die Dissertations-Pointe am Ende ist zwar scherzhaft gemeint, wird aber spätestens mit der Studie von 1924 zum ernsthaften Programm: Nicht nur Napoleon wird als Verehrer ausgewiesen, auch Gundolf selbst schreibt sich in die Reihe der Adoranten ein und steht damit wiederum, so der raffinierte Schluss, in einer Linie mit Napoleon. In diesen Versen lassen sich einige Strategien der Überhöhung Cäsars wie der Selbststilisierung Gundolfs finden. Sie zeigen, wie einhellig Gundolfs Schriften auf ein gemeinsames Ziel hinauslaufen: Cäsars Heroisierung.

### *Zur Genese der Monographie*

Das im Londoner Nachlass verwahrte Manuskript der Monographie *Caesar. Geschichte seines Ruhms* zeigt eine gründliche Arbeit am Text.<sup>521</sup> Dieser war bereits innerhalb von vier Monaten abgeschlossen: „Caesar. Geschichte seines Ruhmes / von Friedrich Gundolf. / Begonnen 15. April 1924 in Neapel / abgeschlossen 30. Juli 1924 in Heidelberg“, so notierte Gundolf handschriftlich auf der zweiten Seite.

<sup>520</sup> Friedrich Gundolf: Für Natzel und Dizel. Ein Bilderbuch drin Gott und Welt nach Läng- und Querschnitt dargestellt. Mit 11 farbigen Original-Linolschnitten von Wolfgang Jörg/Erich Schöning, Nachwort v. Dieter Straub, Berlin 1968 (Berliner Handpresse, 20), o. S. Das Gedicht fand auch den Gefallen Georges, wie Edgar Salin von einer Lesung des Textes im Kreis berichtet. George habe so gelacht, dass Gundolf das Lesen unterbrechen musste. Vgl. Salin: Um Stefan George, 1954, S. 258.

<sup>521</sup> Manuskript von *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b. Eine Korrekturfahne liegt im StGA Stuttgart, F. Gundolf I, 523.

Er dedizierte das Manuskript seiner späteren Frau: „Elisabeth Salomon in Dank Liebe Verehrung zum 10. November 1924“, ergänzt um ein kleines Gedicht.

Alles was ich las und lernte  
Wachse Dir als Dank und Ernte!  
Noch der Ruhm des grössten Helden  
Soll der Liebsten Seele melden  
Von dem Südglück, Traum und Schimmer      5  
Die uns einen, immer immer!

Gundolf übergab den Bildungsvorrat seiner Monographie symbolisch als Erinnerungsgabe. Eine inhaltliche Paraphrase seiner Studie, der „Ruhm des grössten Helden“ (V. 3), wird der Muse als Liebeszeugnis überreicht. Der Ausruf „Nicht ohne Dich!“ auf der zweiten Seite des Manuskripts steht als Chiffre für die Inspiration, die Gundolf von Elisabeth Salomon erhielt. Die Widmung diente allerdings rein privaten Zwecken und wurde nicht in die Druckfassung aufgenommen. Ein Grund dafür lag wohl darin, dass Gundolf bereits seine 1922 erschienene und mit dem Signet des Kreises versehene Kleist-Monographie Elisabeth Salomon zugeeignet hatte, was zum endgültigen Bruch zwischen ihm und George geführt hatte.<sup>522</sup> Er wagte mit einer erneuten derartigen Zueignung kurz nach dem Ende der Freundschaft keine weitere Provokation. Denn Gundolf hoffte auf Georges positive Reaktion und die Aufnahme des Bandes in die Reihe der *Werke der Wissenschaft*: „Von Gundolf hatte ich Nachricht, dass er begeistert an ‚Caesar, eine Geschichte seines Ruhmes‘ schreibt und das meisterliche Lob dafür erhofft“, vermeldete Wolters im Juni 1924 an George.<sup>523</sup> Die Publikation wurde daraufhin in der ersten Auflage noch unter dem Signet des Kreises veröffentlicht.

Weitere briefliche Zeugnisse geben über die Genese des Textes Auskunft. Im Mai 1924, zurück in Heidelberg, schrieb Gundolf an Wilhelm Stein:

Zur Zeit arbeite ich, um eine Atempause für den in Rom ziemlich weitergediehenen ‚Shakespeare‘ zu haben, mit einem seit vielen Jahren nicht gekannten Furor an einer Gesamt-Geschichte der Caesargestalt, vom Altertum bis auf unsre Tage, bis Nietzsche. Bis jetzt hab ich in vier Wochen das Altertum und das halbe Mittelalter im vollen Umfang dargestellt und glaube es ist das Schönste was mir bis jetzt geglückt, als Rede, Ton und Fülle der Gesichte... und nicht so sehr die subjektive Austobung meines Caesar-Spleens, als seine nachträgliche objektive Rechtfertigung. In Rom kam mir der Gedanke und ich zittre etwas für seine völlige Verwirklichung.<sup>524</sup>

<sup>522</sup> Eine Trennung, die sich allerdings durch zunehmende Entfremdung beider schon zuvor angekündigt hatte. Vgl. zum Bruch zwischen Gundolf und George: Jan Andres: Gundolf, in: Handbuch 3, S. 1407f. sowie Osterkamp: Nachwort, in: Friedrich Gundolf: Die deutsche Literaturgeschichte, 2002, S. 96–98.

<sup>523</sup> Brief von Wolters an George, 11.6.1924, in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 364.

<sup>524</sup> Brief von Gundolf an Wilhelm Stein, Heidelberg, 18.5.1924, in: Gundolf Briefe. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965, S. 197.

Das Tempo, in dem der Text entstand („in vier Wochen das Altertum und das halbe Mittelalter“), zeugt von Gundolfs Eifer, angefacht von der inspirierenden Wirkung der italienischen Hauptstadt. Gundolf betrachtete die Monographie nicht als ein weiteres Zeugnis seiner persönlichen Cäsar-Verehrung, sondern als ein selbstständiges, der Objektivität verpflichtetes Werk. So notierte Gundolf auch an Kurt Osswald: „[I]ch schreibe ein Buch ‚Caesar Geschichte seines Ruhms‘ das die ganze langgesammelte Kenntniss darstellen soll und die Geistesgeschichte Europas als Medium der cäsarischen Idee und Kraft mit enthält“.<sup>525</sup> Die Zielsetzung des Buchs hatte sich innerhalb eines Monats offenbar verändert. Nun trat die europäische Geistesgeschichte als Vermittler der „cäsarischen Idee und Kraft“ auf den Plan. Kurze Zeit später, Anfang Juli 1924, war aus der europäischen Geschichte sogar „Weltgeschichte“ geworden, wie sich einem Brief an Betty von Scholtz entnehmen lässt:

Seit ich aus Italien zurück bin, koche ich, wie seit Jahren nimmer, von Arbeitsglut, und ein grosses Werk über Caesar, [...] soll noch im Juli fertig werden. [...] ‚Caesar, Geschichte seines Ruhms‘ soll es heissen und die Weltgeschichte um mein Goetzenbild einen rhythmischen Reigen tanzen lassen.<sup>526</sup>

Ein humorvoller Zusatz („Der Name des Gegenstandes und des Verfassers bürgen für eine gehaltvolle Nahrung“<sup>527</sup>) deutet implizit auf Gundolfs Idee der Kongenialität zwischen Autor und Protagonist.<sup>528</sup> So enthusiastisch er sich auch äußerte, die Korrekturphase nötigte ihm einigen Aufwand ab, bevor das Buch schließlich im Rekordtempo erschien.<sup>529</sup> Sah Gundolf im Mai 1924 noch nicht den Abschluss der Studie zum 30. Juli voraus, so konnte er zu diesem Zeitpunkt

<sup>525</sup> Er fährt fort: „[I]ch bin wie besessen von dieser Aufgabe und hoffe Ihnen doch noch in diesem Jahr die Früchte meiner Mühe zu reichen. Der Gedanke zu dem Werk kam mir in Rom.“ Brief von Gundolf an Kurt Osswald, Heidelberg, 22.6.1924, Gundolf-Nachlass, GSA, G3, Mappe 2, Maschinenabschrift des Originals. Dass sie in solch weltgeschichtlicher Dimension auch wahrgenommen wurde, macht ein Brief von Kurt Hildebrandt deutlich: „Es ist ja eine Weltgeschichte was Sie uns geben [...]“. Brief von Hildebrandt an Gundolf, Wittenau, 12.12.1924, Gundolf-Nachlass, GSA, Gundolf V, 17e. Ebenso äußerte sich Edith Landmann: „welch ein ahrif der weltgeschichte!“ Brief von Edith Landmann an Gundolf, Basel, 16.10.1924, Gundolf-Nachlass, GSA, Gundolf V, 23a.

<sup>526</sup> Brief von Gundolf an Betty von Scholtz, Heidelberg, 4.7.1924, Gundolf-Nachlass, GSA, G4, Maschinenabschrift des Originals.

<sup>527</sup> Ebd.

<sup>528</sup> Vgl. hierzu auch Rainer Kolk: Wissenschaft, in: Handbuch 2, S. 596.

<sup>529</sup> An Magda Bezner schrieb Gundolf noch im Herbst 1924: „[D]a ist der ‚Caesar‘ und will fertig werden und so oft ich die Feder nach Ihnen sträube drückt er mir sie wieder in die ‚Geschichte seines Ruhms‘ mit den klassischen Worten: ‚Caesarare necesse est, magdari non necesse.‘ und setzt begütigend hinzu: mea gloria interit / situ non eam narras / Magdam se amatam scit / Sine tuas schmarras. (Das Latein hat er etwas verlernt drüben) Also, Magda, ich bin jetzt erst an Karl dem Grossen und habe noch mindestens hundert Seiten vor mir... und werde das ganze Semester dran zu schaffen haben. Wenns nur wenigstens fertig wird!“ Brief von Gundolf an Magda Bezner, Herbst 1924, in: Gundolf-Nachlass, GSA, G2, Mappe 1 (9), Maschinenabschrift des Originals.

ebensowenig ahnen, dass sie auch im gleichen Jahr noch bei Bondi erscheinen würde: „[W]enn Gott mir die unwahrscheinliche Gunst erweist michs vollenden und seinen Druck mit gesunden Sinnen erleben zu lassen... diese Woche soll es fertig werden... ich zittere wie ein Pferd vor der letzten Nasenlänge.“<sup>530</sup> Bereits ein Jahr später, 1925, erschien eine zweite Auflage. 1968 wurde sie zusammen mit anderen Cäsar-Schriften Gundolfs erneut aufgelegt.<sup>531</sup> Sie wurde ins Englische (1928),<sup>532</sup> Italienische (1932)<sup>533</sup> und Französische (1933)<sup>534</sup> übersetzt und erhielt vor allem in Italien eine Fülle an Rezensionen.<sup>535</sup> Ulrich Raulff konstatiert: „Gundolfs Heroenkult [...] schien [...] mit dem Caesarbuch von 1924 auf den Höhepunkt gelangt.“<sup>536</sup>

### *Forschungsperspektiven und Gattungsbestimmung*

Eine detaillierte Analyse der Cäsar-Monographie von 1924 ebenso wie der weiteren Cäsar-Schriften Gundolfs steht noch aus. Thimanns Rekonstruktion der Bibliothek hat allerdings erheblich dazu beigetragen, Gundolfs wissenschaftliche In-

<sup>530</sup> Brief von Gundolf an Magda Bezner, November 1924, in: Gundolf-Nachlass, GSA, G2, Mappe 1 (19), Maschinenabschrift des Originals.

<sup>531</sup> Friedrich Gundolf: *Caesar*, Darmstadt 1968.

<sup>532</sup> Friedrich Gundolf: *The Mantle of Caesar*. Translated from the German by Jacob Wittmer Hartmann, New York 1928. Gundolf war von der englischen Übersetzung angetan: „Ich fühle mich nicht fähig, Ihre Uebersetzungsarbeit genau zu beurteilen, da ich dazu die gegenwärtige angelsächsische Gesprächsatmosphäre, die oft schwer fassbaren Nebenklänge, Assoziationen, Stimmungen der einzelnen Worte und Sätze besser kennen müsste. Nur so viel darf ich Ihnen als Ausdruck meiner Erkenntlichkeit bezeugen; der Gang und Ton Ihrer Uebersetzung, das Tempo kommt mir beim Durchlesen so frisch entgegen, wie ich es mir nur irgend wünschen konnte. Ich würde mich freuen, von Ihnen auch meine andren Werke übertragen zu sehen.“ Brief von Gundolf an Jacob Wittmer Hartmann, Heidelberg, 8.12.1928, Gundolf-Nachlass, GSA, G3, Mappe 1, Maschinenabschrift des Originals. Offensichtlich kam der Band im englischsprachigen Raum aber nur bedingt gut an, wie sich einem weiteren Brief Gundolfs an Hartmann entnehmen lässt: „[E]s tut mir zwar leid um unsern Caesar, aber ich bitte Sie, sich selbst deswegen keine Vorwürfe zu machen. Vielleicht zeigt sich eine spätere Zeit günstiger für die Aufnahme.“ Brief von Gundolf an Hartmann, 28.7.1930, Gundolf-Nachlass, GSA, G3, Mappe 1, Maschinenabschrift des Originals. Allerdings erschienen immerhin zwei positive Rezensionen von Gundolfs Studie in *The Daily News and Westminster Gazette* in London am 4.11.1929 und in der *New York Herald Tribune* am 20.1.1929. Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, Z9.

<sup>533</sup> Federico Gundolf: *Caesar. Storia della sua fama*. Traduzione italiana di Eugenio Giovannetti, Milano/Roma 1932.

<sup>534</sup> Friedrich Gundolf: *César. Histoire et légende*. Traduit de l'allemand par Marcel Beaufils, Paris 1933.

<sup>535</sup> Ein Grund für die große Rezeption in Italien liegt wohl in der Aktualität des Themas: Neben der Zusammenstellung von Rezensionen aus Italien, Frankreich, England und den USA lagert im Gundolf-Nachlass (GSA, Z9) auch eine Sammlung von Zeitungsausschnitten zu Mussolini, die dessen Cäsarismus dokumentieren.

<sup>536</sup> Raulff: *Der Bildungshistoriker*, in: Friedrich Gundolf: *Anfänge deutscher Geschichtsschreibung*, hg. v. dems., 1993, S. 133.

teressen zu erhellen und in Bezug auf den Kreis auszulegen.<sup>537</sup> Er deutet den Cäsar-Kult des Kreises als „Strategie [mit] einem eminenten genealogischen Anspruch“, in der schließlich George zum „Schlußpunkt in einer Heroenreihe“ werde.<sup>538</sup> Auch der Frage nach Gundolfs Verständnis des ‚Bildes‘ als ein über das metaphorische Stilmittel hinausgehendes theoretisches Konzept von Gestaltdarstellung ist Thimann nachgegangen.<sup>539</sup> Klaus Reichert bestimmt die Monographie in Übereinstimmung mit der bisherigen Forschung nicht als „Rekonstruktion einer historischen Figur“, sondern als „*Konstruktion* ihrer Wirkungen“.<sup>540</sup> Er ist einer Meinung mit Ulrich Raulff, der Gundolfs Ruhmeskonzept als „Geschichte einer Figur des Imaginären“ interpretiert, die vor allem auf Wirkung und weniger auf Wissensvermittlung bedacht sei.<sup>541</sup> Raulff deutet Gundolf als einen „Bildungshistoriker“, der es sich zur Aufgabe gemacht habe, das Volk zu bilden und zu erziehen – und zwar durch die „Ausbildung eines gemeinsamen [...] Pathos“.<sup>542</sup> Seinen Heldenfiguren fehle, kritisiert Raulff, grundsätzlich der „Zug des Bösen“. Zudem blieben sie „inaktiv“, was im Fall des ‚Täters‘ Cäsar zu einer Verzerrung führe: „Gundolf schrieb keine Tatengeschichte; er löste seine Helden in eine Folge historischer ‚Bildwerdungen‘, eine Serie von Sprachhandlungen und Bildprägungen auf.“<sup>543</sup> Damit ende die Heroenverehrung Gundolfs in einer „Komödie“, die den Schwabinger Maskenbällen ähnele.<sup>544</sup> Raulff hat auch auf die Ambivalenz des Textes hingewiesen: Gundolfs antimoderne, dem 19. Jahrhundert verhaftete Vorstellung eines ‚großen Mannes‘ und sein Heroenkult stünden im Gegensatz zur Ideengeschichte der Zeit. Dennoch sei die Vorstellung neu, der Ruhm eines Menschen besitze eine Realität mit eigener Geschichte und generiere eigene Erzählungen. Es läge vor allem an seinem prophetischen Gestus, dass Gundolf nicht als Begründer der Rezeptionsgeschichte gel-

<sup>537</sup> Thimann: *Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf*, 2003.

<sup>538</sup> Vgl. hierzu auch Michael Thimann: *Mythische Gestalt – magischer Name – historische Person. Friedrich Gundolfs Bibliothek zum Nachleben Julius Caesars und die Traditionsforschung*, in: *Geschichtsbilder im George-Kreis*, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 317–330, hier S. 325.

<sup>539</sup> Michael Thimann: *Vorbilder und Nachbilder. Friedrich Gundolf (1880–1931)*, in: *Ideengeschichte der Bildwissenschaft. Siebzehn Porträts*, hg. v. Jörg Probst/Jost Philipp Klenner, Sinzheim 2009 (*suhrkamp taschenbuch wissenschaft*, 1937), S. 75–96.

<sup>540</sup> Reichert: *Gundolfs Geschichtsschreibung als Lebenswissenschaft*, in: *Geschichtsbilder im George-Kreis*, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 303–315, hier S. 308. Kurssivierung vom Verfasser.

<sup>541</sup> Raulff: *Der Bildungshistoriker*, in: *Friedrich Gundolf. Anfänge deutscher Geschichtsschreibung*, hg. v. dems., 1993, S. 135. Kürzer bereits vorab publiziert: Ulrich Raulff: *Eine Figur des Imaginären. Friedrich Gundolf und Caesars magischer Name*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 11.7.1992, S. 2 (BuZ).

<sup>542</sup> Raulff: *Der Bildungshistoriker*, in: *Friedrich Gundolf. Anfänge deutscher Geschichtsschreibung*, hg. v. dems., 1993, S. 144.

<sup>543</sup> Ebd., S. 137.

<sup>544</sup> Ebd., S. 138.

te.<sup>545</sup> Stephan Schlak transformiert Raulffs „Bildungshistoriker“ in einen „Bilderhistoriker“, verschreibt sich aber ansonsten derselben Argumentation.<sup>546</sup> Auch er hebt die statische Zeitlosigkeit Cäsars hervor und schreibt das Erzählprinzip der Enthistorisierung allen Kreis-Biographien zu.<sup>547</sup> Zudem schließt er sich Raulffs Beobachtung der ‚doppelten Wirkungsgeschichte‘ an: Gundolf beschrieb zum einen die Wirkung Cäsars auf seine Rezipienten im Verlauf der Jahrhunderte, zum anderen wollte er mit seiner Schrift selbst wirken, d.h. ein eigenes Bild von Cäsar entwerfen.<sup>548</sup> Aufschlussreich ist Schlaks Gegenüberstellung von Carl Schmitts Theorie der Masse und Gundolfs Individualitätsprinzip. Carl Schmitt identifizierte in seinem Aufsatz *Die politische Theorie des Mythos* (1923) die ‚Masse‘ als Urheber für die Entstehung moderner Mythen, während Gundolf zur selben Zeit die Mythogenese auf Einzelne oder kleine Gruppen zurückführte. Ines Stahlmann geht der allgemeinen Cäsar-Rezeption im George-Kreis nach, die auf einer „diffusen, allumfassenden Idee von Cäsar als Verkörperung absoluten Tütertums“ beruhe.<sup>549</sup> Ein allzu emphatischer und affirmativer Aufsatz von Viktor Pöschl (1981) weist immerhin auf die römische Tradition hin, in der das Vorbild-Denken und die Selbststilisierung des Kreises stehen. Die Orientierung an einem Vorbild sei in Rom eng mit dem Streben nach Ruhm verbunden gewesen.<sup>550</sup>

Eine Frage begleitet die Lektüre von Gundolfs *Caesar* seit den 1920er Jahren bis heute: Wie lässt sich Gundolfs spezifischer Umgang mit der Gattung Biographie näher bestimmen? Schon früh haben sich Rezensenten hierzu geäußert. Hermann Bahr bezeichnete Gundolf als „Biograph seiner [Cäsars – A.B.] Unsterblichkeit“.<sup>551</sup> Ludwig Marcuse betitelte eine Rezension mit „Gundolfs Europa-Biographie“ und erläuterte: „Gundolfs Werk ist mehr eine Geistesgeschichte Europas als eine erschöpfende, systematisch geordnete Sammlung der Cäsar-Bilder.“<sup>552</sup> In einer später erschienenen Rezension sprach er gar von einer „Autobiographie Europas, das sich im zweitausendjährigen Cäsar-Bild selbst abkonterfeit hat“ und von einer „dynamischen Biographie“.<sup>553</sup> Will Scheller wiederum las den *Caesar* als „eine Art konkreter Geschichtsphilosophie unter den Gesichts-

<sup>545</sup> Ebd., S. 135f.

<sup>546</sup> Stephan Schlak: Der Bilderhistoriker Friedrich Gundolf, in: *Castrum Peregrini* 253/254 (2002), S. 40–54.

<sup>547</sup> Ebd., S. 45f.

<sup>548</sup> Ebd., S. 51.

<sup>549</sup> Ines Stahlmann: Täter und Gestalter. Caesar und Augustus im Georgekreis, in: *Caesar und Augustus*, hg. v. Karl Christ/Emilio Gabba, Como 1989 (Biblioteca di Athenaeum, 12), S. 107–128, Zitat auf S. 117.

<sup>550</sup> Viktor Pöschl: Gundolfs Caesar, in: *Euphorion* 75 (1981), S. 204–216, bes. S. 208f.

<sup>551</sup> Hermann Bahr: Cäsar, in: *Neue Freie Presse* Wien (30.1.1925). Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, Z9.

<sup>552</sup> Ludwig Marcuse: Gundolfs Europa-Biographie, in: *Berliner Tageblatt* (26.4.1925). Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, Z9.

<sup>553</sup> Ludwig Marcuse: Cäsar und Europa, in: *Berliner Tageblatt* (11.4.1926). Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, Z10.

punkten des Heldentums“.<sup>554</sup> Die unterschiedlichen Vorschläge zur Gattungspräzisierung verwenden den Begriff ‚Biographie‘ und verweisen zugleich auf das Fehlen einer menschlichen Hauptfigur im Zentrum. Bahr und Marcuse betonen die vermeintliche Widersprüchlichkeit, die durch die Zuordnung der Monographie zum Textkorpus der Kreis-Biographien entstanden ist. Gerade Gundolfs *Caesar* ist jedoch ein Text, der die Frage nach seiner Gattungszugehörigkeit bewusst unterläuft. Als Biographie von Cäsars Nachleben<sup>555</sup> spürt er der Genese und Transformation des Eigenlebens einer überzeitlichen Idee nach, die sich mal als Name, mal als Mythos, mal als Historie zeigt und in der Person Cäsars verkörpert wird. Im Unterschied zu einer biographischen Erzählung kann sie zwar die ‚Geburt‘ des Phänomens, das sie beschreibt, eindeutig datieren, allerdings nicht sein Ende: Das Nachleben ist *per se* unbegrenzt, Gundolfs Monographie daher eine Erzählung mit offenem Ende.

### *Biographische Vergleichstexte von Theodor Mommsen und Matthias Gelzer*

Gundolf hat sich ausgiebig mit der Cäsar-Forschung auseinandergesetzt und Stellung bezogen, wenn er mit Forschungsergebnissen nicht einverstanden war. So kritisierte er eine Studie des italienischen Historikers Guglielmo Ferrero (1902)<sup>556</sup> und verglich ihn mit Theodor Mommsens *Römischer Geschichte* (1854–1856).<sup>557</sup>

Der Caesar Ferreros ist der übliche Genietypus aus den Schulbüchern, nicht neu gesehen und – belebt; ein Mosaik von schmückenden Beiworten. Und das Lob, das ihm mit auf den Weg gegeben wird, scheint nirgends aus der Biografie gerechtfertigt; wie es schlechte Dichter machen, die ihren Helden grosse Eigenschaften nachsagen, aber ausserstand sind, diese in Handlung umzusetzen.<sup>558</sup>

Der Vergleich Ferreros mit „schlechten Dichtern“ verdeutlicht Gundolfs Anspruch an die wissenschaftliche Darstellung: Auf Ebene der erzählerischen Gestaltung verlangte er Gleichrangigkeit von Verfasser und portraitierte Figur. Verärgert zeigte

<sup>554</sup> Will Scheller: Caesar im 19. Jahrhundert, in: Karlsruher Zeitung (4.12.1926). Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, Z10.

<sup>555</sup> So ließe sich im Anschluss an Raulffs Titel formulieren: Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München 2009.

<sup>556</sup> Friedrich Gundolf: Zur römischen Geschichte: Guglielmo Ferrero, Grandeur et Decadence de Rom. II. Jules Cesar. Traduit de l'Italien par Urbain Mengin, Paris, Plon 1906, als Typoskript in: Gundolf-Nachlass, GSA, M29F. Das italienische Original der Studie erschien 1902: Guglielmo Ferrero: Giulio Cesare, Mailand 1902 (Grandezza e decadenza di Roma, 2).

<sup>557</sup> Theodor Mommsen: Römische Geschichte, Bd. 3, Buch 5: Von Sullas Tode bis zur Schlacht von Thapsus (darin bes. Kapitel 11: Die alte Republik und die neue Monarchie), Berlin/Leipzig 1856. Zur Cäsar-Darstellung bei Mommsen vgl. Karl Christ: Zum deutschen Caesarbild des 20. Jahrhunderts, in: Caesar und Augustus, hg. v. dems./Emilio Gabba, Como 1989 (Biblioteca di Athenaeum, 12), S. 23–47.

<sup>558</sup> Friedrich Gundolf: Zur römischen Geschichte: Guglielmo Ferrero, in: Gundolf-Nachlass, GSA, M29F, S. 6.



sich Gundolf über die Veralltäglichen Cäsars in der Studie des italienischen Historikers und über seine Kontextualisierung in den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der späten Römischen Republik.<sup>559</sup> Eine intertextuelle Markierung zu Carlyles Heldenkonzept („hero-worship“) macht deutlich, welche Aspekte Gundolf an der Darstellung vermisste:

Ohne hero-worship, ohne Staatskultus, ohne Humanismus versucht er Caesar als das Geschöpf wirtschaftlicher Notwendigkeiten darzustellen, das ganze politische Getriebe um ihn herum zu spannen als ein Netz unentrinnbarer Nöte, worin die Heldenfreiheit und der Heldenwille sich jämmerlich verfängt.<sup>560</sup>

Cäsar innerhalb seines historischen Kontextes zu deheroisieren, war für Gundolf ein fataler Schritt. Stattdessen hob er die Bildhaftigkeit von Mommsens Studie hervor, welche die Frage nach historischer Wahrheit der Darstellung nachordnete: „[D]er Dichter in ihm schuf doch ein Bildnis von eindringlicher Gewalt.“<sup>561</sup> Auch Gundolf selbst war mehr auf die Evidenz einer historischen Figur als auf historische Fakten bedacht. In *Caesar im neunzehnten Jahrhundert* äußerte er sich anerkennend über Mommsens Deutung: „Es ist ein Bild und nicht, wie man ihm vorwirft, eine Lobrede... und es ehrt Mommsens Menschtum mehr als seinen Scharfsinn daß er ein solches Bild überhaupt fassen konnte, dessen seine Berichtiger unfähig sind [...]“. <sup>562</sup> Mommsen sei eine plastische Beschreibung Cäsars gelungen, weil er sich für seine eigene Zeit eine ebensolche Figur wünschte. Aber erst die ‚Größe‘ des Verfassers habe eine zufriedenstellende Darstellung Cäsars gewährleistet: „Preisen und anschwärmen läßt sich freilich jeder Mann der Geschichte, groß sehen nur der Große und nur von hohen Seelen.“<sup>563</sup> Gundolf zitiert damit einen Topos der Kreis-Biographik: „Eine neue Geschichte Cäsars selbst könnte heute nur schreiben, wer von innen her der cäsarischen Mittel mächtig und ihm artverwandt wäre.“<sup>564</sup>

Drei Jahre vor Gundolfs Monographie erschien Matthias Gelzers quellentreue Forschungsarbeit *Caesar. Der Politiker und Staatsmann* (1921).<sup>565</sup> Gundolf besaß

---

<sup>559</sup> Ebd., S. 3. Auch in einem Brief an Elisabeth Salomon bringt er seine Kritik an Ferrero zum Ausdruck: „Ferrero ist [...] ein banaler Bursch, sehr geschickt, fix und gemein, etwa wie Emil Ludwig bei uns ... nichts widriger als viel können und kennen gepaart mit subalterner Seele.“ Zit. n. Brief von Gundolf an Salomon, Heidelberg, 16.11.1925, in: Gundolf – Salomon. Briefwechsel, hg. v. Eschenbach/Mojem, 2015, S. 572f., hier S. 572.

<sup>560</sup> Gundolf: Zur römischen Geschichte: Guglielmo Ferrero, in: Gundolf-Nachlass, GSA, M29F, S. 3.

<sup>561</sup> Ebd.

<sup>562</sup> Gundolf: *Caesar im neunzehnten Jahrhundert*, 1926, S. 63. Sperrung vom Verfasser.

<sup>563</sup> Ebd., S. 63.

<sup>564</sup> Ebd., S. 8. Gundolf referiert damit auch Mommsens Rede *Über das Geschichtsstudium* aus dem Jahr 1874, in der es vom Historiker heißt, dass er „nicht gebildet wird, sondern geboren, nicht erzogen wird, sondern sich erzieht.“ Vgl. Theodor Mommsen: Rede bei Antritt des Rektorates 15. Oktober 1874, in: Ders.: Reden und Aufsätze, Berlin 1905, S. 3–16, hier S. 11.

<sup>565</sup> Matthias Gelzer: *Cäsar. Der Politiker und Staatsmann*, Stuttgart/Berlin 1921.

ein Exemplar in seiner Bibliothek.<sup>566</sup> Gelzers Studie hat für die deutschsprachige althistorische Forschung „geradezu kanonische Gültigkeit“ erlangt und zählt bis heute zu den wichtigsten Studien über Cäsar.<sup>567</sup> Zum Zeitpunkt ihres Erscheinens stand ihre spätere Kanonisierung allerdings noch in weiter Ferne: Gelzer wandte sich mit seiner Monographie gegen die wirkmächtige Cäsar-Deutung Mommsens. Zwar teilte Gelzer einzelne Ansichten Mommsens über Cäsars Genialität und seine staatsmännische Leistung, allerdings kritisierte er Mommsens Stil ebenso wie das zeitgenössische Kolorit der Darstellung.<sup>568</sup> Gelzer schrieb stattdessen eine politische Biographie Cäsars, dessen Wirken er als eine Verbindung von staatsmännischem Talent und Feldherrentum verstand.<sup>569</sup> In Gundolfs Cäsar-Monographien erkannte er eine Wiederkehr all dessen, was er an Mommsen zu überwinden versucht hatte, und charakterisierte sie als „Visionenschau“ und „geistesgeschichtlichen Maskenzug“: „Darin schreiten als Einzelfiguren alle mit, die nach Gundolfs Wahl an Caesars Ruhm mitgewirkt haben. An der Spitze erblicken wir Cäsar selbst [...]. Den Zug beschließt George [...].“<sup>570</sup> Gelzer bemängelte die fehlende Rückbindung an Quellen. Gundolfs Schriften stünden „dem geschichtlichen nicht näher [...] als Götz, Egmont, Wallenstein, Maria Stuart auf dem Theater ihren geschichtlichen Urbildern“.<sup>571</sup> Auch merke man „durchgehend, daß der Verfasser von der Literaturgeschichte herkommt“. Versöhnlich ergänzte er jedoch, in dem „wirksamen Fortleben einer antiken Persönlichkeit“ liege ein attraktives Forschungsfeld für die Altertumswissenschaft.<sup>572</sup>

Gundolfs *Caesar* wurde in der Forschung intensiv diskutiert. Während progressive Ansätze versuchten, sich von der dominierenden Cäsar-Deutung Mommsens abzusetzen, stellte sich Gundolf in dessen Tradition. Gerade der Kontrast zur Studie Gelzers macht seine Besonderheiten deutlich. Sie wird daher neben Mommsen in die Analysen von Struktur und Titel kontrastiv einbezogen.

<sup>566</sup> Vgl. die Liste der Titel in Gundolfs Cäsar-Bibliothek bei Thimann: *Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf*, 2003, S. 215.

<sup>567</sup> Christ: *Zum deutschen Caesarbild des 20. Jahrhunderts*, in: *Caesar und Augustus*, hg. v. dems./Gabba, 1989, S. 31. Vgl. auch Jochen Bleicken/Christian Meier/Hermann Strasburger: *Matthias Gelzer und die Römische Geschichte*, Kallmünz 1977 (Frankfurter Althistorische Studien, 9). Mittlerweile in mehreren Auflagen erschienen (zuletzt 2008), ist die Studie auch heute noch ein Standardwerk der Alten Geschichte. Matthias Gelzer: *Caesar. Der Politiker und Staatsmann*. Mit einer Einleitung und einer Auswahlbibliographie hg. v. Ernst Baltrusch, Stuttgart 2008.

<sup>568</sup> Vgl. Christ: *Zum deutschen Caesarbild*, in: *Caesar und Augustus*, hg. v. dems./Gabba, 1989, S. 33.

<sup>569</sup> Gelzer: *Cäsar. Der Politiker und Staatsmann*, 1921, S. 8.

<sup>570</sup> Matthias Gelzer: *Rez. Friedrich Gundolf: Caesar. Geschichte seines Ruhms und Caesar im neunzehnten Jahrhundert*, in: *Gnomon* 2 (1926), S. 725–729, hier S. 727f. Die Rezension befindet sich auch in Gundolfs Nachlass, GSA, Z10.

<sup>571</sup> Ebd., S. 723.

<sup>572</sup> Ebd., S. 729.

### *Wahl des Themas ‚Cäsar‘*

Warum wählte der Literaturwissenschaftler Gundolf ausgerechnet Cäsar als Thema? Wie beim *Goethe* war er mit einer langen historiographischen Tradition konfrontiert: „Was die reine Forschung und Betrachtung seiner Tat und Welt leisten kann ist längst für alle geleistet.“<sup>573</sup> Gundolf interessierte sich in *Caesar. Geschichte seines Ruhms* nicht für die historische Figur in ihrer Zeit, sondern für das Phänomen ‚Cäsar‘ und dessen überzeitliche Bedeutung. Seine vornehmlich literarisch geprägte Rezeptionsgeschichte zeigt: Cäsar war für ihn kein althistorisches, sondern ein literar- und kulturhistorisches Thema. Auch zeitgenössische Rezensenten haben früh erkannt, dass Gundolfs Interessen grundsätzlich über seine eigene Fachwissenschaft hinausgingen. So urteilte ein Rezensent im November 1921 über Gundolfs *Dichter und Helden* (1921): Der Titel „weist schon (Helden!) weit über das Gebiet irgendwelcher Literaturwissenschaft hinaus, was bei Gundolf übrigens selbstverständlich ist“.<sup>574</sup> Auch nach Raulff stellte das ‚Tätertum‘ Cäsars als Stoff kein Problem für den dichterischen Kreis dar, weil „auf der Identität von Dichter und Staatsgründer [...] schließlich die gesamte ‚Staats‘-Idee auf[baute]“.<sup>575</sup> Ines Stahlmann analysiert die Wahl Cäsars als eine Entscheidung, die aus der zeitgenössischen Wirklichkeit des Verfassers in den 1920er Jahren, konkret aus der Kritik an der Weimarer Republik entspringe: Cäsar stehe für das politisch Oppositionelle „in unruhigen Zeiten“. Er sei „Überwinder des Alten und Konstrukteur des Neuen – ein ‚Täter‘“ und repräsentiere dadurch die Haltung, die auch der George-Kreis für sich reklamierte.<sup>576</sup> Tatsächlich ist *Caesar* im Gegensatz zu *Goethe* ein dezidiert gegenwartsbezogenes Werk. Allerdings beschränkte sich Gundolfs Interesse an Cäsar nicht allein auf den Zeitraum der Weimarer Republik. Cäsars gegenwartspolitische Indienstnahme kann daher nur ein Aspekt sein, der vor allem da zu kurz greift, wo es um die zukunftsgewandte Konstruktion von Genealogien ‚großer Männer‘ und nicht um eine reine Gegenwartskritik geht.

Mehrfach begründet Gundolf selbst seine Verehrung für Cäsar, indem er sich auf den Begriff des ‚Menschen‘ bezieht. So etwa heißt es in der Einleitung zur Monographie, im Vergleich mit anderen „Weltwundern“ sei Cäsar der „richtigste

---

<sup>573</sup> Gundolf: *Caesar im neunzehnten Jahrhundert*, 1926, S. 8.

<sup>574</sup> M. (unbekannter Rezensent): Rez. Friedrich Gundolf: „Dichter und Helden“, in: *Berner Bund* (13.11.1921). Vgl. das Konvolut von Rezensionen zu Gundolfs *Dichter und Helden* im Gundolf-Nachlass, GSA, Z4.

<sup>575</sup> Vgl. Raulff: *Der Bildungshistoriker*, in: Friedrich Gundolf. *Anfänge deutscher Geschichtsschreibung*, hg. v. dems., 1993, S. 130.

<sup>576</sup> Stahlmann: *Täter und Gestalter*, in: *Caesar und Augustus*, hg. v. Christ/Gabba, 1989, S. 128.

Mensch“ (Cae, 8). Gundolf referiert auf die sieben Weltwunder der Antike<sup>577</sup> und parallelisiert sie mit historischen Personen von der Antike bis ins 19. Jahrhundert: In der Reihung mit Perikles, Goethe, Shakespeare, Alexander, Michelangelo, Dante und Napoleon hebt er Cäsar allerdings als singulär heraus.<sup>578</sup> Die Reihung prominenter Persönlichkeiten zitiert einen Bildungskanon, dem die Vorstellung verschiedener menschlicher Hierarchien zugrunde liegt. Die Separation der ‚richtigsten Menschen‘ wird allerdings nur mithilfe einer hyperlativen Steigerung begrifflich gefasst. Gundolf öffnet mit seinem assertorischen Stil ein Assoziationsfeld, das auf eine diffuse Vorstellung von menschlicher Größe und Bedeutung verweist, aber mehr verschleiert als erklärt. Eine weitere Textstelle kann dies verdeutlichen:

[I]n keinem Heros wird das Gesetz so feste Gestalt, die Natur so reicher Zauber wie in Cäsar. Keiner ist so klar und dicht bei schöpferischem Geheimnis, keiner so sehr Genius bei klassischer Zucht, keiner so ganz bedingt durch Stätte und Stunde und doch göltiges Muster der wandellosen Ordnung. Darum wählen wir ihn als das schlichteste Bild des wahren Gebieters. (Cae, 8)<sup>579</sup>

Cäsar wird zur Personifikation des Gegensatzpaares von staatlicher Gewalt („Gesetz“) und „Natur“. In weiteren konträren Zuschreibungen werden Persönlichkeit und Charakter Cäsars zwar präzisiert, bleiben aber semantisch vage. Sie kennzeichnen ihn als ein Phänomen, dessen Alleinstellungsmerkmal (durch die viermalige Wiederholung des Pronomens „keiner“ hervorgehoben) gerade in der Ambivalenz besteht: Transparenz und Intransparenz, Genialität und Konformität, Zeitgebundenheit und Überzeitlichkeit. Die Doppeldeutigkeiten des cäsarischen Charakters sind Ausgangspunkt der gemeinsamen Verehrung: Das kollektive „wir“ hat ihn aufgrund seiner strukturellen Ambiguität als Adorationsobjekt gewählt.

### *Dreiteilige Ruhmesgeschichte*

Die vergleichende Betrachtung der Inhaltsverzeichnisse von Gelzers und Gundolfs Monographien zeigt einen deutlichen Unterschied: Gelzers in sechs Kapitel und ein Vorwort gegliederte Studie stellt Cäsars herrschaftliches und militärisches Wirken in den Vordergrund. Die Kapitel benennen einzelne Stationen der

<sup>577</sup> Vgl. etwa Kai Brodersen: Die sieben Weltwunder. Legendäre Kunst- und Bauwerke der Antike, 7. durchges. Aufl., München 2007 (Beck'sche Reihe, 2029).

<sup>578</sup> Die Reihenfolge der Aufzählung stammt von Gundolf. In der handschriftlichen Fassung sind noch Shakespeare und Goethe Cäsar gleichgestellt: „Unter den Wundern der Welt ist er der gesetzlichste, richtigste, normalste Mensch, mit Shakespeare und Goethe zusammen [...]“. Diese Passage strich Gundolf später wieder. Vgl. das Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 2.

<sup>579</sup> Statt „Gebiet“ hatte Gundolf in der handschriftlichen Fassung „Herrscher“ geschrieben. Vgl. das Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 2.

politischen Laufbahn, beginnend mit den weltgeschichtlichen Voraussetzungen, mit denen Cäsar konfrontiert ist: *Die politische Welt, Der politische Aufstieg, Das Konsulat, Das Prokonsulat, Der Bürgerkrieg, Der Sieg und die Katastrophe*. Die Studie richtet ihr Interesse auf Cäsar als politische Herrschaftsfigur.<sup>580</sup> Gundolfs *Caesar* ist ebenso wie seine Goethe-Monographie in drei Kapitel gegliedert. Auch hier legt das Inhaltsverzeichnis die Struktur des Textes offen (Abb. 17). Die drei Großkapitel *Mythische Gestalt, Magischer Name* und *Geschichtliche Person* sind chronologisch gegliedert. Der Trias von Gestalt, Name und Person entspricht die Einteilung in die Zeitalter Antike, Mittelalter, Neuzeit. So setzen sich jeweils Dreiergruppen zusammen: Antike – Mythos – Gestalt, Mittelalter – Magie – Name, Neuzeit – Geschichte – Person. Die Anzahl der Unterkapitel nimmt kontinuierlich zu, ist allerdings ungleich verteilt. Weist das erste Makrokapitel noch 14 Unterkapitel auf, so sind es beim zweiten 18 und beim dritten insgesamt 60. Dies deutet zum einen auf die bedeutend größere Quellenlage in der Neuzeit, zum anderen auf Gundolfs Interessenschwerpunkte.<sup>581</sup>

Gundolf rekurriert in seiner Darstellung zum Großteil auf überliefertes Schrifttum, das als Gedächtnisspeicher und Bildpräger fungiert. Er beginnt bei Cäsars eigenen Werken und endet bei Nietzsche. Als Titel sind zumeist die Namen derer angeführt, die zum Ruhm Cäsars beigetragen haben (für die Antike: *Cicero, Catull, Sallust, Augustus, Lucan* und *Julian*). Thematische Aspekte ergänzen Formen der Aneignung Cäsars (*Vergottung, Bildnisse, Caesarentum und Caesaren*) oder geistige Strömungen (*Die Historiker der Kaiserzeit, Sophistik und Patristik, Spätantike Stimmungen*). Cäsar selbst erscheint lediglich unter *Caesars Schriften* als derjenige, der seinen eigenen Ruhm begründet hat. Ähnlich strukturiert sind auch die beiden folgenden Makrokapitel. In *Magischer Name*, das die Quellen des Mittelalters bearbeitet, werden auffallend wenige Personen behandelt (*Justinian, Karl der Große, Otto III., Barbarossa, Friedrich II.*), dafür umso mehr Strömungen (u.a. *Gallisches Gedächtnis, Germanisches, Geistliche Chronistik und ritterliche Fabulistik, Kirchliche Wertung*) und Themen (u.a. *Namenzauber, Rang und Eigenschaften Caesars im Mittelalter, Caesar als Memento Mori, Der Kaisergedanke*). Dies ändert sich in dem der Neuzeit gewidmeten Kapitel *Historische Person*. Hier versammeln sich insgesamt 47 namentlich aufgeführte Einzelpersonen (von *Johannes von Salisbury* bis *Nietzsche*). Der Ruhm Cäsars verbreitet sich über seine Rezeption, an der vor allem Einzelpersonen, zumeist Herrscher, aber in der Neuzeit auch Künstler und Dichter Anteil haben. Auffällig beim Blick auf das Inhaltsverzeichnis ist: Cäsar selbst oder

<sup>580</sup> Gelzer: Cäsar. Der Politiker und Staatsmann, 1921, Inhaltsverzeichnis am Ende des Buches.

<sup>581</sup> Dies wurde auch von Rezensenten wahrgenommen. So auch von Matthias Gelzer, der urteilt: „Das Auge sieht vertraute Dinge schärfer und man spürt, wo der ‚Sicht‘ Forschung vorausging. Zu diesen Gebieten gehört nun – unbeschadet der gründlichen Kenntnis der Cäsarquellen – das Altertum nicht.“ Zit. n. Gelzer: Rez. Friedrich Gundolf, in: *Gnomon* 2 (1926), S. 729.

biographische Aspekte kommen nicht vor. Cäsar ist aber durch alle Kapitel hindurch Referenzfigur, und sein Name, der sich zunehmend von der Person selbst löst, wird zur Chiffre für eine Herrschaftsform (*Caesarentum und Caesaren, Der Kaisergedanke*). In der Antike wird der ‚Mythos‘ begründet. Die Zeugnisse rekurrieren auf die reale Erscheinung Cäsars und formen aus ihr eine mythische Gestalt. Das zweite Kapitel hat die Rezeption Cäsars im Mittelalter zum Inhalt: Er lebt als Name weiter im Kaisertum. Die Neuzeit eignet sich die Person Cäsars an und entdeckt ihn als historische Figur. Gundolf zeigt einen Kulturprozess der Aneignung, Neufomulierung und Umprägung im diachronen Verlauf.

### *Zur Titelgebung*

Der Titel von Gelzers Studie macht sein politisches Interesse deutlich: *Caesar. Der Politiker und Staatsmann*. Der Eigenname der historischen Person im Titel lässt zwar eine ‚Gesamtdarstellung‘ vermuten, wird aber durch die Einschränkung des Untertitels auf politisch-gesellschaftliche Aspekte der Figur reduziert. Gelzer möchte Cäsar aus seiner Zeit heraus deuten: „Seine politischen Leistungen erheben sich in die Sphäre des an keine beschränkte Zeit gebundenen, auf alle Menschen unmittelbar wirkenden Genies und können doch nur wirklich verstanden werden im allgemeinen Zusammenhang ihrer höchst eigentümlichen Voraussetzungen.“ Er habe sich daher zunächst „mit der politischen Welt, in die Cäsar hineingestellt war“ zu beschäftigen.<sup>582</sup> In Mommsens *Römischer Geschichte* geht das Cäsar behandelnde Kapitel in der Gesamtstruktur des Textes auf. Das Kapitel 11 *Die alte Republik und die neue Monarchie* befindet sich im fünften Buch des dritten Bandes. Ohne Cäsar im Titel zu nennen, weist der erste Satz des Kapitels explizit auf seinen Gegenstand hin und kann als Exempel für den erzählerischen Stil und das getragene Pathos Mommsens stehen:

Der neue Monarch von Rom, der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation, Gaius Julius Caesar stand im vierundfünfzigsten Lebensjahr (geb. 12. Juli 654), als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgeschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte.<sup>583</sup>

Cäsar wird bei Mommsen und Gelzer als historische Figur ebenso thematisiert wie der politische Kontext der späten Römischen Republik und ihr Übergang in die Monarchie.

Auf dem Deckblatt der Erstausgabe von Gundolfs Studie treten der Eigenname der portraitierten Figur, der Name des Autors und das Signet des George-Kreises als Trias auf (Abb. 18).<sup>584</sup> Der Titel *Caesar. Geschichte seines Ruhms* verbin-

<sup>582</sup> Gelzer: Cäsar. Der Politiker und Staatsmann, 1921, S. 9.

<sup>583</sup> Mommsen: Römische Geschichte, Bd. 3, 1856, S. 428.

<sup>584</sup> Das Signet der *Bf&K* war allerdings nur auf der ersten Ausgabe abgedruckt, ab der zweiten Auflage erschien nur noch das Verlagssignet von Bondi. Vgl. den Hinweis der Herausgeber

det zudem den Eigennamen der portraitierten Figur mit einer Gattungszuordnung: Es handelt sich um eine historiographische Studie. Der Eigenname Cäsar geht zwar von einem Individuum aus, beschränkt sich aber nicht wie bei Gundolfs *Goethe* nur auf diese einzelne Person, sondern eröffnet – wie das Inhaltsverzeichnis zeigt – eine Traditionsgeschichte der Aneignung.<sup>585</sup> Drei Implikationen, der Bezug auf das Individuum (Gaius Julius Cäsar), die Referenz auf die sich daran ausbildende Herrschaftstradition (Kaiser) und der Name als Chiffre für das Römische schlechthin, sind im Titel präsent. Diesen Zusammenhang hebt Gundolf bereits in seiner Dissertation von 1903 hervor: „Caesars Name, als Bezeichnung der höchsten Würde kaisar, kêsur, keiser eines der frühesten germanischen Lehnworte aus dem Lateinischen, ward Sammelpunkt aller Eindrücke, welche die Deutschen von dem römischen Volke empfangen hatten.“<sup>586</sup> Die dritte Implikation, der Name als Chiffre, wird zum Programm der Studie: „An Namenklänge knüpfen sich Sagen von Menschen, Göttern, Taten, Städten“,<sup>587</sup> schreibt Gundolf ebenfalls schon 1903. Am Londoner Manuskript des *Caesar* lässt sich die Entstehungsgeschichte des Titels nachvollziehen. Gundolf überschreibt die erste Seite zunächst mit *Die Caesar-Gestalt*, ändert dann zu *Caesars Ruhm* (Korrekturen mit schwarzer Tinte), bevor er (in violetter Tinte) die Kapitelüberschrift *I. Die mythische Gestalt* hinzufügt. Offenbar nochmals später ändert er (mit Bleistift) den Übertitel erst zu *Caesar und sein Ruhm*, sodann zu *Caesar. Geschichte seines Ruhmes*.<sup>588</sup> Die Genese der Titelgebung verdeutlicht die Akzentverschiebung, die Gundolf im Prozess des Schreibens vornimmt. Zunächst offenbar als eine weitere ‚Gestalt‘-Monographie geplant (*Caesar-Gestalt*), verschiebt Gundolf den Schwerpunkt auf Caesars Rezeptionsgeschichte.<sup>589</sup> Durch die zweifache Änderung von *Caesars Ruhm* zu *Caesar und sein Ruhm* und sodann *Caesar. Geschichte seines Ruhmes* lässt er die Figur stärker in den Vordergrund rücken und verortet sein Werk in der Geschichtsschreibung. Der Gattungsverweis *Geschichte* verdeutlicht zudem Gundolfs Selbstverständnis als Historiograph.

Was bedeutet der Begriff ‚Ruhm‘ im Kontext des Titels? Ruhm umfasst immer mindestens zwei Akteure: denjenigen, dem Ruhm zuteilwird, und denjenigen,

---

in: Stefan George/Friedrich Gundolf: Briefwechsel, hg. v. Boehringer/Landmann, 1962, S. 367.

<sup>585</sup> So auch schon Raulff: „*Caesar*, der Name und (Buch-)Titel zu einem verschmolz, stellte sich in die Tradition der mittelalterlichen Namensmagie, die, Name und Würde identifizierend, eine Sprachform von höchster politischer Wirkungskraft geschaffen hatte.“ Zit. n. Raulff: *Der Bildungshistoriker*, in: Friedrich Gundolf. *Anfänge deutscher Geschichtsschreibung*, hg. v. dems., 1993, S. 137.

<sup>586</sup> Gundelfinger: *Caesar in der deutschen Litteratur*. Inaugural-Dissertation, 1903, S. 1.

<sup>587</sup> Ebd., S. 4

<sup>588</sup> Vgl. Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 1

<sup>589</sup> So deutete auch schon Thimann diesen Fund, vgl. Thimann: *Caesars Schatten*. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, S. 163, Fn. 47.



der rühmt.<sup>590</sup> In Gundolfs Studie stehen sich im Titel der Gerühmte (Cäsar) und im Inhaltsverzeichnis die Rühmenden (von Cäsar selbst bis Nietzsche) gegenüber. Gundolfs Name auf dem Titelblatt weist ihn außerdem selbst als Rühmenden aus. Der Begriff dient gewissermaßen als inhaltliche Klammer zwischen den beteiligten Figuren. Indem Gundolf durch den Titel die These statuiert, alle im Inhaltsverzeichnis genannten Personen hätten zum Ruhm Cäsars beigetragen, lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers auf die soziale Figuration von Held und Verehrergemeinde. Gundolf suche, so Thimann, in der Geschichte nach Autoritäten, die seine eigene Cäsar-Verehrung bestätigen.<sup>591</sup>

Im Wörterbuch der Brüder Grimm noch allgemein als „guter ruf. sinnverwandt mit ehre (lob, preis)“<sup>592</sup> verstanden, definierte das zeitgenössische *Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe* (Erstausgabe 1886) den Ruhm bereits präziser: „Ruhm ist der höchste Grad der Ehre, die Anerkennung unseres Wertes durch viele Menschen und durch lange Zeiten. Er ist die räumliche und zeitliche Ausbreitung unseres Namens.“ Mit dem Begriff ‚Ruhm‘ wird ein positiver Wert konnotiert. Er wird eng an den Namen des Subjekts geknüpft und gewährleistet Dauer und Stabilität. Der Ruhm habe seinen Ursprung in „großen Taten oder Werken, die dem Charakter oder dem Genie entspringen“ und sei „das Echo, der Schatten des Verdienstes“. Der Artikel betont zudem, Ruhm benötige eine bestimmte Art der Verehrung, die sich nicht im „vergänglichen Beifall der urteilslosen Menge“ zeigt, sondern in verständnisvoller „Anerkennung des Edlen und Tüchtigen“ durch einen gebildeten Verehrer.<sup>593</sup> Eine zeitgenössische, allerdings wenig beachtete Untersuchung zum Thema war Julian Hirschs 1914 in Leipzig publizierte Darstellung der *Genesis des Ruhmes*, die auch ein Kapitel über *Das*

<sup>590</sup> Vgl. zum Thema auch Detlev Schöttker: Ruhm und Rezeption. Unsterblichkeit als Voraussetzung der Literaturwissenschaft, in: Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung, hg. v. Jörg Schönert, Stuttgart/Weimar 2000 (Germanistische Symposien. Berichtsbände, 21), S. 472–487; Detlev Schöttker: Kampf um Ruhm. Zur Unsterblichkeit des Autorsubjekts, in: Sinn und Form 53 (2001), S. 267–273; Detlev Schöttker: Wir bleiben Helden. Die Renaissance des Rühmens, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 9/10 (2004), S. 818–825, Detlev Schöttker: Die Bewunderung des Autors. Zur Theorie des literarischen Ruhms, in: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 31/32 (2007), S. 34–42; Klaus Tiehle-Dohrmann: Ruhm und Unsterblichkeit. Ein Menschheits Traum von der Antike bis heute, Weimar 2000.

<sup>591</sup> Thimann: Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf, 2003, S. 108.

<sup>592</sup> Art. „Ruhm“, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 14, bearb. v. Moritz Heyne, Nachdruck der Erstausgabe von 1893, München 1984, Sp. 1441–1444, hier Sp. 1441.

<sup>593</sup> Friedrich Kirchner: Art. „Ruhm“, in: Kirchner’s Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe, 5. Aufl., Neubearb. v. Carl Michaëlis, Leipzig 1907, S. 516f. Der Hinweis stammt von Dirk Werle: Vorbemerkungen zu einer Theoriegeschichte des Ruhms, in: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 29/30 (2006), S. 24–33, hier S. 25.

*Ruhmproblem und die Biographik* enthielt.<sup>594</sup> Hirschs und Gundolfs Ruhm-Konzeptionen unterschieden sich zwar wesentlich voneinander: Während Hirsch „Ruhmkritik“ betrieb und sich damit in die kritisch-analytische Tradition seiner Zeit einreichte, ging es Gundolf um „Ruhmaffirmation“.<sup>595</sup> Jedoch sind beide in ihrer Vorstellung vom biographischen Schreiben nicht weit voneinander entfernt. Hirsch exemplifiziert seine Vision einer künftigen Biographik folgendermaßen: „In einer Kulturgeschichte der Menschheit wäre [...] eine Darstellung Shakespeares ‚an sich‘ recht belanglos gegenüber einer Darstellung seiner Erscheinungsformen.“<sup>596</sup> Die Biographik müsse daher von einer „Phänographik“ ergänzt werden, die den Ruhm im Sinne eines „Erschienenenseins“ als historische Realität betrachte.<sup>597</sup> Gundolf löste diese Vision weitgehend ein. Auch er selbst setzte sich mit der Kategorie ‚Ruhm‘ auseinander:

Der Ruhm, nicht als fliegendes Vielgenanntsein (bei den geschwätzigen Kommunikationen heut schwerer zu meiden als zu erreichen) sondern als mythische Bildwerdung, ist – über alles Meinen und Reden hinaus wesenhaft – eine Wirkung die sich an immer andern Massen erprobt, in neuen Seelen neue Bilder, durch neue Bilder neue Kräfte zeugend.<sup>598</sup>

Gundolf versteht unter ‚Ruhm‘ nicht das fortwährende Sprechen über eine Person oder das häufige Nennen eines Namens, sondern die Formung eines ‚Bildes‘. Es wird über Generationen hinweg tradiert und von jeder Generation aktualisiert: Ruhm als Mythos, der im Weitergeben über Generationen hinweg ein Eigenleben entwickelt. Ruhm entstehe aus der Evidenz, die ein imaginäres Bild liefert, das durch mediale Aufbereitung tradiert wird. In einer Kontroverse mit Karl Vossler vertiefte Gundolf 1926 seine Thesen.<sup>599</sup> „Der Ruhm [...] ist etwas viel umfassenderes als bloss eine Nennsache. Er ist die unleugbare Wirkung eines mächtigen Daseins in Raum und Zeit als Bildwerdung, als Rufwerdung, Zeichenwerdung, Sinnwerdung, Lehre- und Begriffswerdung.“<sup>600</sup> Gundolf reagierte mit diesen Worten auf eine Rezension Vosslers, die sich kritisch über seine Konzeption des

<sup>594</sup> Julian Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes*. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte, Leipzig 1914. Zu Julian Hirsch vgl. Werle: ‚Lokaler Wissenstransfer‘, in: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 20 (2010), S. 169–185. Werle weist darauf hin, dass Hirsch wiederum Gundolfs Aufsatz *Vorbilder* von 1912 gekannt haben könnte, was im Text aber nicht ersichtlich werde. Vgl. Werle: *Vorbemerkungen zu einer Theoriegeschichte des Ruhms*, in: *Geschichte der Germanistik* 29/30 (2006), S. 24–33, hier S. 30.

<sup>595</sup> Werle: *Vorbemerkungen zu einer Theoriegeschichte des Ruhms*, in: *Geschichte der Germanistik* 29/30 (2006), S. 32f. Vgl. auch die Ausführungen in Werle: *Ruhm und Moderne*, 2014, S. 498f.

<sup>596</sup> Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes*, 1914, S. 282.

<sup>597</sup> Ebd., S. 282 u. 285.

<sup>598</sup> Zit. n. Gundolf: *Dichter und Helden*, 1921, S. 29.

<sup>599</sup> Dirk Werle: *Vossler gegen Gundolf. Eine Kontroverse über die Ruhmesgeschichte*, in: *George-Jahrbuch* 8 (2010/2011), S. 103–127. Wieder in Werle: *Ruhm und Moderne*, 2014, S. 512–531.

<sup>600</sup> Brief von Gundolf an Karl Vossler, Heidelberg, 1.5.1926, in: Friedrich Gundolf: *Briefe*. Neue Folge, hg. v. Helbing/Bock, 1965, S. 213f.

Ruhms äußerte.<sup>601</sup> Vossler stellte Gundolfs Konzept insofern infrage, als er den Ruhm als eine rein „sprachliche Größe“ diskutierte, die eine „unerschöpfliche Vieldeutigkeit“ evoziere.<sup>602</sup> Indem sich der Name von seiner historischen Zugehörigkeit löse und verallgemeinert würde, schwinde seine „individualisierende Macht“ – etwa durch die Übertragung von Cäsars Namen auf die Kaiserwürde.<sup>603</sup> Es handle sich deshalb lediglich um eine „sprachgebundene und wortgläubige“ Religion, um einen Glauben, den Gundolf praktiziere.<sup>604</sup> Gegen diese Kritik wehrte sich Gundolf. Er verstehe den Ruhm als ‚Wirkung‘, die sich von einer Person ausgehend über Generationen und Grenzen hinweg durch verschiedene Mechanismen der Aneignung entfalte: „[S]ie ist nicht so eindeutig und unvermittelt wie die von Taten, aber deswegen nicht minder wirklich und mindestens so wirklich wie die nie angefochtene Geschichte von Ideen oder Lehren.“<sup>605</sup>

### *Programm der Einleitung*

Nicht nur Inhaltsverzeichnis und Titel verweisen auf die Grundzüge der Darstellung, auch in der Einleitung der Monographie sind programmatische Aussagen verdichtet.

HEUTE, da das Bedürfnis nach dem starken Mann laut wird, da man der Mäkler und Schwätzer müd sich mit Feldwebeln begnügt statt der Führer, da man zumal in Deutschland jedem auffallenden militärischen wirtschaftlichen beamtlichen oder schriftstellerischen Sondertalent die Lenkung des Volkes zutraut und bald soziale Pfarrer bald unsoziale Generäle bald Erwerbs- und Betriebsriesen bald rabiate Kleinbürger für Staatsmänner hält, möchten wir die Voreiligen an den großen Menschen erinnern dem die oberste Macht ihren Namen und Jahrhundert hindurch ihre Idee verdankt: Cäsar. (Cae, 7)

Mit einem temporaldeiktischen Hinweis auf seine Gegenwart steigt Gundolf in die Darstellung des historischen Stoffes ein und macht damit unmissverständlich deutlich, worauf seine Absichten zielen: Sinn und Zweck der Monographie ist es, seine Zeitgenossen wachzurütteln und einen neuen Führerkult zu etablieren, der sich nicht an Personen der Gegenwart, sondern an einem bedeutenden Vorbild der Vergangenheit orientiert. Seine Geschichtsschreibung stellt sich damit im Sinne der ciceronischen *magistra vitae* (De oratore, II 36) einer dezidiert didaktischen Aufgabe. Gundolfs Schilderung der politischen und gesellschaftlichen Situation der 1920er Jahre in Deutschland und seine Seitenhiebe gegen das ano-

<sup>601</sup> Karl Vossler: Vom sprachlichen und sonstigen Wert des Ruhmes, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 4/1 (1926), S. 226–239. Vgl. auch die ausführliche Inhaltsgabe dieser Rezension bei Werle: Vossler gegen Gundolf, in: George-Jahrbuch 8 (2010/2011), hier S. 109–116.

<sup>602</sup> Vossler: Vom sprachlichen und sonstigen Wert des Ruhmes, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 4/1 (1926), S. 226f.

<sup>603</sup> Ebd., S. 228.

<sup>604</sup> Ebd., S. 234.

<sup>605</sup> Ebd., S. 214.

nym bleibende politische Personal betonen vor allem das Defizit einer Führerfigur.<sup>606</sup> Die Wirkung des Einstiegssatzes wird durch seine syntaktische und stilistische Prägnanz gestützt. Der knappe Hauptsatz („Heute [...] möchten wir die Voreiligen an den großen Menschen erinnern [...]: Cäsar.“) wird durch drei parallelisierte Temporalsätze ergänzt. Sie beginnen jeweils mit „da“, präzisieren die Tempusangabe „heute“ als Zeitkritik und steigern sich als Klimax zu einer Schilderung des zunehmenden desaströsen politischen Verfalls. Die Träger dieser Szenerie werden allerdings nur durch ein unbestimmtes „man“ ausgewiesen, das in seiner Offenheit schillernd bleibt und erst im späteren „die Voreiligen“ geringfügig präzisiert wird. Der Vorwurf, unfähig zu sein, sich in der Auswahl einer Führerfigur festzulegen bzw. diese Auswahl korrekt zu treffen, wird dieser Gruppe durch die Redundanz des Temporaladverbs „bald“ unterstellt: „bald soziale Pfarrer bald unsoziale Generäle bald Erwerbs- und Betriebsriesen bald rabiate Kleinbürger“. Als sprechende Instanz des Textes tritt ein kollektives „wir“ auf, hinter dem sich eine Gruppe von Gleichgesinnten verbirgt. Der Gegensatz zwischen der als „wir“ bezeichneten Gemeinschaft und der Gruppe der „Voreiligen“ besteht in der Kenntnis dessen, was für die Gegenwart politisch und gesellschaftlich nötig ist: der Wiederkunft des „großen Menschen“. Das integrative „wir“ hat aber auch didaktische Absichten: Es inkludiert diejenigen, die bereit sind, sich der Hoffnung auf den kommenden Helden anzuschließen. Die syntaktische Struktur des Satzes gipfelt in der Ausrufung des Namens, der fortan im Zentrum der Abhandlung stehen wird. Das Klimax vom „starken Mann“ über den „Führer“ hin zum „großen Menschen“ mündet in den Namen „Cäsar“.

In der Einleitung konkretisiert Gundolf auch seine Rolle als Historiker:

Der Historiker, der Hüter der Bildung (das ist sein Hauptamt) kann nicht gute Politik machen, nicht die fruchtbaren Entschlüsse fassen im werdenden Schicksal von Stunde zu Stunde. Doch die Luft kann er regen helfen worin einsichtige Taten gedeihen und Geister werben für kommende Helden. In diesem Sinn ruft er die Geschichtskräfte und ihre Leiber, die Völker und die Führer. (Cae, 7)

Die Metaphern aus dem Bildbereich der Magie schreiben dem Historiker einen prophetischen Charakter zu. Als ‚Rufer‘ oder ‚Geisterwerber‘ habe er keinen di-

<sup>606</sup> In der handschriftlichen Fassung des Textes hatte er diese Kritik noch als ein weltweites Phänomen deklariert: „Heute da unter allen Völkern [...]“ lauteten die ersten Worte. Er reduzierte diese weit ausholende Behauptung auf Deutschland, indem er den Zusatz „unter allen Völkern“ wieder strich. Auch war die Kritik am politischen Personal noch um eine Kritik an der Wissenschaft ergänzt. In einer anschließend wieder gelöschten Passage integrierte Gundolf in Klammern folgenden Nachsatz in die Kritik: „(wie man bei uns jede bewährte Fachtheorie gleich zur Religion macht, von Marx [ergänzt: und Darwin] bis zu Häckel [gemeint ist Ernst Haeckel], [Wilhelm] Ostwald [ergänzt: Einstein] und Freud)“. Die Wissenschaftskritik und die konkrete Benennung einzelner Personen zielten ihm dann aber wohl doch nicht ins Zentrum der Sache, sodass er in der Druckfassung auf diese Ergänzung verzichtete. Zit. n. dem Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 1.

rekten Einfluss auf die politische Gemengelage der Zeit, sondern sei für das historische Gedächtnis zuständig. Sein Beschwören historischer Zeiten oder Personen weise der Gegenwart einen politischen Weg und ermögliche das Auftreten neuer Heldenfiguren in der Zukunft. Den ursprünglichen konkreten Verweis auf eine Einzelperson „für den kommenden Helden“ im Manuskript hat Gundolf später zu einem Heldenkollektiv erweitert: „für kommende Helden“.<sup>607</sup> Gundolf inszeniert sich zum Propheten, der auf die Geschichte zurückgreift, um für die Zukunft ein gültiges Modell von Heldentum aufzustellen. Die Verweise auf seine Gegenwart verdeutlichen die Perspektive, aus der sich Gundolf dem Gegenstand nähert: Sein Blick richtet sich retrospektiv auf Cäsars Ruhmesgeschichte, ohne die Gegenwart und ein damit verbundenes Zukunftsideal auszusparen. Gundolf schreibt die Ruhmesgeschichte für die eigene Zeit weiter und tritt darüber hinaus mit prophetischem Gestus auf. Seine Rolle ist polyvalent: Als Historiker stellt er die Ruhmesgeschichte Cäsars dar, als Erzähler kleidet er sie in eine Sprache, welche die Größe Cäsars beschwört und ihn selbst zum Mediator der Heldenverehrung macht, als Gegenwartskritiker setzt er Cäsar in Bezug zu den politischen Ereignissen der 1920er Jahre, als Prophet weist er in eine Zukunft, in der das Erscheinen einer neuen ‚Führerfigur‘ möglich ist. Diese Strategie wendet Gundolf auch auf seinen Gegenstand an. Cäsar wird begrifflich nicht auf eine Rolle festgelegt und dadurch der Mehrdeutigkeit überlassen. Innerhalb des ersten Abschnitts der Einleitung verwendet Gundolf acht verschiedene Begriffe für die von ihm portraitierte Person, von denen der Name Cäsar nur einer ist: „starker Mann“, „Führer“, „großer Mensch“, „Herr“, „Heiland“, „ewige Gestalt“ und „Held“. In der Aufzählung vom ‚starken Mann‘ bis zum ‚Helden‘ lässt sich eine Klimax erkennen, die vom zeitlich bedingten konkreten Menschen in eine überzeitliche abstrakte Idee übergeht und schließlich in die Heldenfigur mündet. Der Held ist damit als Summe und Endpunkt dieser verschiedenen konzeptuellen Ausprägungen zu verstehen. Dadurch erscheint er als ultimative Steigerung der Idee von ‚Größe‘ (noch über dem Heiligen), allerdings verschwimmen die Konturen seines semantischen Gehalts ins Diffuse.

Gundolf expliziert in der Einleitung auch sein bereits im Titel formuliertes Anliegen, eine Rezeptionsgeschichte Cäsars zu verfassen. Er fragt nach der Tradierung von Mythen und dem Zustandekommen von Helden:

Wir wollen nicht seine Taten oder Eigenschaften zum tausendstenmal betrachten, sondern seinen Gang durch das Gedächtnis der Völker. Das Erscheinen der Gewaltigen gehört zu ihrer Geschichte wie ihr Schaffen, die Bilder die sie in die rege Zeit prägen, oder was dasselbe ist, in diesem zugleich gewirkten und bewirkten Stoff empfangen, sind Formen ihrer eigenen Kraft. Sie offenbaren sich zeugend in immer neuen Schößen, strahlend aus immer anderen Augen, ihr ganzes Wesen kommt erst zum Vorschein, indem die Jahrhunderte es erwidern. (Cae, 8)

<sup>607</sup> Zit. n. dem Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 1.

Das sprechende Kollektiv („Wir wollen nicht [...]“<sup>608</sup>) deutet erneut auf eine imaginäre Verfassergruppe, hinter der sich der George-Kreis verbirgt. Das kollektive „wir“ bindet aber auch den Leser in die Erzählung ein und kann daher als rhetorische Formel verstanden werden, mit der Gundolf eine Komplizenschaft zwischen sich und dem Leser herzustellen versucht und neue Gleichgesinnte rekrutiert. Gundolf kritisiert die Historiographie der Taten Cäsars. Stattdessen soll die Figur als Teil eines ‚kollektiven Gedächtnisses‘ untersucht werden.<sup>609</sup> Der Figur selbst kommt als ‚Gehender‘ („Gang durch das Gedächtnis der Völker“) ein aktiver Part zu: Ein Held kann den Grundstein für seine Rezeption selbst legen. Der Prozess einer immer neuen Aneignung seiner Figur ist nie abgeschlossen. Das „ganze Wesen“ Cäsars werde erst in der jahrhundertlangen Rezeptionsgeschichte erkennbar und erschöpft sich nicht, solange die Cäsar-Rezeption anhält. Erst in der Gesamtheit der Rezeption werde seine ganze Größe erfassbar; als Prozess *ad infinitum* ist dies aber nie möglich. Cäsars Bedeutung ist für Gundolf wie für den Leser daher nicht vollständig erkennbar.<sup>610</sup> Das substantivierte Verb „Erscheinen“ deutet auf die Evidenz hin, die der immer wiederholten Aneignung einer heroischen Figur zugrunde liegt und die Gundolf mit dem Begriff des ‚Bildes‘ näher zu fassen versucht. Die Metaphern von Zeugungsakt und Geburt („offenbaren sich zeugend in immer neuen Schößen“) und des Sehens („strahlend aus immer anderen Augen“) betonen die Rückbindung der Rezeption an einzelne Menschen und die immer neu wiederholte Aneignung. In einem unpublizierten Vortrag *Julius Caesar bei Shakespeare* fasst Gundolf den Gedanken, eine Heldenfigur vervollständige sich erst durch ihre Rezeption, zusammen: „Nicht nur was sie tun und schaffen in ihrer eigenen Zeit gehört zur Geschichte der Heroen, sondern auch was sie wirken und leiden bei ihrem Gang durch das Gedächtnis der Völker.“<sup>611</sup>

<sup>608</sup> In der Manuskriptfassung noch im Singular („Ich will nicht [...]“). Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 3.

<sup>609</sup> Der Begriff des ‚kollektiven Gedächtnisses‘ wird in Anlehnung an Maurice Halbwachs als gemeinsames Gedächtnis einer Gruppe von Menschen verstanden, für die es u.a. der Identitätsstiftung dient. Gundolf formuliert mit dem „Gang durch das Gedächtnis der Völker“ einen ähnlichen Gedanken. Vgl. die 1939 erschienene Erstausgabe *La mémoire collective* von Maurice Halbwachs, in deutscher Übersetzung: *Das kollektive Gedächtnis*. Mit einem Geleitwort zur dt. Ausgabe von Heinz Maus. Aus dem Französischen von Holde Lhoest-Offermann, Frankfurt a.M. 1991.

<sup>610</sup> Raulff schreibt dazu: Die Schrift entwerfe „eine Geschichte des ‚Sinns‘ der Caesarfigur, welcher erst in einer nahen oder fernen Zukunft die Summe ihrer Wahrheit, auf die alle früheren und jetzigen Deutungen nur vorläufige Anzahlungen sind, zu erkennen geben wird. In dieser hermeneutischen Perspektive, in der die Gegenwart nur einen Punkt innerhalb eines über sie hinausweisenden Wahrheitsprozesses darstellt, sieht sich die Historie selbst als beteiligt am ‚Wirkungsgeschehen‘ – eingelassen in ein endloses Gespräch über die Zeiten hinweg, Teil jener Nachrede, welcher der Ruhm ist, und in der die Großen von einst ihr Nachleben haben.“ Zit. n. Raulff: *Der Bildungshistoriker*, in: Friedrich Gundolf, *Anfänge deutscher Geschichtsschreibung*, hg. v. dems., 1993, S. 120.

<sup>611</sup> Zit. n. Friedrich Gundolf: *Julius Caesar bei Shakespeare*, ungedrucktes Manuskript einer Einleitung zu einem Vortrag, in: Gundolf-Nachlass, GSA, M 94, S. 2. Ein geringfügig ver-

### 4.3. Einzelaspekte der Heroisierung

#### *Figuration, Genese und Rezeption des Helden*

Bereits in seinem Aufsatz *Dichter und Helden* hatte Gundolf Cäsar innerhalb der Heldengalerie des Kreises einen prominenten Platz zugewiesen. Die Analyse eines Textauszugs soll Gundolfs Argumentationsweise ebenso erhellen wie einige seiner Heroisierungsstrategien offenlegen.

Der vollkommene heroische Mann ist Caesar. Auch er kümmert uns hier nicht als der erfolgreichste Staatsgründer, als Ahnherr der europäischen Weltherrschaft: das kosmische Urbild des Kaisertums ist er als der einzige Täter der die stärksten Spannungen des weltverwandelnden Willens, der sachlichen Geistigkeit und der regen Menschlichkeit in sich ausgeglichen und im größten uns bekannten Maß gestaltet hat. „Zwischen Schöpfersein, Weisheit und Güte ist die Kluft vernichtet“ (Nietzsche über Caesar). Durch sein reines Gleichgewicht bemeisterter Riesenkräfte, unerschöpflich im Genießen, ungetrübt im Denken und ungebrochen im Tun, durch die Einheit von Charakter, Schicksal, Werk ist er der Inbegriff der menschlichen Monumentalität – heiter klar bei stetem Gefühl der dunklen und tragischen Mächte, anmutig bei gigantischen Dimensionen, erhaben ohne Zwang und Ueberschwang. Rasch ohne Krampf und Fieber, gütig, doch unerbittlich, unermesslich, doch grenzhaft, strömend reich und sachlich genau, sinnlich und gesetzlich, in den erschütternden Kämpfen olympisch ruhig, in der Begierde nach Allmacht selbstgenügsam, froh am Selbst-sein und Anders-sein („nihil malo quam et me mei similem esse et illos sui“) so hat er die Grenzen des menschlichen Seins (nicht Wissens oder Könnens) so weit – und so gleichmäßig – hinausgerückt und so dicht erfüllt wie keine zweite heroisch tuende Gestalt.<sup>612</sup>

Der an Metaphern wie an überhöhenden Adjektiven und Adverbien, an Superlativen und Antagonismen reiche Text hat das Ziel, nicht nur inhaltlich über heroische Größe zu sprechen, sondern sie auch auf sprachlicher Ebene darzustellen. Die rhetorischen Figuren formen das Bild des Heroen Cäsars und unterstreichen die inhaltliche Aussage: Nicht messbare Taten und Leistungen, sondern das ‚Sein‘ Cäsars konstituiert sein Heroentum. Cäsar verbinde Tütertum mit „Wille“, „Geistigkeit“ und „Menschlichkeit“, also Eigenschaften des Geistes. Er schöpfe damit antithetisch die Grenzen menschlichen Lebens insgesamt aus, ohne jedoch die Grenzen zum Göttlichen zu transgredieren. In assertorischer Rede und mit essentialistischen Definitionen konstruiert Gundolf eine überzeitliche Identität. Bereits im ersten Satz des Zitats erfolgt eine bemerkenswerte Inversion: Die syntaktische Anordnung der Aussage, bei der *definiendum* und *definiens* vertauscht sind, evoziert die Idee eines überzeitlichen „kosmischen Urbildes“ des Helden, das diesem in seiner historischen Verkörperung vorausgeht. Welche Quellen Gundolf seinen Aussagen zugrundelegt, bleibt unklar. Sein Verschweigen ist jedoch Programm: Historische Fakten spielen für Gundolf eine untergeordnete

---

ändertes Typoskript der handschriftlichen Fassung befindet sich in derselben Mappe und in M96a, S. 1–4.

<sup>612</sup> Gundolf: *Dichter und Helden*, 1921, S. 54f. Sperrung vom Verfasser.



Rolle, stattdessen zieht er mit Nietzsche und Cicero zwei die Wahrheit verbürgende Autoritäten hinzu. Das Nietzsche-Zitat in der Mitte des Textes stammt aus nachgelassenen Fragmenten zum dritten Teil des *Zarathustra*<sup>613</sup> und fasst die vorhergehenden Aussagen Gundolfs zusammen. Ähnlich dient Cicero als Gewährsmann, dessen Brief *ad Atticum* als Wiederholung und Bekräftigung der vorher formulierten Gedanken zitiert wird.<sup>614</sup> Mit den Ausdrücken „unermesslich, doch grenzhaft“ und „Grenzen des menschlichen Seins“ markiert Gundolf zusätzlich den intertextuellen Bezug zur Lyrik Goethes. Das Gedicht *Grenzen der Menschheit*,<sup>615</sup> das von dem Verhältnis des Menschen zu Göttern handelt und zusammen mit den Gedichten *Prometheus* und *Ganymed* „mögliche Verhaltensrollen gegenüber dem Göttlichen“ verhandelt,<sup>616</sup> könnte Gundolf zu seinen Ausführungen inspiriert haben. Das Gedicht zeigt die Begrenzung des Menschen gegenüber den Göttern an, eine Absage an Gleichstellung oder Apotheose. Cäsar ist kein Gott, auch wenn er göttliche Eigenschaften in sich trägt („unermesslich“). Vielmehr wird seine Exzeptionalität dadurch begründet, dass er seine menschlichen Grenzen expandiert. Noch ein weiteres Mal wird Goethe zitiert. In seinen für Johann Caspar Lavater verfassten Fragmenten heißt es über das Profil Cäsars: „Der Umriß! wie wahrhaft groß, rein und gut! Mächtig und gewaltig ohne Trutz. Unbeweglich und unwiderstehlich. Weise, tätig, erhaben über alles, sich fühlend Sohn des Glücks, bedächtig, schnell – Inbegriff aller menschlichen Größe.“<sup>617</sup> Gundolf imitiert diese Strategie der Reihung von Eigenschaften, die in dem Ausruf gipfelt, Cäsar stelle den „Inbegriff aller menschlichen Monumentalität“ (Gundolf) bzw. „Inbegriff aller menschlichen Größe“ (Goethe) dar. Damit ist schon in *Dichter und Helden* das der *Geschichte des Rubms* zugrunde liegende inhaltliche Programm definiert. Gundolf entwirft ein ganzheitliches und überzeitliches Konzept, das sich aber nur in einer einzigen Person vollkommen erfüllt. Cäsars Größe ist jedoch nicht konkret fassbar oder an einzelnen Taten belegbar. Stattdessen muss sein Nachleben bzw. seine Rezeption in der Geistes- und Kulturgeschichte als Beweis für seine menschliche Größe dienen.

Um die Genese einer heroischen Figur zu erläutern, entwirft Gundolf auf den ersten Seiten seiner Monographie ein Modell, das die Mechanismen der Rezeption aufdecken soll:

<sup>613</sup> Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Fragmente Herbst 1883 16[80], in: Ders.: Nachgelassene Fragmente 1882–1884, KSA 10, S. 526.

<sup>614</sup> In der Übersetzung von Helmut Kasten: „[...] ist es doch mein herzlichster Wunsch, daß ich mir treu bleibe und sie sich.“ Zit. n. Marcus Tullius Cicero: Atticus-Briefe. Lateinisch-deutsch, übersetzt v. Helmut Kasten, 3. unveränd. Aufl., München 1980, S. 599.

<sup>615</sup> Johann Wolfgang Goethe: Grenzen der Menschheit, in: Ders.: Gedichte 1756–1799, hg. v. Karl Eibl, Frankfurt a.M. 1987 (Sämtliche Werke, I. Abteilung, Bd.1), S. 332f.

<sup>616</sup> So Karl Eibl: Kommentar, in: ebd., S. 1054.

<sup>617</sup> Johann Wolfgang Goethe: Für Lavater verfasste Erklärung [Cäsar], in: Ders.: Ästhetische Schriften 1771–1805, hg. v. Friedmar Apel, Frankfurt a.M. 1998 (Sämtliche Werke, I. Abteilung, Bd.18), S. 167.

Die Bilder von Menschen, Dingen oder Ereignissen die ein Geschlecht dem andern weitergibt, klarer oder stumpfer, verschärfend oder verwischend, weisen zurück auf ganz wenige Urheber mit beginnlichem Blick, Griff oder Wort. Diese schaffen den energischen Mythos, die nachhaltigen Motive woran die Menge glaubt und weiterarbeitet. Sie festigen schwache Vorstellungen zu Gestalten, Meinungen zu Urteilen und Formeln, und wenn sie auch selten die Sprache der Geschichte schaffen, so doch oft ihre Sagen und Sätze. Manchmal sind die ersten Träger ihrer eignen Mär die Helden und Heilande selbst, manchmal ihre Gefährten und Jünger, manchmal spätere Dichter, Berichter und Künstler. (Cae, 8f.)

Als Teil eines kollektiven Gedächtnisses wird das ‚Bild‘ Cäsars im Verlauf der Geschichte mit unterschiedlichen Modifikationen, Veränderungen und Zuschreibungen belegt. Für den Begriff des ‚Bildes‘ findet sich in der Manuskriptfassung eine alternative Formulierung: „Vorstellungen welche die Welt von den wichtigen Personen oder Ereignissen“ hat.<sup>618</sup> Thimann deutet die „Bildwerdung“ Cäsars als einen aktiven Vorgang, bei dem zwar das Objekt (Cäsar) eine statische Größe bleibt, aber die bilderzeugende Einwirkung von außen ein immer neues zeitgebundenes Produkt schafft. Erst die „produktive Anverwandlung“ eines Gegenstandes, d.h. der schöpferische Akt, könne ihn als Ganzen wieder sichtbar machen.<sup>619</sup> Die eigentlichen Protagonisten von Gundolfs Studie sind jene, welche diesen Prozess der Bildwerdung steuern. Die öffentliche Menge wird mit dieser elitären Gruppe, die den Grundstein für die Ruhmesgeschichte legt, kontrastiert: den „ganz wenigen Urhebern“. Sie haben Schöpferkräfte („schaffen“), stellen das Bild auf Dauer („festigen“) und verleihen ihm durch Interpretation eine bestimmte Form („prägen“). Heroisierung wird als Zuschreibungs- und Interpretationsakt dargestellt. Eine exklusive und elitäre Gruppe verantwortet diesen Prozess und wird zum Mittler für die Masse, die rezipiert und weiterträgt. Konkret nennt Gundolf als Mittler folgende Gruppen: die „Helden und Heilande“, ihre „Gefährten und Jünger“ sowie „spätere Dichter, Berichter und Künstler“. Sowohl der Held selbst als auch seine Anhänger und mit ausgewiesenen Fähigkeiten ausgestattete Dritte können am Prozess der Heroisierung beteiligt sein. Die Trias von „Dichter, Berichter und Künstler“ verweist auf die unterschiedlichen medialen Formen, in denen sich Heroisierung vollziehen kann. Der „Dichter“ verantwortet die literarische Rezeption, der „Berichter“ die historiographische<sup>620</sup> und der „Künstler“ die bildkünstlerische Auseinandersetzung. Auch Gundolf, der sich selbst zuvor als „Historiker“ bezeichnet hatte, ist Teil der exklusiven Gruppe. Seine Sprache weist ihn jedoch als einen Dichter aus. Sein assertorischer und formelhafter Stil überblendet den faktualen Bericht. Die Häufung von dreiteiligen Reihungen und Aufzählungen („Menschen, Dingen oder Ereignissen“,

<sup>618</sup> Vgl. Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 3.

<sup>619</sup> Thimann: Vorbilder und Nachbilder, in: Ideengeschichte der Bildwissenschaft, hg. v. Probst/Klenner, 2009, S. 82 u. 84.

<sup>620</sup> Dies belegt auch die handschriftliche Fassung, in der statt „Berichter“ noch „Geschichtsschreiber“ steht. Vgl. Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 3.

„Blick, Griff oder Wort“, „Dichter, Bericht und Künstler“), die parallelen Satzstrukturen und die unpräzise, häufig metaphorische Verwendung von Begriffen („Bilder“, „Sprache der Geschichte“) erzeugen einen erzählerisch überformten, pathetischen Duktus. Den Begriff „Mythus“ verwendet Gundolf zudem synonym mit „Mär“. Dadurch wird der fiktionale Anteil deutlich, der die Genese und Tradierung einer Heldenfigur begleitet. Gundolf beschreibt einen Prozess zunehmender Fiktionalisierung: Historische Ereignisse werden literarisiert und mit Wirkungsabsichten belegt. Unter der Prämisse, die Fiktion komme der Wahrheit näher als historische Fakten, stellt sie sich jedoch gleichermaßen in den Dienst der Realität.

Gundolf untersucht in seiner Studie die drei Formen der literarischen, historiographischen und bildkünstlerischen Aneignung. So werden etwa die Historiker der Kaiserzeit ebenso behandelt wie der Dichter Shakespeare und der Künstler Andrea Mantegna. Die Rezipienten nähern sich Cäsar aus ihren medial geprägten Blickwinkeln jedoch immer nur partiell. Neben Cicero und Sallust tritt auch er selbst als „Gewährsmann des Altertums“ auf. Ihre Schriften sind maßgeblich für die weitere Rezeption:

[Sie] bestimmen die nach Farbe, Herkunft, Höhe und Absicht mannigfache Überlieferung, sie verdichten zuerst die cäsarische Atmosphäre, das Gefühl das er von sich selbst hatte und wollte, das Raunen, Staunen, Grollen und Schmiegen der andern, das Murmeln, Jauchzen, Murren der Menge, die Furcht oder den Kult der geblendeten Länder. (Cae, 9)

Gundolf verzichtet auf eine genauere Beschreibung der Rolle Cäsars und entwirft stattdessen einen onomatopoetischen Reigen seiner bei Zeitgenossen hervorgerufenen Wirkung („Raunen, Staunen, Grollen und Schmiegen [...] Murmeln, Jauchzen, Murren“). Er gibt weniger historische Tatsachen als vielmehr ein Stimmungsbild wieder, das die Konkurrenz und Schmeicheleien der Senatsmitglieder ebenso konstatiert wie die Verehrung und Kritik des römischen Volkes und die Ehrfurcht von Menschen aus anderen Teilen der Erde. Cäsar begründe mit seinen *Commentarii* den eigenen Ruhm: „Seine Taten hat Cäsar selbst verewigt, wie Jahrhunderte sie behalten haben.“ (Cae, 9)<sup>621</sup> Vorrangig der erzählerische Stil offenbart in seiner Schlichtheit den Genius: „Unter allen Naiven hat noch keiner so bewußt als Genius, unter allen Genies keines mehr so episch simpel geschrieben.“ (Cae, 10) Es wird Cäsar nicht zum Nachteil ausgelegt, dass er historische Zusammenhänge idealisierte, sondern mithilfe eines Dikolons als Teil seiner Wirkungsabsicht definiert: „Kleinen Schwindel übt kein großer Mann.“ (Cae, 9)

<sup>621</sup> Vgl. etwa die deutschen Ausgaben der *Commentarii de bello Gallico* und *Commentarii de bello civili*: Gaius Iulius Caesar: Der gallische Krieg, übers. u. hg. v. Marieluise Deißmann, Stuttgart 2011 (Reclams Universal-Bibliothek, 1012) sowie Gaius Iulius Caesar: Der Bürgerkrieg, übers. v. Marieluise Deißmann-Merten, Stuttgart 1975 (Reclams Universal-Bibliothek, 1090).

Gundolf hebt mehrfach auf die Verbindung von Cäsars weltmännischem und bäurischem Charakter ab.

Doch wie er Gebiete angrenzt, Nachbarn bemißt, trennt und bindet, darin waltet noch der uralte Bauernsinn, und noch eine Kriegszucht stammt nicht aus schweifender Jägerei sondern aus geduldigem Feldbau. Der Orbis Terrarum ist ihm so geläufig wie einem Grundherr sein Meierhof, und gerade diese Nüchternheit, die vor solchen Weiten nicht staunt, gehört zu seiner Größe, wie zu der Alexanders der Rausch vor dem Geheimnis der grenzenlosen Ferne. Dem Römer war die eroberte Erde ein Acker, dem Hellenen die zu erobernde ein Wunder. (Cae, 11)

Cäsars Bauerntum, seine archaische Bodenständigkeit und seine natürliche Vertrautheit mit dem eroberten Land werden als Zeichen einer ‚schlichten Größe‘ interpretiert. Nicht der Rausch der Jugend, sondern die Weisheit des Weltmanns charakterisiere Cäsar: „[N]ur aus so massivem Grund konnte die Tribsicherheit, der Takt, die Gelassenheit gedeihen, der lange Atem voll Zucht und Glut.“ Seine Bäuerlichkeit ist aber nur eine Basis für sein Heroentum: „Doch ist dies römische Bauernerbe nur die Unterlage der Stärke, die zur heroischen Anmut, zum tätigen Adel gehört. Zum klassischen Menschen geläutert hat ihn erst Licht und Luft der hellenischen Bildung.“ Cäsars Persönlichkeit verbinde „Erdenbreite und Blutsstärke der Römer“ mit „Geistesfülle der Griechen“. (Cae, 12) Auch in seinem scherzhaften Bilderbuch für die Töchter Wolfskehl greift Gundolf den Topos des „Doppelerbes“<sup>622</sup> zur Charakterisierung der Römer auf: „Rechts Speer, links Pflug, zu Füßen Kohl“.<sup>623</sup>

Unmissverständlich weist Gundolf mit dieser Charakterzeichnung auf eine Person der Gegenwart hin. Die Verbindung von bäurischer Art und weltmännischer Haltung wurde im Kreis auch Stefan George zugesprochen, so etwa bei Salin:

Seine Gestalt? Wir waren versucht sie zierlich zu nennen [...]. Aber kaum war ein solches Wort gedacht und geformt, – so wurde plötzlich auch die entgegengesetzte Eigenschaft sichtbar: statt des jünglinghaften Dichters [...] stand fest und schwer im Raum ein bäuerlicher Mensch, der durch den Boden hindurch zur Erde zu reichen und aus ihr seine Kraft zu empfangen schien.<sup>624</sup>

<sup>622</sup> Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 7.

<sup>623</sup> Gundolf: Für Natzel und Dizel. Ein Bilderbuch, 1968. Das vollständige Gedicht über die Römer lautet: „Die Römer hart und sittenstreng / Gediegen, nervig, würdig, eng. / Rechts Speer, links Pflug, zu Füßen Kohl / Im Busen Krieg und Landeswohl, / Familie zwecklich, Götter viel, / Die Menschheit nichts, der Staat das Ziel. / So unterwarfen klug und zäh / Sie sich Italiens Fern und Näh / Bis ihnen – welch ein Zwischenfall! – / Erlag selbst Puniens Hannibal. / Das Mittelmeer und Griechenland / Erlag, wenn auch mit Widerstand. / Doch weh! Die griechische Kultur / Verweichlichte die Urnatur, / Der Luxus brachte Neid; der Zwist, / Der Krieg, ein innres Leiden frisst / Am Mark des Weltreichknochenbaus – / Der Stärkste zieht den Vorteil draus.“

<sup>624</sup> Salin: Um Stefan George, 1954, S. 19.

Statur und Körperhaltung Georges deuten Gegensätze an: Sie zeigen den jugendlichen Dichter und den bodenständigen Bauern. Auch charakterlich wird beides zusammengeführt. „Viele Typen in sich befassend, doch nicht als locker gebundene Person, sondern als Ausgliederung des Einen und als Möglichkeit ihn verschieden zu sehn, erschien er ganz Fremden als Geistlicher oder Diplomat, bäurisch oder weltmännisch“, schrieb Rudolf Pannwitz noch 1965.<sup>625</sup> Die in der Vorderansicht oft als bäurisch charakterisierte Physiognomie Georges wurde mit seiner Abstammung und Herkunft aus Bingen am Rhein in Verbindung gebracht.<sup>626</sup> In den überlieferten physiognomischen Beschreibungen kontrastiert der bäuerliche Charakter seiner Portraitansicht mit der klassischen Form seines Profils: „[S]olche Gegensätze, die sich zu einer mächtigen Einheit spannten, glaubten wir auch im Antlitz zu sehen“, schrieb Salin.<sup>627</sup> In der Synthese von bäuerlicher Erscheinung und humanistischem Bildungsideal<sup>628</sup> wird die gegenwärtige Person George in das antike Vorbild Cäsar projiziert und umgekehrt. Es kommt zu einer wechselseitigen Überhöhung von Cäsar und George.

Interpreten haben immer wieder hervorgehoben, Gundolf verleihe Cäsar die Züge Georges. Allerdings geht Raulffs These, „der Caesarname [sei] in Wahrheit ein Pseudonym für Stefan George“, wohl zu weit.<sup>629</sup> Sie stützt sich vor allem auf den Schlusssatz der Erweiterungsschrift *Caesar im neunzehnten Jahrhundert* von 1926: „Noch ist kein Herrscher erschienen der weise ist, aber schon wirkt wieder

<sup>625</sup> Rudolf Pannwitz: Albert Verwey und Stefan George. Festschrift zu Verweys 100. Geburtstag, Heidelberg 1965 (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt, 35), S. 41.

<sup>626</sup> So wurde George in einem Brief von Karl Bauer an Friedrich Wolters vom 20.6.1914 als „Abkömmling lothringischer Bauern“ bezeichnet, vgl. Rossi: Karl Bauers Stefan George, in: George-Jahrbuch 10 (2014/15), S. 157f.

<sup>627</sup> Salin: Um Stefan George, 1954, S. 19. Er erweiterte den Topos von George als Bauer später um denjenigen des Gärtners: „Etwas von der Sorgsamkeit des erfahrenen Gärtners lag in der Art von Georges Umgang mit seinen Freunden und mit den Menschen, – des Gärtners, der in der einzelnen Pflanze die Gattung und die Eigenheit bedenkt, der das ihr zuträgliche Erdreich kennt und die förderliche Nahrung, der sie im Schatten wie in der Sonne hegt und sie für Wind und Wetter kräftigt, der dem Unkraut wehrt und mit dem gleichen Messer gefährliche Schösslinge schneidet und der, trauernd vielleicht – doch ohne Erbarmen, die Pflanze ausreißt, die schlechte Frucht treibt oder durch ihre Krankheit die heilen Nachbarstämme gefährdet. Das Bild des Gärtners hat nicht als Vergleich oder Gleichnis zu gelten – es umschreibt einen wirklichen Grundzug von Georges Wesen. Nicht zufällig sprachen wir schon früher von bäuerlichen Zügen.“ (ebd., S. 34).

<sup>628</sup> Georges intensive Auseinandersetzung mit der griechischen Antike, die bereits im altsprachlich ausgerichteten Ludwig-Georgs-Gymnasium im Darmstadt begann und von ihm lebenslang fortgeführt wurde, bildete die Grundlage seiner Bildung und fand auch Eingang in seine Dichtung. Vgl. hierzu Christian Oestersandfort: Antike-Rezeption, in: Handbuch 2, S. 647–671; Gert Mattenklott: „Die Griechen sind zu gut zum schnuppern, schmecken und beschwatzen“. Die Antike bei George und seinem Kreis, in: Urgeschichten der Moderne. Die Antike im 20. Jahrhundert, hg. v. Bernd Seidensticker/Martin Vöhler, Stuttgart/Weimar 2001, S. 234–248.

<sup>629</sup> Raulff: Der Bildungshistoriker, in: Friedrich Gundolf. Anfänge deutscher Geschichtsschreibung, hg. v. dems., 1993, S. 132.

ein Weiser mit herrscherlichem Willen, schöpferisch fest, wissend und liebend, trüchtig von dem cäsarischen Schauer den Nietzsche geweiht.<sup>630</sup> Gundolfs Anspielung auf George erkannten auch Zeitgenossen: „[E]s bedarf in der Tat keiner besonderen Anstrengung geistigen Sehvermögens, um in der ungeheuren Willensspannung und Dauerhaftigkeit, die Wesen und Werk Stefan Georges ausmachen, Züge des idealen Caesarbildes wiederzuerkennen [...]“.<sup>631</sup> Auch das Register untermauert die Bezugnahme, denn es verzeichnet für die entsprechende Seite den Namen „George“, ohne diesen im Text tatsächlich namentlich zu nennen. Der Hinweis auf George schließt den Kreis zur Einleitung von Gundolfs Ruhmesgeschichte, in der ein Ruf nach „kommenden Helden“ ergangen war. George steht als diejenige Erlösergestalt da, die Gundolf in der gegenwartskritischen Einleitung beschwor. Die Überblendung von George und Cäsar beschränkt sich aber nicht auf Gundolfs historiographische Schriften: „Es gehörte für Gundolf zu den beglückenden Symbolen seines Lebens, dass sein Heros und sein Meister, dass Caesar und George am gleichen 12. Juli geboren waren.“<sup>632</sup>

### *Apotheose Cäsars*

Die Darstellung von Cäsars Apotheose kontrastiert mit Gundolfs früheren Ausführungen in *Dichter und Helden*, in denen er eine Vergöttlichung des Helden programmatisch verneinte. Mit der Aussage „Vergöttern heißt die gefühlten Weltkräfte, das mit Lust oder Schauer erfahrene Lebensgeheimnis in Gestalten anbeten“ (Cae, 22) relativiert er seine These jedoch und transformiert die Apotheose zu einer spezifischen Form von Heldenverehrung. Dazu unterscheidet er zwei Stufen der Vergöttlichung Cäsars: Die erste Stufe der „frischen Heldenverehrung“ (Cae, 24) sei eine Vorstufe zur zweiten, dem von Augustus begründeten *Divus Julius*-Kult.<sup>633</sup> Bereits zu Lebzeiten erfahre Cäsar eine kultische Verehrung, die „Machtkult, Heldenkult, Staatskult“ verbinde und ihn zum „ersten europäischen Gott“ stilisiere (Cae, 23): „Cäsar [ist] die Entfaltung der menschlichen Gaben und

<sup>630</sup> Gundolf: Caesar im neunzehnten Jahrhundert, 1926, S. 88.

<sup>631</sup> Will Scheller: Caesar im 19. Jahrhundert, in: Karlsruher Zeitung (4.12.1926). Vgl. Gundolf-Nachlass, GSA, Z10.

<sup>632</sup> Vgl. Salin: Um Stefan George, 1954, S. 304, Fn 24/1: „Versuche von Alt-Historikern, den 15. Juli als das richtige Datum von Caesars Geburt nachzuweisen, betrachtete er als persönlichen Affront [...]“ Ausgerechnet der 12. Juli war auch Gundolfs Todestag. Vgl. auch den Brief von Hanna Wolfskehl an George, St. Oswald bei Grafenau, 8.7.1908, in: Stefan George – Karl und Hanna Wolfskehl, hg. v. Wägenbaur/Oelmann, 2015, S. 628f., hier S. 628: „Immer weniger will es mir als Zufall erscheinen, dass Sie mit Cäsar auf einen Tag geboren sind!“

<sup>633</sup> Zur Tradition der Vergöttlichung Cäsars vgl. etwa Gerhard Dobesch: Caesars Apotheose zu Lebzeiten und sein Ringen um den Königstitel. Untersuchungen über Caesars Alleinherrschaft, Wien 1966; Helga Gesche: Die Vergottung Caesars, Kallmünz 1968 (Frankfurter althistorische Studien, 1); Astrid Kraaz: Vergöttlichungstendenzen am Ende der römischen Republik am Beispiel Caesars und Oktavians, Berlin 1993.



Spannen bis zur göttlichen Vollkommenheit.“ (Cae, 24) Die Idee einer Transgression menschlicher Möglichkeiten wird mit Cäsars territorialer Herrschaftsausdehnung parallelisiert. Um seine Aussage zu unterstreichen und zugleich den Widerspruch zu früheren Aussagen zu plausibilisieren, vergleicht Gundolf Cäsars Apotheose mit der Alexanders und kommt zu folgendem Ergebnis: „Alexander ist vergottet als die Wiedergeburt einer der ewigen Mächte, als Sohn des Zeus, als Herabkunft des Höchsten, Cäsar in seinem bestimmten Menschtum als eben diese einzige und einmalige Gestalt, als Aufstieg des Gajus Julius zu Göttern und Sternen.“ (Cae, 24) Die Opposition der Abwärtsbewegung des einen (vom Götterhimmel auf die Erde) und der Aufwärtsbewegung des anderen (von der Erde in den Götterhimmel) kontrastiert zwei Modelle von Vergöttlichung, die sich zwar in der Bewegungsrichtung, aber nicht in ihrer Qualität unterscheiden.

Die erneute „Vergottung“ (Cae, 23) Cäsars durch seinen Erben und Nachfolger Augustus trägt einen anderen Charakter. Hier geht es nicht mehr um eine unmittelbare Heldenverehrung, deren Objekt lebendiger Mittelpunkt der Adorationspraxis ist, sondern vielmehr um die Anbetung eines inszenierten Gottes. Cäsar wird laut Gundolf zur „Kultfigur“ und zum „Heiligenbild“ (Cae, 24) degradiert und auf diese Weise zum Objekt eines Machtkampfes zwischen Vorgänger und Nachfolger. Augustus, so deutet Gundolf, musste als Erbe Cäsars „das notwendige Werk des Vaters zugleich retten und begrenzen, seine Macht nützen und seine Vermessenheit meiden, seinen Ruhm festigen und seinen gefährlichen Zauber bannen. So hat er ihn zum Gott erkältet und zum Stern entrückt [...]“ (Cae, 25). Damit war die politische Gegenwart des Augustus vom direkten Vergleich mit dem Vorgänger befreit. Cäsar wurde zwar noch verehrt, aber nicht mehr als Vorbild gesehen. „Hatten die Julier und Claudier aus Cäsar ihren Fug abgeleitet, so beriefen sich die Späteren auf Augustus und ehren Cäsar mehr von dessen Amtsgottheit aus als um seines eigenen Heroentums willen.“ (Cae, 45)<sup>634</sup> Der kritische Ton, in dem Gundolf den von Augustus inszenierten Kult des *Divus Julius* deutet, liest sich wie eine späte Kritik an Georges Maximin-Kult. Zwar lässt sich das Verhältnis zwischen George und Maximilian Kronberger nicht vollständig mit Cäsar und Augustus parallelisieren – zumal im antiken Fall die Kultstiftung durch den jüngeren Nachfolger erfolgt. Aber Gundolfs Beschreibung der Kultstiftung des Augustus ähnelt dem Kult um Maximin augenfällig: Hier wurde der Verehrte zu einer überpersönlichen, ins Göttliche gesteigerten Kunstfigur transformiert, die sich der unmittelbaren Bewunderung entzog und nur noch durch Anbetung angesprochen werden konnte. Gundolf, zunächst an der Maximin-Verehrung teilhabend, äußert etwa 20 Jahre später eine kritische Distanz zum Kult.<sup>635</sup>

<sup>634</sup> In der Manuskriptfassung hatte Gundolf anstelle des „Heroentums“ noch den Begriff „Heroengottheit“ verwendet. Vgl. Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 56.

<sup>635</sup> Simon Reiser hat gezeigt, dass Gundolf dem Maximin-Kult auch schon vorher skeptisch gegenüberstand. Weil er sich George verpflichtet fühlte, nahm er jedoch widerwillig an ihm teil. Vgl. Reiser: Totengedächtnis in den Kreisen um Stefan George, 2015, S. 105f.



Im dritten Teil der Monographie untersucht Gundolf unter anderem die Rezeption Cäsars durch vier historische Persönlichkeiten, denen ebenfalls Kreis-Biographien gewidmet wurden: Shakespeare, Goethe, Napoleon und Nietzsche. Sie treten in einer Doppelrolle als Adoranten Cäsars und als Adorationsobjekte des Kreises auf. Dadurch erhellen sie das intertextuelle Verweissystem der ‚Gestalt‘-Monographien, das die einzelnen Figuren systematisch zu einem heroischen Kollektiv formt. Wie stellt Gundolf die jeweiligen Persönlichkeiten als Cäsar-Verehrer dar?

Für Shakespeare war Cäsar ein „großer Held und Herrscher“ (Cae, 180). Beide werden auf eine Hierarchiestufe platziert. Shakespeare war ein „Schöpfer“ (Cae, 175), der mit dem Drama *Julius Caesar* ein „wirkliches Urbild“ (Cae, 181) schuf: „die selbständige Beschworung des größten Herrschers durch den größten Dichter“ (Cae, 185). Zwei kongeniale Gestalten stehen sich in diesen Superlativen gegenüber. Zwar trennen die Bezeichnungen ‚Herrscher‘ und ‚Dichter‘ sie in ihren Funktionen. Aber genau darin sind sie voneinander abhängig, wie Gundolf in einem Vortragsmanuskript über *Julius Caesar bei Shakespeare* zu verdeutlichen sucht.

Das Beste in der Geschichte, das stammt aus der Wechselwirkung zwischen den grossen Tätern oder Duldern und den grossen Kündern, aus der Berührung von Held und Heiland mit Dichter und Bildner – im weitesten Sinn. Auch die Menge dichtet wo sie glaubt und feiert und die einzelnen Dichter machen nur heller, fester, stärker was jedem geschieht der Eindrücke empfängt und mitteilt. Ein Kreislauf der Kräfte verbindet das schöpferische Wort mit der schöpferischen Tat ... Geben und Nehmen, Erleiden und Handeln sind nur zwei Züge desselben Weltatems – den wir nicht vereinzeln in Personen, doch deutlicher spüren in den klaren Genien als in den dumpfen Elementen. Als eines der denkwürdigsten Beispiele jener Wechselwirkung betrachten wir den Julius Caesar von Shakespeare: das Bild das der lebensrichtigste Gestalter von dem lebenshaltigsten Gebieter gedichtet.<sup>636</sup>

Hier wird das produktive Wechselverhältnis der beiden Männer beschworen. Der Held benötigt den Dichter, der von ihm erzählt, seine Taten literarisch verdichtet und tradiert. Das Bild eines „Kreislaufs der Kräfte“ betont alliterierend die enge Verbindung von Wort und Tat. Indem Gundolf beide als „schöpferisch“ bezeichnet, stellt er sie auf eine qualitative Ebene („zwei Züge desselben Weltatems“) und referiert auf Vallentins These eines „heroischen Schöpfermenschen“.<sup>637</sup> Mit dem Bild des ‚Weltatems‘ lässt Gundolf Dichter und Täter in einem sich von den historischen Personen lösenden kosmischen Kontext aufgehen. Zwei abschließende Hyperlative („lebensrichtigster Gestalter“ und „lebenshaltigster Gebieter“) beschwören und steigern die Parallelen beider.

<sup>636</sup> Zit. n. Gundolf: *Julius Caesar bei Shakespeare*, ungedrucktes Manuskript der Einleitung zu einem Vortrag, in: Gundolf-Nachlass, GSA, M 94, S. 1.

<sup>637</sup> Vgl. Kap. III.3.

Der junge Goethe wiederum habe „den großen Menschen“ gesucht und „unter den fruchtbaren Sinnbildern dafür [...] auch den römischen Helden Cäsar“ (Cae, 237) gefunden. Als „gesteigertes Gleichnis und Wunschbild seiner selbst“ (Cae, 238) hätten Goethe an Cäsar insbesondere diejenigen Eigenschaften interessiert, die er für sich selbst beanspruchte. So verehrte Goethe einen unpolitischen und subjektiv überformten Cäsar. Die enthusiastische Cäsar-Adoration des jungen Goethe sei jedoch im Alter einer nüchternen Betrachtung gewichen: „Später war ihm Cäsar eher der Begründer der Monarchie, d.h. der dem Weltreich gemäßen Ordnung.“ (Cae, 240) Erst in der Begegnung mit Napoleon sei Goethe wieder mit seinem früheren Bild Cäsars konfrontiert worden:

Das cäsarische Wesen als Uerscheinung hat ihm Napoleon noch einmal vergegenwärtigt: einst hatte er von innen heraus, vermöge seines titanischen Schöpfertriebs den römischen Helden erlebt, jetzt erinnerte ihn von außen her der heroische und dämonische Weltgebieter noch einmal an dies Wunschbild seiner Jugend. (Cae, 242)

Napoleon verkörpert durch sein Auftreten als „heroischer und dämonischer Weltgebieter“ eine Art Wiedergeburt des römischen Herrschers. Goethes Verehrung für Cäsar wird durch die Bewunderung für Napoleon aktualisiert.

In einem eigenständigen Abschnitt wird Napoleon in eine Verwandtschaftsbeziehung zu Cäsar gesetzt, indem Gundolf ihn – wohl Vallentin zitierend<sup>638</sup> – zu einem antiken Menschen stilisiert. Schon der junge Napoleon, so deutet Gundolf in retrospektiver Teleologie, habe „seine antike Welt [...] in der Seele gehegt, mit dem Geist gesucht und früh gefunden“ (Cae, 256). Gundolf suggeriert, Napoleon habe – als der „klassische Nachfahr“ Alexanders und Cäsars, „nicht der Wiederholer ihrer Werke sondern der Erneuerer ihrer Art“ (Cae, 257) – einen exklusiven Bezug zur Antike. Als ein Tat und Wort verbindender Held habe er sich wiederum Cäsar als eigenen „Helden“ gesucht (Cae, 260). Er ließ sich weniger durch einzelne Feldzüge beeindrucken als von „seiner Gestalt Eigenschaft Haltung Stellung“: „Alexander und Cäsar waren ihm alles zugleich: Wunschbilder als Herren der Welt, Vorbilder als Helden, Meister als Kriegsführer“ (Cae, 261). Cäsars Büste schmückte Napoleons Arbeitszimmer in Saint-Cloud (Cae, 261) – eine Form der Aneignung und Verehrung, die Gundolf selbst imitierte (Abb. 16). In seinen *Précis des guerres de César*<sup>639</sup> habe sich Napoleon auch literarisch am Stil Cäsars orientiert, dessen Schlichtheit der *Commentarii* er noch zu überbieten versuchte.

Napoleons Cäsar-buch hat den hohen Stil seines Verfassers wie seines Helden und wird diesem deshalb, ohne erhabene Worte Gedanken Gefühle, nur durch natürliche Höhe,

---

<sup>638</sup> Vgl. Kap. III.3.3.

<sup>639</sup> *Précis des guerres de César* écrit par Marchand à l'île de Ste Hélène sous la dictée de l'empereur et suivi de plusieurs fragmens inédits par Napoléon / Übersicht der Kriege Cäsars von Napoleon: vom Kaiser auf St. Helena dictiert, niedergeschrieben von Marchand. Nebst mehreren noch ungedruckten Fragmenten von Napoleon, Stuttgart 1836.

vollkommen gerecht – neben Dantes Versen und Shakespeares Drama sein oberstes Mal. Mögen andre ihn reicher schildern, tiefer deuten, prächtiger rühmen: keiner war so seinesgleichen und hat ihn so schlicht gezeichnet nach seinem eigenen Bild. Napoleon begriff den Geist dem er glich und hat die Welt ihn wieder begreifen gelehrt. (Cae, 262)

Napoleon wird nicht nur auf eine Stufe mit Cäsar, sondern auch mit den Dichtern Dante und Shakespeare gestellt. Ein Faust-Zitat („Du gleichst dem Geist den du begreifst“<sup>640</sup>) wiederum referiert auf Goethe und die Idee der Kongenialität von Verfasser und Gegenstand. Gundolf beruft sich zudem auf eine lange Tradition des Vergleichs zwischen Cäsar und Napoleon, deren Existenz bereits bezeuge, dass es eine „echte Nähe, über literarisches und rednerisches Spiel hinaus“ gegeben habe (Cae, 263). Die Parallelen zwischen beiden würden also nicht nur rhetorisch erzeugt, sondern – so behauptet Gundolf in assertorischem Stil – seien realiter vorhanden. Napoleon wird kurzerhand mit einer Antonomasie als „neuer Cäsar“ tituiert und zur „Wiedergeburt“ erklärt (Cae, 263).

Mit Napoleon ist Gundolf an ein vorläufiges Ende der Ruhmesgeschichte Cäsars gelangt: Napoleon sei „der letzte der solchen Ruhm erlebt und Vorbilder derart nachgelebt hat“ (Cae, 263).<sup>641</sup> Nur Nietzsche wird zum „Seher“ der Gegenwart erklärt (Cae, 266), indem er „Völker und Führer der Zeiten als gegenwärtige und als ewige Mächte“ in seinen Schriften lebendig werden lasse (Cae, 265). Prometheisch habe Nietzsche den ‚Übermenschen‘ „aus seiner eigenen Glut [genährt]“ und „nach Gestalten [geformt] die waren“ (Cae, 265). Cäsar wird in einem „geheimnisvollen Wink an die Zukunft“ unter Rückgriff auf das Nietzsche-Zitat, das Gundolf bereits in *Dichter und Helden* verwendet hatte,<sup>642</sup> als Erlöser beschworen. Indem Gundolf Nietzsche als Prophet den ‚neuen Cäsar‘ ankündigen lässt, schließt er den Kreis zur Einleitung, in der er diese Zukunftsvision bereits als „Bedürfnis“ (Cae, 7) beschworen hatte.

Was zeigen diese vier Beispiele? Gundolf deutet unter Rückgriff auf Personen der europäischen Geschichte Cäsar als wiederkehrende Referenz. Es kommt zu unterschiedlichen strategischen Herangehensweisen, die jeweils in eine Wechselbeziehung der Figuren münden. Shakespeare, Goethe, Napoleon und Nietzsche werden nicht nur als Verehrer Cäsars dargestellt, sondern auch zu gleichrangigen

---

<sup>640</sup> Der „Geist“ spricht zu Faust in der *Nacht*-Szene die berühmten Worte: „Du gleichst dem Geist den du begreifst, / Nicht mir!“ Zit. n. Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Der Tragödie Erster Teil*, hg. v. Albrecht Schöne, Frankfurt a.M. 1994 (Sämtliche Werke, I. Abteilung, Bd. 7/1), S. 38.

<sup>641</sup> Auch im Manuskript wird Napoleons Rolle als Endpunkt der Ruhmesgeschichte gedeutet. Gundolf strich diese Passage jedoch wieder: „Er ist einstweilen der letzte, der Ruhm im antiken Sinn errungen, mythische Bildwerdung der Gestalt, nicht nur Berühmtheit, fliegenden Ruf und Schall, und er ist der letzte dem Caesar in diesem Sinn Vorbild, Urbild geworden, nicht nur, wie seinem schon bürgerlichen Neffen, ein Prunkname, eine Rolle oder eine Schule.“ Zit. n. Manuskript, Gundolf-Nachlass, GSA, M36b, S. 377.

<sup>642</sup> „Mit der Genesung Zarathustras steht Cäsar da, unerbittlich, gütig – zwischen Schöpfersein, Güte und Weisheit ist die Kluft vernichtet.“ Vgl. Gundolf: *Dichter und Helden*, 1921.

Helden erklärt, die wiederum vom George-Kreis verehrt werden: ein Circulus eines sich wechselseitig in seiner Bedeutung erhöhenden heroischen Kollektivs.

### 5. Heroisierte Heilige – Wolfram von den Steinen: Franziskus und Dominikus (1926) und Bernhard von Clairvaux (1926)

Die Mittelalter-Rezeption von George und seinem Kreis ist bisher nur ansatzweise erforscht.<sup>643</sup> Jutta Schloon beschreibt den Mediävalismus Georges als einen diachron sich entwickelnden dreistufigen Prozess, der sich aus zweierlei Dynamiken speist: Zum einen aus der Referenz auf mittelalterliche Motive, Themen und Figuren, zum anderen aus einer „bedeutungs- und sinnstiftenden Aktualisierung“ des Mittelalters, die sich in „künstlerischen Imaginationen“ zeigt.<sup>644</sup> Das Mittelalter interessierte George nicht primär als historische Epoche, sondern als „Bildinventar und Projektionsraum, in den persönliche wie zeittypische Vorstellungen rückgespiegelt werden konnten“.<sup>645</sup> Die drei Phasen des Mediävalismus unterteilt Schloon in einen „ästhetischen“ (1890–1900), einen „zeitkritischen“ (1900–1914) und einen „monumentalistischen“ (1914–1933) Ansatz.<sup>646</sup> Die an Nietzsches ‚monumentalistischer‘ Geschichtsschreibung orientierte dritte Phase entspricht dem Entstehungszeitraum der meisten biographischen Schriften des Kreises, zu denen auch Wolfram von den Steinen's Monographien gezählt werden können. Die fünfbandige, zwischen 1926 und 1928 im Ferdinand Hirt Verlag in Breslau erschienene Reihe *Heilige und Helden des Mittelalters* portraitiert bedeutende Figuren des Mittelalters.<sup>647</sup> Das folgende Kapitel diskutiert ausgewählte biographische Schriften des Basler Mediävisten Wolfram von den Steinen. Es fragt nach dem Verhältnis von Heiligen und heroischen Figuren an drei Beispielen: Bernhard von Clairvaux, Franziskus und Dominikus. Anhand einer Analyse der narrativen Heroisierungsstrategien ebenso wie der intertextuellen Bezugnah-

---

<sup>643</sup> Vgl. dazu Bastian Schlüter: Explodierende Altertümlichkeit. Imaginationen vom Mittelalter zwischen den Weltkriegen, Göttingen 2011, S. 260; Ute Oelmann: Das Mittelalter in der Dichtung Georges. Ein Versuch, in: Geschichtsbilder im George-Kreis, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 133–145; Jutta Schloon: Mittelalter-Rezeption, in: Handbuch 2, S. 672–682; Sebastian Schütze: Ein Gotiker im George-Kreis. Melchior Lechter und die Erneuerung der Kunst aus dem Geist des Mittelalters, in: Geschichtsbilder im George-Kreis, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 147–182; Jan Andres: Mittelalter als Modell? Zu Stefan George, in: Modell Mittelalter, hg. v. Victoria von Flemming, Köln 2010, S. 145–167.

<sup>644</sup> Schloon: Mittelalter-Rezeption, in: Handbuch 2, S. 672.

<sup>645</sup> Ebd., S. 676.

<sup>646</sup> Ebd., S. 675.

<sup>647</sup> Vom Verlag wurden die Schriften der Reihe beworben als „Vornehme Weihnachts-Geschenke für jeden, der die großen Namen unserer Vergangenheit als lebendige Helfer und Führer zur Selbstbesinnung, Kraft und Größe liebt und sucht.“ Vgl. den Ausschnitt einer Werbeanzeige in der Zeitungsausschnittsammlung der Mediendokumentation, DLA Marbach, Z: Steinen, Wolfram von den (7g2).

men kann der Einfluss des George-Kreises auf von den Steinen näher beleuchtet und dessen Heldenkonzept konturiert werden.

### 5.1. Kontext und Stand der Forschung

#### *Wolfram von den Steinen und der George-Kreis*

Zu Füßen des rebenberühmten Scharlachberges, in Büdesheim bei Bingen, kam der Dichter in einem der gesegnetsten Sonnenjahre zur Welt. Das Gesicht dieser heroisch-deutschen Landschaft im Winkel der Nahe mit dem Rhein zeigt noch heute manches von altrömischer und vieles von mittelalterlicher Prägung. Hier baute Drusus Kastell und Brücke, hier saß Kaiser Heinrich IV. in Haft seines wilden Sohnes, hier betete und lehrte im selbstgegründeten Kloster die heilige Seherin Hildegard von Bingen. Später haben hier die Franzosen gekämpft und gewütet – aber auch Goethe verlebte hier im Alter heiterste Tage.<sup>648</sup>

Aus Anlass des 60. Geburtstags von George widmet Wolfram von den Steinen dem verehrten Dichter eine Würdigung in der *Frankfurter Zeitung*. Die Lebensbeschreibung Georges bettet er in ein Panorama deutscher Politik- und Geistesgeschichte ebenso ein wie in die fruchtbare Natur des Geburtsortes. Schon das lokal-zeitliche Ereignis der Geburt des Knaben offenbare dessen außergewöhnliche Bedeutung. Die Lokal- und Temporaldeiktika („Zu Füßen des rebenberühmten Scharlachberges“, „im Winkel der Nahe mit dem Rhein“ und „in einem der gesegnetsten Sonnenjahre“) betonen die günstige Konstellation von Ort und Zeit der Geburt. Die Fruchtbarkeit der Landschaft und die gute Fügung des Klimas versprechen nicht nur eine üppige Ernte, sondern deuten auch die verheißungsvolle Entwicklung des Neugeborenen voraus. Der retrospektiven Sicht des Autors ist geschuldet, dass George bereits als „Dichter“ zur Welt kommt. Die teleologische Argumentation beschränkt sich im weiteren Verlauf des Textes auf die Genese des dichterischen Genies. In die anthropomorphisierte Landschaft, durch die Zuschreibung als „heroisch-deutsch“ erheblich aufgewertet, haben sich historische Ereignisse eingeschrieben: Die stark zeitraffende Aufzählung bedeutender Figuren und Geschehnisse von der Antike bis zur Goethezeit entfaltet ein Tableau historischer Höhepunkte, an deren vorläufigem Ende die biblisch überhöhte Geburt Georges steht. Der Mediävist von den Steinen entdeckt vor allem mittelalterliche Spuren in der Gegenwart. Jeweils mit dem deiktischen Lokaladverb „hier“ auf den Geburtsort Georges referierend, hebt von den Steinen einige Beispiele hervor. Bingen und das nicht weit entfernte Nahegau waren nicht nur Heimat der bedeutenden Benediktinerin und Universalgelehrten Hildegard, sondern auch Schauplatz eines wichtigen politischen Ereignisses des Mittelalters. Mit der Inhaftierung Kaiser Heinrichs IV. auf der Burg Böckelheim durch seinen

---

<sup>648</sup> Wolfram von den Steinen: Stefan George. Zum sechzigsten Geburtstag, in: *Frankfurter Zeitung* 514 (12.7.1928), S. unbekannt.

Sohn Heinrich V. im Jahr 1105 endete seine ein halbes Jahrhundert währende Herrschaft auf dem Königs- und späteren Kaiserthron, die wesentlich von dem Konflikt mit dem Papsttum und dem ‚Gang nach Canossa‘ geprägt war. Die Gegenüberstellung der neuzeitlichen Ereignisse ist ähnlich diskrepant wie die Auswahl der mittelalterlichen: Die kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich kontrastieren mit den „heitersten Tagen“ des alternden Goethe.

Ein etwa 25 Jahre später entstandenes Manuskript über George zeigt den Dichter als frühen Verehrer heroischer Figuren und deutet sein Herrschaftsmodell voraus:

Mit den Spielgefährten, die er um sich scharte, erglühete der Knabe im stillen Schilf seines Flusses für die hellenischen Vorbilder wie Homer und die attischen Meister sie hinstellten, oder für die heiligen Helden und die edle Sitte mittelalterlicher Sagen und Sänge. Und wenn dann er sich an die hohen Gestalten und Gesetze, die doch einmal auch geschichtlich waren, strenger gebunden fühlte als die Gefährten, dann erfuhr der Knabe seine Einsamkeit, aber auch seine Berufung. Er träumte sein Kindliches Königtum im selbstgeschaffenen Staat, wo die Besten den Glanz seiner selbstgeschmiedeten Krone suchten und im schimmernden Saal seinen wunderkündenden Worten lauschten.<sup>649</sup>

Als Vorbilder des jungen George stehen Figuren aus der Antike und dem Mittelalter bereit. Referiert wird sowohl auf das Personal dieser Zeit (Homer, „attische Meister“, „heilige Helden“) als auch auf die schriftlichen Quellen, aus denen sich Georges Antike- und Mittelalterbegeisterung speiste. Von den Steinen zitiert Georges Gedichtband *Sagen und Sänge* und das Gedicht *Kindliches Königtum*.<sup>650</sup> Der junge George habe sich historischen Figuren näher gefühlt als seinen Spielkameraden und leitete daraus ein Gefühl der Überlegenheit ab: Für die Selbstüberhöhung zum Herrscher („selbstgeschaffener Staat“, „selbstgeschmiedete Krone“) müssen die Freunde die Rolle von Dienenden und Verehrenden einnehmen. Als elitärer Kreis lauschen sie den prophetischen Reden („wunderkündenden Worten“). Von den Steinen entwirft eine Kindheitsszenarie, die aus der Retrospektive eine frühe Vorbestimmung Georges belegen soll. Die rhetorischen Stilmittel erzeugen eine ins Fiktionale überformte Begebenheit: durch die Häufung von Adjektiven, die in ihrer Reihung ein Tableau des Außerordentlichen entwerfen („hellenische Vorbilder“, „heilige Helden“, „hohe Gestalten“), durch Alliterationen („heilige Helden“, „Gestalten und Gesetze“, „Kindliches Königtum“, „wunderkündende Worte“) sowie durch die Verflechtung von Szenen des kindlichen Lebens mit den visionären Träumen des Knaben. Mit den „heiligen Helden“ weist Wolfram von den Steinen auch auf sein eigenes wissenschaftliches

<sup>649</sup> Wolfram von den Steinen: Stefan George zum 20. Todestage, Manuskript in der UB Basel, NL 85: I, 61, S. 2f.

<sup>650</sup> *Kindliches Königtum* handelt von einem Knaben, der sich im Kreis seiner Freunde ein Königlich erträumt. Die erste Strophe lautet: „Du warst erkoren schon als du zum throne / In deiner väterlichen gärten kies / Nach edlen steinen suchtest und zur krone / In deren glanz dein haupt sich glücklich pries.“ Zit n. George: *Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten*, Stuttgart 1991 (SW, 3), S. 76.

Programm hin. Die alliterarische Zusammenführung löst die Trennung von Heiligkeit und Heldentum in der Vision einer beides verbindenden Figur auf.

Die zitierten Auszüge bündeln die narrativen biographischen Strategien von den Steinen und offenbaren seine George-Verehrung. Obwohl nie dem Kreis im engeren Sinne zugehörig, zeigen wissenschaftliches Werk und andere schriftliche Dokumente wie Briefe und Tagebuchnotizen die geistige Nähe zum Dichter.<sup>651</sup> Das Manuskript *Der Meister. Ein Basler Zwiegespräch* (1937), ein dramatischer Dialog zwischen zwei fiktiven George-Adoranten, lässt sich als Selbstzeugnis von den Steinen lesen.<sup>652</sup> George selbst ist von den Steinen jedoch nie persönlich begegnet.<sup>653</sup> Die geplante Teilnahme an einem Kostümfest bei Karl Wolfskehl 1913 scheiterte an einem Schnupfen.<sup>654</sup> Zwar wurden einzelne seiner Schriften durch Wolters an George übermittelt und im Kreis vorgelesen, aber George äußerte sich

---

<sup>651</sup> Eine weitere Schrift von Wolfram von den Steinen über Stefan George ist publiziert: Stefan George – Deutscher und Europäer, in: Schweizer Annalen 2 (1936), S. 113–124. Neben dem oben genannten unpublizierten Manuskript über George verwahrt der Nachlass an der Universitätsbibliothek Basel in unterschiedlichen Fassungen ein weiteres: Wolfram von den Steinen: Über Stefan George: zum 4. Dezember 1958 (UB Basel, NL 85: I, 60). Das Manuskript *Stefan George zum 20. Todestag*, etwa 25 Jahre nach der Würdigung in der *Frankfurter Zeitung* verfasst, greift den atmosphärisch-dichten Erzählton wieder auf: „Am Rheine der Deutschen wuchs er auf, dort wo, wie Hölderlin singt, nicht arm an Männern das Land ist. Überall raunte dem Kinde das Erbe zweier Jahrtausende wie ein Lebendiges entgegen. Hier in Bingen hatten die alten Römer die Drususbrücke gebaut; sie hatten die Reben gebracht, die seither so herrlich wie kaum irgendwo die schönlinigen Höhen hinaufreiften. Hier an und in dem gewaltig hinziehenden Strome standen sagenumspunnen die Burgen der Ritter und Bischöfe, und droben auf dem Berge hatte Goethe menschlich-fröhlich mit dem Volke die Freiheit gefeiert, hatte in den staufischen Zeiten die hohe Seherin Hildegard von Bingen dem heiligen Geist und heiligen Maximin ihre Hymnen gesungen.“ Vgl. UB Basel, NL 85: I, 61, S. 1. Im November 1951 hielt Wolfram von den Steinen außerdem einen Vortrag über „Unzeitgemäße in der zeitgenössischen Kultur“ in der Saarländischen Kulturgesellschaft. Zwei Rezensionen dieses Vortrags über Baudelaire, Nietzsche und George liegen im Nachlass in der UB Basel NL 85, III, 98.

<sup>652</sup> Eine Abschrift des *Zwiegesprächs* für Karl Wolfskehl befindet sich im DLA Marbach unter D: Wolfskehl; Steinen, Wolfram von den, Dramatisches, *Der Meister. Ein Basler Zwiegespräch* (1937).

<sup>653</sup> Siehe den Personenartikel von Hartmann: von den Steinen, in: Handbuch 3, S. 1685–1688. Einige Nachrufe geben biographische Auskunft über Wolfram von den Steinen: Werner Eichhorn: In memoriam Wolfram von den Steinen 1892–1967, in: Erasmus. Speculum Scientiarum 20 (1968), Sp. 577–580; Peter von Moos: Nécrologie. Wolfram von den Steinen (1892–1967), in: Cahiers de Civilisation Médiévale 11 (1968), S. 89–91.

<sup>654</sup> In einem Brief an seine Eltern auf einer Reise nach Venedig 1913 schrieb von den Steinen: „(Sonntag) Venedig, den 2. März 1913. Im Albergo Cavaletto, Zimmer 6, auf meinem Schnupfenlager. Liebe Eltern, Wie schon durch eine flüchtige Karte angesagt, verließ ich München am Freitagabend mit dem Zug um 10<sup>46</sup>. Dazu bewog mich keineswegs allein die Aussicht auf Venedig – denn dem stand ein Maskenfest bei Wolfskehl entgegen, wo ich nicht nur Karl & Hannah, sondern auch Wölflin, Hellgrath und viele andre, dazu ganz Schwabing gesehen hätte: sondern entschieden das deutliche Gefühle eines nahenden wüsten Schnupfens, der mir den Genuss des Festes geraubt und mich auf mehrere in jeder Hinsicht teure Tage in München festgehalten hätte mit der Aussicht, dass durch den Klimawechsel hier alles von vorn anfang.“ UB Basel, NL 85: IV,4.



durchaus kritisch gegenüber den christlichen Themen des Mediävisten.<sup>655</sup> Zu Weihnachten 1925 übersandte von den Steinen mit einer beigelegten Karte einige seiner Bände an den verehrten Dichter:

Meister! Ich nehme mir die Freiheit Ihnen meine Heiligen und Helden zu senden: Dante · Franziskus und Dominikus · Bernhard. Wie viel diese Bücher Ihnen danken versuche ich nicht auszusprechen · sie müssen selbst davon zeugen. Nehmen Sie freundlich auf was ich mit dem einen wünsche schicke vor Ihnen zu bestehn. Der Ihre Wolfram von den Steinen.<sup>656</sup>

Friedrich Wolters trat als Vermittler auf.<sup>657</sup> Er verhalf von den Steinen zur Publikation der *Staatsbriefe Kaiser Friedrichs des Zweiten* in der Reihe *Werke der Schau und Forschung*.<sup>658</sup> Die Monographie *Vom heiligen Geist des Mittelalters*, 1926 im Ferdinand Hirt Verlag erschienen, ist Wolters „in Dankbarkeit und Liebe gewidmet“. Von Wolters habe er gelernt, man müsse eine Antwort auf die Frage finden, was die großen Gestalten des Mittelalters „über die Jahrhunderte erhob“. <sup>659</sup> Wolters' Schriften *Herrschaft und Dienst* und seine Beiträge in den *Jahrbüchern* waren von großer Bedeutung für von den Steinen.<sup>660</sup> Auch war er dem elitären Habitus des Kreises zugetan, wie er gegenüber Karl Wolfskehl noch 1939 bekannte.<sup>661</sup>

<sup>655</sup> Vgl. Schlüter: Explodierende Altertümlichkeit, 2011, S. 288.

<sup>656</sup> Karte von Wolfram von den Steinen an Stefan George, Berlin-Wilmersdorf, Weihnachten 1925, StGA Stuttgart, George III, 12291.

<sup>657</sup> Mit Friedrich Wolters verband Wolfram von den Steinen eine intensive Freundschaft. Wolters war für von den Steinen nicht nur ein geistiger Lehrer, sondern auch das Bindeglied zum George-Kreis. Gegenüber Karl Wolfskehl bekannte er brieflich nach Wolters' Tod: „[I]ch habe mich ja in Fachkreisen immer als seinen Schüler im engen Sinne bezeichnet [...]“. Zit. n. einem Brief von Wolfram von den Steinen an Karl Wolfskehl, Basel, 9.5.1930, DLA Marbach, D: Wolfskehl, NZ 71.1. Über die Art und Weise, wie sich die Beziehung zu Wolters gestaltete, geben frühe Tagebucheinträge von seiner Reise nach Schottland Auskunft, die stichwortartig die Gespräche mit Wolters zusammenfassen. Vgl. das Tagebuch von Wolfram von den Steinen Reise nach Schottland 1912, UB Basel, NL 85: IV,4.

<sup>658</sup> *Staatsbriefe Kaiser Friedrichs des Zweiten*, hg. v. Wolfram von den Steinen, Breslau 1923 (Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der BfDK). Mit dieser Studie wurde von den Steinen 1921 in Marburg promoviert.

<sup>659</sup> Wolfram von den Steinen: *Vom heiligen Geist des Mittelalters*. Anselm von Canterbury und Bernhard von Clairvaux, Breslau 1926, S. VII u. VIII.

<sup>660</sup> Vgl. Wolfgang Christian Schneider: ‚Heilige und Helden des Mittelalters‘. Die geschichtliche ‚Schau‘ Wolframs von den Steinen unter dem Zeichen Stefan Georges, in: *Geschichtsbilder im George-Kreis*, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 183–207, hier S. 185.

<sup>661</sup> Dies kommt in einem Brief von 1939 zum Ausdruck: „Ich las dieser Tage den I. Petrusbrief und war tief berührt von einer verwandtschaft des Lebensgefühls. Gleich der eingangsgruß gilt ‚den erkorenen neben der menge her‘ von denen es nachher heisst sie seien das wahre volk [...]“. Wolfram von den Steinen schreibt diesem „wahren volk“ für den kommenden Krieg eine besondere Rolle zu, indem er Georges ‚Geheimes Deutschland‘ aufruft und dessen Zeitgedicht *Nietzsche* zitiert: „Wenn dennoch einmal deutsche siegen werden, so werdens andre deutsche sein – das wahre volk – jenes beste gut das zum banne ging ... in den kreis den Liebe schliesst.“ Zit. n. Brief von Wolfram von den Steinen an Karl Wolfskehl, o.O., 20.7.1939, DLA Marbach, D: Wolfskehl, NZ 71.1. Vgl. auch George: *Nietzsche*, in: *Der Siebente Ring*, 1986 (SW, 6/7), S. 12f. sowie Kap. II.2.2. In ei-

Die Forschung zu Wolfram von den Steinen und seinem Bezug zum George-Kreis ist überschaubar.<sup>662</sup> Peter von Moos hat sich als Schüler um die Erinnerung an seinen Lehrer verdient gemacht und ihn (mitunter sehr affirmativ) gegen die massive Kritik der Fachwissenschaft zu verteidigen gesucht.<sup>663</sup> Zwei ausführliche Würdigungen des Lehrers widmen sich von den Steinen wissenschaftlichem Vermächtnis. Als „rätselhafter Außenseiter“<sup>664</sup> sei er in der Wissenschaft vor allem für seine Haltung gegenüber der Geschichte und seine Betrachtungsweise historischer Ereignisse und Personen kritisiert worden. Mit dem George-Kreis teilte er, so von Moos, nicht nur die radikale Gegenwartskritik: Als Forscher habe er „aus dieser innern Bindung an sein Vorbild den Sinn für Rang und Gestalt“ gewonnen.<sup>665</sup> Von den Steinen habe an Beispielen menschlicher Größe die Geschlossenheit des mittelalterlichen Weltbildes zeigen und sie mit einer bildhaften, dichterischen Sprache veranschaulichen wollen.<sup>666</sup> Auch die Nähe zu Nietzsches „monumentalischer“ Geschichtsschreibung wurde vermerkt: Von Moos beschreibt seinen Lehrer als „Geschichts-Hagiographen“, der „das Bleibende zuerst in der ‚historischen Größe‘ zeigen wollte“.<sup>667</sup>

Desweiteren nehmen zwei neuere Aufsätze von Wolfgang Christian Schneider das Verhältnis von den Steinen zum George-Kreis in den Blick.<sup>668</sup> Während George von den *Staatsbriefen Friedrichs* noch angetan war, zeigte er sich weniger

---

nem weiteren Brief aus dem Jahr 1940 blickt von den Steinen mit Zweifeln in die Zukunft: „Oft dünkt mich, die bahn in der die welt nun getrieben wird lenke noch einmal (anders zwar) in die nähe jener bezirke in denen einst Nietzsche zerbrach und die dann der Meister wunderbar überwand. Es droht wieder so etwas empor daß alles einsam wird und die worte auch der besten in einer luft versickern die nicht trägt.“ Zit. n. Brief von Wolfram von den Steinen an Karl Wolfskehl, Riehen/Basel, 28.10.1940, DLA Marbach, D: Wolfskehl, NZ 71.1. Von den Steinen referiert auf Georges Gedicht *Verweilst du in den traurigsten bezirken*, aus: *Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod* mit einem Vorspiel, Stuttgart 1984 (SW, 5), S. 19.

<sup>662</sup> Vgl. die Bibliographie bei Hartmann: von den Steinen, in: *Handbuch* 3, S. 1685–1688.

<sup>663</sup> Peter von Moos gab eine Sammlung wissenschaftlicher Texte seines Lehrers heraus, die als Festschrift zum 75. Geburtstag geplant war und kurz nach von den Steinen Tod erschien: *Wolfram von den Steinen: Menschen im Mittelalter. Gesammelte Forschungen, Betrachtungen, Bilder*, hg. v. Peter von Moos, Bern/München 1967.

<sup>664</sup> Peter von Moos: *Wolfram von den Steinen und die Mittelalterforschung*, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 97 (1968), S. 206–321, hier S. 307.

<sup>665</sup> Ebd., S. 309.

<sup>666</sup> Ebd., S. 316–318.

<sup>667</sup> Peter von Moos: *Wolfram von den Steinen, ein Historiker des Überhistorischen*, in: *Mittelalterinisches Jahrbuch* 28 (1993), S. 1–14, hier S. 3.

<sup>668</sup> Schneider: ‚Heilige und Helden des Mittelalters‘, in: *Geschichtsbilder im George-Kreis*, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 183–207 sowie Schneider: *Geschichtswissenschaft im Banne Stefan Georges. Wolfram von den Steinen im Ringen um die gestalthafte ‚Schau‘ der Vergangenheit*, in: *Wissenschaftler im George-Kreis*, hg. v. Böschstein u.a., 2005, S. 329–356.

erfreut über die Reihe der *Heiligen und Helden*. Wie Schneider vermutet, missfiel ihm die Zusammenstellung der Helden mit den Heiligen und die Würdigung des Christentums.<sup>669</sup> Auch dem Vergleich mit Kantorowicz geht Schneider nach: Beiden gehe es darum, den „großen Tatmenschen in einer an George geschulten Sprachdisziplin“ zu vergegenwärtigen.<sup>670</sup> Doch während Kantorowicz Friedrich II. als „überzeitlichen Führer“ darstelle, habe von den Steinen seine Figuren stets im Kontext ihrer Zeit gedeutet.<sup>671</sup> Den vergeblichen Habilitationsversuch von den Steinen an der Universität Leipzig im Jahr 1925 thematisiert Schneider ebenfalls. Die negativen Gutachten attestierten seinem methodischen Ansatz und der Literarizität der Sprache eine zu große Nähe zum George-Kreis,<sup>672</sup> die von den Steinen nie verheimlichte, vielmehr in seinen wichtigsten Texten sogar explizit thematisierte.<sup>673</sup> Georges ablehnende Haltung sieht Schneider in der Abkehr des Kreises von christlichen Inhalten begründet, die mit dem zunehmenden Interesse von den Steinen an Heiligenfiguren kollidierte.<sup>674</sup>

### Über heroische Geschichte: *Lektüre des Napoleon von Vallentin*

Wolfram von den Steinen Aufsatz *Über heroische Geschichte. Aus Anlaß des Napoleonbuchs von Berthold Vallentin* (1923) legt Zeugnis von seiner intensiven Rezeption der Kreis-Biographien ab. Zugleich bündelt der Aufsatz von den Steinen Konzept einer Geschichtsschreibung, die sich dem ‚großen Menschen‘ widmet.<sup>675</sup> An Vallentins *Napoleon* exemplifiziert von den Steinen seinen Anspruch an die historiographische Behandlung herausragender Figuren. Der Beitrag ist nicht als Rezension verfasst, sondern als grundlegender Essay über Geschichtsschreibung.

„Noch niemand hat je begriffen was seinem Wesen nicht entsprach.“ Mit diesen Worten rückt von den Steinen das Subjekt des Geschichtsschreibers ins Zentrum seiner Überlegungen: „Ich bin es doch immer der fragt [...] – ich, der die

<sup>669</sup> Schneider: ‚Heilige und Helden des Mittelalters‘, in: *Geschichtsbilder im George-Kreis*, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 189f.: „Es waren die im Doppeltitel der Reihe den ‚Helden‘ vorausgehenden ‚Heiligen‘ und deren behutsam nachspürende Deutung, die mißfielen, und zweifellos ebenso auch die teilnahmevolle Würdigung des die ‚Helden‘ tragenden Christentums.“

<sup>670</sup> Ebd., S. 194.

<sup>671</sup> Ebd., S. 195.

<sup>672</sup> Schneider: *Geschichtswissenschaft im Banne Stefan Georges*, in: *Wissenschaftler im George-Kreis*, hg. v. Böschstein u.a., 2005, S. 333.

<sup>673</sup> So verweist Wolfram von den Steinen in den Literaturverzeichnissen verschiedener Werke u.a. auf Wolters *Herrschaft und Dienst* (1920), auf Gundolfs *Dichter und Helden* (1921) und *Caesar. Geschichte seines Ruhms* (1924). Vgl. ebd., S. 332.

<sup>674</sup> Schneider: *Geschichtswissenschaft im Banne Stefan Georges*, in: *Wissenschaftler im George-Kreis*, hg. v. Böschstein u.a., 2005, S. 349–351.

<sup>675</sup> Wolfram von den Steinen: *Über heroische Geschichte. Aus Anlaß des Napoleonbuchs von Berthold Vallentin*, in: *Österreichische Rundschau* 19/8 (1923), S. 753–766.

Stoffe stapelt [...] – ich, der denkt, verbindet, erlebt.“<sup>676</sup> Von den Steinen nimmt Stellung gegen den Fortschritts- und Entwicklungsgedanken der Wissenschaft, den er als reine „Hypothese“ diskreditiert, und gegen wissenschaftliche Hybris: „Der Wert jedes historischen Werkes findet sein Maß an zwei Stellen: am Schreiber und am Stoff. Das Recht des Schreibers, in manchem Sinn das wichtigere, wird nicht durch die Wissenschaft bestimmt, sondern durch die Macht seiner Sehart in seiner Zeit.“<sup>677</sup> Der Historiker müsse den eigenen subjektiven Standpunkt reflektieren. Ausgehend von dem Diktum, „Heros und Wissenschaft“ seien „einander feindliche Sphären“, legt von den Steinen sodann dar, dass „heroische Geschichte“, die sich aus der antiken Geschichtsschreibung eines Herodot und Thukydides herleitet, trotz aller Kritik auch in der Gegenwart nötig sei. Die Historiker der klassischen Zeit hätten wie die Dichter mit einem Blick für das „Einfache“ den heroischen Menschen beschrieben – analog zum mittelalterlichen Historiker, der das heilige Leben darstellte. In der Neuzeit aber, so konstatiert von den Steinen, konnten die Menschen die „Maße“ des Lebens großer historischer Gestalten nicht mehr nachvollziehen, weil „der Wille erlahmte, selbst nach solchem Maße zu leben“.<sup>678</sup> Seine auch gegen „weltlichen Ruhm“ und mangelnde Ehrfurcht gerichtete Gegenwartskritik mündet in eine Kritik der Geschichtsschreibung. Am Beispiel Napoleon habe sich das Missverständnis vieler Historiker gezeigt, die den „historischen Heros“ in all seinen Facetten und Eigenschaften darzustellen versuchten. Diesen Historikern steht eine kleine Gruppe gegenüber, die von den Steinen in parallelisierenden Sätzen beschwört: „Nur die wenigsten“ hätten in Napoleon mehr gesehen als die Menge der Geschichtsschreiber. „Nur die wenigsten“ hätten sich gefragt, ob die Außerordentlichkeit Napoleons verstanden worden sei. „Nur die wenigsten“ hätten in seinem Wesen eine „Einheit“ gesehen, die ihn auf eine Stufe mit den mythischen Helden Homers setzte. Es sei, so resümiert von den Steinen, eine „tiefere Kraft“ gewesen, die alle Taten und Eigenschaften Napoleons hervorgebracht und die Nietzsche als Einziger erkannt habe.<sup>679</sup> Eine implizite Anspielung auf den George-Kreis attestiert auch diesem ein tieferes Verständnis: „Wenn heute ein Kreis von Menschen auch in der Geschichte den großen Wirker [...] als Norm und Vorbild begreift, so mag mancher [...] einen Sinn und eine Verantwortung darin spüren, auf die das Leben nicht verzichten darf und die Wissenschaft auch nicht.“<sup>680</sup> Vallentins Schrift über Napoleon etwa sei ein „Lernbuch“, um „die Dinge recht [zu] sehen“.<sup>681</sup> Das sich anschließende überschwängliche Lob be-

---

<sup>676</sup> Ebd., S. 753.

<sup>677</sup> Ebd., S. 755.

<sup>678</sup> Ebd., S. 759.

<sup>679</sup> Ebd., S. 760f.

<sup>680</sup> Ebd., S. 762.

<sup>681</sup> Ebd., S. 766.

zeugt, dass von den Steinen in der Biographik des Kreises eine ‚richtige‘ Geschichtsschreibung vorbildhaft erfüllt sah.<sup>682</sup>

### *Unveröffentlichte Aufzeichnungen von den Steinen über den Helden*

In einem unpublizierten Vorlesungsmanuskript aus dem Sommersemester 1934 über *Die Französische Revolution und Napoleon* notiert von den Steinen Gedanken über den Helden, die eng an Gundolfs programmatische Überlegungen anschließen.<sup>683</sup> Obwohl deutlich später entstanden als seine biographischen Schriften, bündeln sich hier Überlegungen, die vermutlich in seiner langjährigen Beschäftigung mit Heiligen- und Heldenfiguren und dem Heldenkonzept des George-Kreises entstanden sind. Die Auseinandersetzung mit Napoleon im Rahmen der Vorlesung ist für ihn Anlass zu stichwortartigen Fragen: „Wieso ist Napoleon ‚gross‘? Wegen Taten??“ Vielmehr mache wohl seine Menschlichkeit den Helden aus, notiert von den Steinen, einen Gedanken Gundolfs aufgreifend.

Auch heros ist nur mensch. Aber: nur heros ist mensch, ganz. Wir: halb, gebrochen, unnütz. Leistungsfähigkeit der grossen: unsre faulenzerei. Nicht weniger schlaf, auch geschwindigkeit machts nicht. Ein arbeitstag Napoleons – wie lange brauchten wir dazu? wegen nebensachen, dumpfheit, müdigkeit.\*

In der Gegenüberstellung mit dem gewöhnlichen Menschen, zu dem sich von den Steinen durch die Verwendung des kollektiven „wir“ ebenfalls zählt, zeichne sich der Held durch seine „Leistungsfähigkeit“ und durch die Tatsache aus, ein ‚ganzer Mensch‘ zu sein. Gundolfs holistisches Heldenkonzept überträgt von den Steinen auf Napoleon.

\* zeitbenutzen bei Napoleon exzessiv. 1795 vor Vendém. Kriegspläne im topogr. Büro Paris. Chef: soll alles reiflich überlegen & sich zeit lassen, in ruhe zu papier bringen. Napoleon (26 jahr): „Was Zeit! die brauche ich nicht. Mein plan ist in meinem Kopf so weit gereift, dass mir ½ Stunde genügt, um alle einzelheiten zu entwickeln.“ Entsprechend hetzt er alle; besonders auch die diplomatie (Überlegenheit).

Napoleon zeichne sich im Vergleich mit allen anderen durch eine übernatürliche Souveränität über die ihm zur Verfügung stehende Zeit aus. Eine Anekdote, die Napoleon als strategischen Feldherrn zeigt, der in Rekordtempo die nächsten Kriegszüge durchdenkt, belegt die Außergewöhnlichkeit („Überlegenheit“) des

---

<sup>682</sup> Auch ein später Essay von 1962 hebt noch von den Steinen strikten Anti-Positivismus hervor. Vgl. Wolfram von den Steinen: Geschichte als Lebenselement, in: Ders.: Geschichte als Lebenselement, Bern/München 1969 (Dalp-Taschenbücher, 395D), S. 5–23. Zuerst erschienen in: Forschung und Bildung. Akademische Vorträge, gehalten an der Universität Basel, Basel 1962, S. 39–57.

<sup>683</sup> Vorlesungsmanuskript Wolfram von den Steinen: *Die Französische Revolution und Napoleon*, 1934, UB Basel, NL 85: III 10 (29), ohne Seitenangaben. Alle Zitate des Unterkapitels stammen aus dieser Quelle und werden daher nicht eigens ausgewiesen. Unterstreichungen und Korrekturen jeweils vom Verfasser.

Helden. Auch der Wirkung Napoleons auf seine Zeitgenossen und nachfolgende Generationen misst von den Steinen Bedeutung bei: „Fundament all seiner ~~Existenz~~ Geschichte: beherrschender Eindruck auf menschen. Weckt unbedingte ergebenheit im doppelsinn: dienst & liebe.“ Napoleons charismatische Wirkung führe zu bereitwilliger Gefolgschaft: „Unbedingtheit die vertrauen & ehrfurcht weckt: folgt seinem stern, biegt sich nie nach dem kleinen – dem ordnet man sich gern zu.“ Die Kampfbereitschaft im Dienst des Helden sei die höchste Stufe der Gefolgschaft. Ihr stehen diejenigen gegenüber, die „gemachtes, gestriges verteidigen“ und die „Ich-süchtigen“, die nur an sich selbst, aber nicht an den Helden glauben. Hier äußert sich eine radikale Gegenwarts kritik von den Steinen, die in der Beschreibung über den zeitgenössischen Umgang mit Helden gipfelt: „S[ankt] Helena: die ewige Schande der modernen welt. Alexander von Kameralen zur Umkehr gezwungen – Caesar erdolcht. [...] Für die Wirtschaftswelt der heros nicht ein feind, sondern ein krankheitserreger den man abkapselt.“ Um seine Überlegungen zur ‚Größe‘ einzelner Menschen weiter zu konturieren, greift von den Steinen im Manuskript auch auf den Vergleich mit Goethe zurück: „Grösse = wachheit, rundheit schon im Kinde (wo wir über Napoleon wenig wissen, dafür Goethe): leidenschaft, einsaugen der Welt: alles intensiver reiner, in niger erlebt.“ Hier wird in retrospektiver Teleologie auf die Kindheit der Helden verwiesen. Da von Napoleons Kindheit wenig bekannt ist, bedient sich von den Steinen des Beispiels Goethe, um zu zeigen, inwiefern „schon im Kinde“ der Held angelegt sei.<sup>684</sup> Die handschriftlichen Notizen zeugen von seiner intensiven Auseinandersetzung mit heroischen Figuren, zu denen er ebenso Täter (Napoleon) wie Dichter (Goethe) zählt. Hier stellt er sich weitgehend in die Tradition des kreisinternen Heldenkonzepts, vor allem der biographischen Schriften Gundolfs und der Napoleon-Darstellung Vallentins.

## 5.2. Programm, Profil, Struktur

### *Zum Verhältnis von Heiligen und Helden*

Wolfram von den Steinen befasst sich intensiv mit der Frage nach dem Verhältnis von Helden zu Heiligen. In einem unpublizierten Manuskript *Zum Ruhme der Heiligen* konstatiert er eine diachrone Entwicklung von der Helden- zur Heiligenverehrung.<sup>685</sup>

Wenn in den grossen Zeiten des Heidentums ein Mensch Ruhm gewann, sei es durch Heldentaten oder durch weise Gesetze oder Gedichte, so errichtete man ihm einen Altar, bewahrte seinen Wuchs im Standbild, seine Wirkung in Sage und Lied, und verehrte ihn als Halbgott. Das reife und überreife Altertum hat dann mehr und mehr die Fröm-

<sup>684</sup> Vgl. Kap. III.1.3.

<sup>685</sup> Wolfram von den Steinen: *Zum Ruhme der Heiligen*, handschriftl. Manuskript, o.D., UB Basel, NL 85: II,11.

migkeit verloren, aus welcher der Sterbliche seinesgleichen so einfach gross zu sehen vermag, es war schon Frevel der Mächtigen und Wahn des Volkes darin, wenn die Caesaren als Götter galten: und doch hat eben damals die junge christliche Welt ein wesentliches von der ursprünglich-heidnischen Frömmigkeit zu neuem Leben erweckt, indem sie ihre eignen Glaubenshelden und Lehrer als Heilige auf die Altäre hob, in ihrem Namen den Einen Gott anrufend.<sup>686</sup>

Entrückte die Antike kämpfende Täter („Heldentaten“), Staatsmänner („durch weise Gesetze“) oder Dichter („durch [...] Gedichte“) zu Halbgöttern, brachte das Mittelalter den „Glaubenshelden“ hervor. Dieser zeichne sich durch eine unmittelbare Nähe zu Gott aus. Die sowohl in Antike als auch im Mittelalter am Altar praktizierte Verehrung beruhe auf Glaube und „Frömmigkeit“. In der Renaissance, so fährt von den Steinen fort, sei dieses religiöse Moment der Verehrung durch die Individualisierung des Menschen in den Hintergrund getreten. Die neue Zeit habe den Menschen „als irdisches Einzelwesen von allem göttlichen, halbgöttlichen oder heiligen Scheine gelöst“ und den „modernen Ruhm“ hervorgebracht, der sich nur „in andachtlosem Staunen“ zeige.<sup>687</sup> Die großen Gestalten der Antike und des Mittelalters erfuhren eine säkularisierende Umdeutung, in der die Heiligen keinen Platz mehr fanden und marginalisiert wurden.

In der christlichen Welt aber entstand ein Riss: denn die Männer, die nicht oder nicht ausschliesslich dem frommen Glauben anzugehören schienen, wie Konstantin, Karl der Grosse, die Kaiser und Fürsten überhaupt, doch auch die weltbeherrschenden Päpste – die fanden rasch ihren Platz in der neuen, entgötterten Ruhmeshalle; die Heiligen jedoch, von Peter und Paul bis zu Franziskus und Dominikus – nun, deren Namen nennt zwar jeder, aber in die eigentliche Geschichte fügen sie sich noch heute nicht ein.<sup>688</sup>

Den zunehmenden Bedeutungsverlust der Heiligen sieht von den Steinen kritisch. Nicht nur die Pädagogik konzentrierte sich auf Herrschergeschichte. Selbst Katholiken sei die „Grösse eines Heiligen“ nicht mehr zugänglich. Folgerichtig stellt sich von den Steinen die Aufgabe, Heilige zu rehabilitieren und den heroischen Kanon zu erweitern. Schon der Titel (*Zum Ruhme der Heiligen*) verweist auf das Programm: Von den Steinen strebt eine zeitgemäße kultische Verehrung an. Diese orientiert sich an Gundolfs Konzept des Ruhms, der sich nicht im ‚andachtlosen Staunen‘ erschöpft.

In eine ähnliche Richtung zielt von den Steinen Habilitationsvorlesung von 1929 mit dem Titel *Heilige als Hagiographen*.<sup>689</sup> Dort statuiert er, es könne „den

---

<sup>686</sup> Ebd., S. 1.

<sup>687</sup> Ebd., S. 2.

<sup>688</sup> Ebd., S. 2f.

<sup>689</sup> Wolfram von den Steinen: Heilige als Hagiographen, in: Historische Zeitschrift 143 (1931), S. 229–256. Wieder abgedruckt in: Menschen im Mittelalter, hg. v. von Moos, 1967, S. 7–31. Die folgenden Seitenangaben beziehen sich auf den Neudruck von 1967. Im Briefwechsel mit Karl Wolfskehl kommt der Habilitationsvortrag ausdrücklich zur Sprache. Vgl. Brief von Wolfram von den Steinen an Karl Wolfskehl, Cronberg/Taunus, 14.11.1930, DLA Marbach, D: Wolfskehl, NZ 71.1.



wahrhaft großen Mann auch in der religiösen Erscheinungsform“ geben und unterscheiden zwei Typen: den „tathaften“ Heiligen und den „lehrhaften, oft gelehrtenhaften“ Heiligen.<sup>690</sup> Seine Aussagen stützen den elitären Habitus des George-Kreises: „Den Äußerungen großer Männer über ihresgleichen kommt immer eine besondere Bedeutung zu.“<sup>691</sup> Angesichts von „Höhe des Urteils, fachlicher Nähe und innerlicher Beziehung“ trete die historische Faktizität des Erzählten in den Hintergrund.<sup>692</sup> Für den Heiligen seien Jahreszahlen, Datierungen oder Kontextualisierungen „wesenlos“, denn er habe sich, so von den Steinen, „über das Säkulum – über die ‚Welt‘ und das Jahrhundert – erhoben“.<sup>693</sup> Der Mediävist schließt seine Ausführungen mit einer emphatischen Würdigung von Vitenschreibern. Sie stünden „gerade dort, wo sie unsachlich, unkritisch, unhistorisch erscheinen, im Dienste bewußter, machtvoller Ideen“ und stellten „Heiligenbilder von ungemeiner Geschlossenheit und Größe“ auf.<sup>694</sup> Damit rechtfertigt er nicht nur seine eigene, sondern auch die historische Methode des Kreises, deren Autoren er als kongeniale Mittler aufwertet. Eine weitere inhaltliche Referenz belegt die Nähe zum Nativismus-Konzept des Kreises: „[S]chon in dem Knaben ruhte [...] seine heilige Bestimmung.“<sup>695</sup>

### *Profil einer Reihe: Heilige und Helden des Mittelalters*

Mit der Reihe *Heilige und Helden des Mittelalters* löst Wolfram von den Steinen seine programmatischen Ziele ein: „Indem ich in die Welt der Heiligen zu führen suche, liegt mir nicht daran zu zeigen, daß auch sie ‚nur Menschen‘ waren, [...] sondern ich frage nach dem, was sie über die Jahrhunderte erhoben hat.“<sup>696</sup> Im Jahr 1926 erschienen die ersten drei Bände: *Franziskus und Dominikus. Leben und Schriften*,<sup>697</sup> *Bernhard von Clairvaux. Leben und Briefe*,<sup>698</sup> und *Dante. Die Monarchie*.<sup>699</sup> Bereits 1926 geplant, aber erst 1928 publiziert wurden zwei weitere Teile:

<sup>690</sup> Von den Steinen: Heilige als Hagiographen, in: *Historische Zeitschrift* 143 (1931), S. 7.

<sup>691</sup> Ebd., S. 7.

<sup>692</sup> Ebd., S. 12.

<sup>693</sup> Ebd., S. 15.

<sup>694</sup> Ebd., S. 31.

<sup>695</sup> Ebd., S. 19.

<sup>696</sup> Wolfram von den Steinen: *Vom heiligen Geist des Mittelalters*. Anselm von Canterbury und Bernhard von Clairvaux, Breslau 1926, S. VII.

<sup>697</sup> Wolfram von den Steinen: *Franziskus und Dominikus. Leben und Schriften*, Breslau 1926 (Heilige und Helden des Mittelalters) (im Folgenden unter der Signatur „FD“).

<sup>698</sup> Wolfram von den Steinen: *Bernhard von Clairvaux. Leben und Briefe*, Breslau 1926 (Heilige und Helden des Mittelalters) (im Folgenden unter der Signatur „Ber“).

<sup>699</sup> Wolfram von den Steinen: *Dante. Die Monarchie*, Breslau 1926 (Heilige und Helden des Mittelalters). Die Aufnahme Dantes ist überraschend. „DANTE, der Dichter, unter den Heiligen und Helden! Er war stark genug, um Held und begnadet genug, um Heiliger zu sein [...]. Er gehört nicht in diese Reihe, aber an ihren Anfang und ihr Ende.“ Von den Steinen ordnet ihn keiner der beiden Gruppen zu: „[W]arum wurde er weder Heiliger

*Karl der Große. Leben und Briefe*<sup>700</sup> und *Otto der Große*.<sup>701</sup> Den Monographien über Franziskus, Dominikus und Karl den Großen sind auf den letzten Seiten Werbeblätter für Wolters' Reihe *Der Deutsche. Ein Lesewerk*<sup>702</sup> sowie für die *Werke der Schau und Forschung* beigelegt. Ebenso wie der Publikationsort, der Ferdinand Hirt Verlag in Breslau, sind sie Ausdruck der Nähe zum George-Kreis.

Die einheitliche Gestaltung der Studien unterstreicht den Reihencharakter. Auf rotbraunem Grund ist im oberen Teil des Einbands jeweils der Name der portraitierten Figur in Großbuchstaben zu lesen (Abb. 19 und 20). Im unteren Teil ist der Reihentitel *Heilige und Helden des Mittelalters* und der Name des Autors genannt.<sup>703</sup> Die gestalterische Mitte wird von der Darstellung zweier identischer Schwerter dominiert, die mit ihrer Spitze nach unten jeweils auf die Worte *Heilige* und *Helden* zeigen. Was evoziert diese Bildsprache in Anlehnung an die Zwei-Schwerter-Theorie des Mittelalters? Jene war im Zuge des Investiturstreits mithilfe der Exegese von Lukas 22,28 an der königlichen Kanzlei entstanden und stellte kaiserliche und päpstliche Macht einander gleichrangig gegenüber.<sup>704</sup> Auch auf dem Titelblatt werden heilige und heroische Figuren als kämpferische Mächte miteinander kontrastiert.<sup>705</sup> Es mag die Wahl des Motivs zusätzlich beeinflusst haben, dass ausgerechnet Bernhard von Clairvaux der Zwei-Schwerter-Theorie des Mittelalters widersprach. Unter Bezug auf Matthäus 26,51 deutete er in seiner Schrift *De consideratione* die Auslegung um: Der Papst als Nachfolger des Apostels Petrus verfüge über beide Schwerter und überlasse das *gladius materialis* lediglich den weltlichen Herrschern.<sup>706</sup> Durch diese Deutung werden die Heiligenfiguren aufgewertet. Gestaltung und Reihentitel scheinen auf den ersten Blick beide Figurengruppen strikt zu trennen. Während Bernhard, Dominikus und

---

noch Held? War er dem Wirklichen zu fremd, daß er in der Kirche keinen Rang zu finden wußte und vom Staat Unerreichbares verlangte?“ Die Zeitgenossen hätten Dantes Größe nicht erkannt – eine Beobachtung, die von den Steinen auf den großen Menschen insgesamt überträgt (ebd., S. 7).

<sup>700</sup> Wolfram von den Steinen: *Karl der Grosse. Leben und Briefe*, Breslau 1928 (Heilige und Helden des Mittelalters).

<sup>701</sup> Wolfram von den Steinen: *Otto der Grosse*, Breslau 1928 (Heilige und Helden des Mittelalters).

<sup>702</sup> Friedrich Wolters: *Der Deutsche. Ein Lesewerk*, 5 Bde., Breslau 1925–27.

<sup>703</sup> Auf Titelblatt und Verso (S. 4 u. 5) ist die Reihenfolge von Buchtitel, Reihentitel und Autorenname umgedreht (vgl. Abb. 21).

<sup>704</sup> Vgl. Werner Goetz: Art. „Zwei-Schwerter-Lehre“, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 9, München 1998, Sp. 725f.

<sup>705</sup> Vgl. hierzu auch die Hinweise von Schneider: Die geschichtliche ‚Schau‘, in: *Geschichtsbilder im George-Kreis*, hg. v. Schlieben/Schneider/Schulmeyer, 2004, S. 189.

<sup>706</sup> Bernhard von Clairvaux: *De consideratione* IV,3,7. Vgl. in deutscher Übersetzung: Bernhard von Clairvaux: *Was ein Papst erwägen muss (De consideratione ad Eugenium Papam)*, übertragen u. eingel. v. H. U. von Balthasar, Einsiedeln 1985 (Christliche Meister, 26), S. 102f.: „Beide Schwerter kommen also der Kirche zu: das geistliche und das weltliche; das letztere kann zur Verteidigung der Kirche, das erste nur von ihr selbst gezogen werden. Dieses gehört in die Hand des Priesters, jenes in die des Soldaten, und zwar auf einen Wink des Priesters oder des Kaisers hin.“ (ebd., S. 103).

Franziskus eindeutig der Gruppe der Heiligen zuzuordnen sind, stellen sich Karl der Große und Otto der Große als Helden dar. Allerdings ist auch Karl der Große heiliggesprochen worden. Einiges deutet darauf hin, dass von den Steinen den Heiligen als einen Helden des Glaubens verehrt. Auch der Ausdruck „heiliger Held“, den er – angesichts seiner George-Verehrung wohl nicht zufällig – in der kurzen Prosaschrift *Stefanstag* für den Heiligen Stephanus verwendet, legt davon Zeugnis ab.<sup>707</sup> Von den Steinen Schriften zu Bernhard von Clairvaux, Franziskus und Dominikus lassen sich als Versuch verstehen, die Heiligen in die Genealogie ‚großer Männer‘ der Geschichte einzureihen und ihre Bedeutung auch gegenüber dem George-Kreis zu rechtfertigen.

### *Struktur der Bände und Programm der Einleitung*

Die beiden Studien *Franziskus und Dominikus* sowie *Bernhard von Clairvaux* ähneln einander nicht nur auf Umschlag und Titelblatt: Im ersten Band folgen die Lebensbeschreibungen auf eine kurze programmatische Einleitung. Ihnen stellt von den Steinen eine Edition von ausgewählten Werken des Franziskus (untergliedert in *Regeln und Regelfragmente, Erlasse und Briefe, Gebet und Preis*) zur Seite. Von Dominikus werden – da kaum erhalten – keine schriftlichen Dokumente publiziert.<sup>708</sup> Ein *Nachwort zu den Werken des Franziskus* (FD, 121–123) und eine Übersicht über die verwendete Literatur runden die Studie ab. Der Band über *Bernhard von Clairvaux* fasst die Lebensbeschreibung mithilfe von „Quellenstücken“, die eine gründliche wissenschaftliche Herangehensweise des Mediävisten belegen. (Ber, 5) Im Anschluss ediert von den Steinen Übersetzungen der *Briefe Bernhards*. Mit einem knappen Nachwort über *Bernhards Sprache* (Ber, 116f.) und einem Überblick über die vorgängige Bernhard-Biographik und die der Edition zugrunde liegenden lateinischen Quellen schließt der Band. Beide Monographien verzichten auf Literaturangaben und Fußnoten im Text. Die verwendeten Quellen sind daher nur über die knappen Angaben am Schluss rekonstruierbar.

Die Einleitung von *Franziskus und Dominikus* stellt die beiden Protagonisten vor und erläutert die Form des Doppelportraits.<sup>709</sup> Die Einleitung ist auch deshalb von Interesse, weil hier bereits prägnante Einzeldeutungen der beiden Figuren erfolgen, die den biographischen Skizzen programmatisch zugrunde liegen. Mit dem ersten Wort der Einleitung verdeutlicht von den Steinen, wer im Vordergrund steht: „FRANZISKUS ist heute wohl der berühmteste und beliebteste Heilige des Mittelalters, ja der katholischen Welt; und wie immer haben Ruhm

<sup>707</sup> Wolfram von den Steinen: *Stefanstag*, Typoskript (Durchschlag), DLA Marbach, D: Wolfskehl, NZ 71.1, S. 3.

<sup>708</sup> So begründet Wolfram von den Steinen in der Einleitung: „[V]on dem hochgelehrten Dominikus besaß man schon ein paar Jahre nach seinem Tod weder Buch noch Brief noch Predigt noch Gebet.“ (FD, 11).

<sup>709</sup> Die Studie *Bernhard von Clairvaux* verzichtet auf eine Einleitung.

und Liebe ihr Recht.“ (FD, 7) Die zwei auf die Rezeption rekurrierenden Superlative („berühmteste und beliebteste Heilige“), gesteigert durch die emphatische Ergänzung („des Mittelalters, ja der katholischen Welt“), zeigen Franziskus als außerordentliche und überzeitliche Figur. Während das Temporaladverb „heute“ einen klaren Bezug zur Gegenwart herstellt, deutet die Wendung „wie immer“ auf die zeitunabhängige Relevanz von „Ruhm und Liebe“. Die Parallele zum Einleitungssatz von Gundolfs *Caesar*, der ebenso die Gegenwart des Autors mit einer überzeitlichen Ruhmesidee verknüpfte, ist auffällig.<sup>710</sup>

Neben der „Einzigkeit“ des Lebens zeichne sich Franziskus auch durch das erfolgreich gelebte Prinzip der *Imitatio Christi* aus: „Diese Nachfolge hat keiner bis zu so einfältiger Deutlichkeit gestaltet, keiner hat sich dem Herrn im Menschlichen so angeglichen wie Franziskus.“ (FD, 7) Die Parallelisierung des Satzes mit der Wiederholung von „keiner“ hebt Franziskus aus der Heerschar der Heiligen als singulär hervor. Seine Ähnlichkeit mit der zentralen Figur des Christentums verleiht Franziskus überzeitliche Bedeutung: „[M]an braucht von seiner Zeit fast nichts zu wissen und kann ihn verstehn“ (FD, 7). Das Zitat verstärkt die zeit- und kontextunabhängige Bedeutung des Franziskus. Für das Verständnis des Heiligen sei kein Kontextwissen, sondern lediglich die Besinnung auf ein „einfach-wesentliches“ nötig. Von den Steinen verurteilt die zeitgenössischen Aneignungen der Figur: „[K]eine von ihnen reicht an die Höhe des Gegenstands.“ (FD, 7) Gemeinsam sei ihnen die Orientierung auf den „Franziskus nach Dante“ (FD, 8), mithin nicht auf den ursprünglichen, sondern den bereits überformten und stilisierten Franziskus des 14. Jahrhunderts. Um diesem Problem zu entkommen, berufe er sich selbst auf die „ältesten zuverlässigsten Zeugnisse“, in denen Franziskus „in unvergleichlicher Echtheit erglänzt“ (FD, 8). Als gleichrangige Quellen, die durch ihre Nähe zum Protagonisten seinem Wahrheitsanspruch entsprechen, betrachtet er den schriftlichen Nachlass von Franziskus sowie die Schrift des Franziskaners Thomas von Celano.<sup>711</sup> Beide dienen dazu, sein „Gesamtbild zu verdichten“ (FD, 9). Nicht nur mit der Bezeichnung ‚Gesamtbild‘ erfolgt ein intertextueller Verweis auf die Kreis-Biographik. In seinem Anspruch, durch Rückgriff auf die Ursprünge der Rezeption einen ‚echten‘ und ‚ursprünglichen‘ Franziskus darzustellen, schließt er an Gundolfs Darstellung der Kindheit Goethes ebenso an wie an dessen Deutung Cäsars als Begründer der eigenen Ruhmesgeschichte.<sup>712</sup>

Auch in der heroischen Personalfiktion des Franziskus klingt der Bezug auf die erzählerischen Strategien der Kreis-Biographik an: „Schon seine jugendbe-

<sup>710</sup> Gundolf beginnt seine Monographie mit dem Verweis auf die Gegenwart („HEUTE“), die er mit der „Jahrhunderte“ dauernden Tradierung des Cäsar-Namens verknüpft (Cae, 7). Vgl. Kap. III.4.2.

<sup>711</sup> Vgl. die deutsche Übersetzung: Thomas von Celano: Leben und Wunder des heiligen Franziskus von Assisi, Einführung, Übersetzung, Anmerkungen v. Engelbert Grau, 5. Aufl., Werl/Westf. 1994 (Franziskanische Quellenschriften, 5).

<sup>712</sup> Vgl. Kap. III.1.3 und III.4.3.

fangenen Triebe und Träume verraten eine königliche, auf Eroberung sinnende Natur.“ (FD, 9) Die Inszenierung als kampfbereiter Herrscher verleiht Franziskus eine heroische Dimension. Im Dienst Christi habe er seinem „Gebietergeist“ entsprechend „die schwerste und herrscherlichste Aufgabe“ gesehen (FD, 9). Diese herrschaftliche Natur gehe als „verschieden Ausstrahlendes“ von seiner „Mitte“ aus, so von den Steinen in einem Duktus, der bis in die Wortwahl hinein seine Nähe zum Bild der ‚Kräftekugel‘ in Gundolfs *Goethe* verrät.<sup>713</sup> Mit intertextuellen Referenzen auf *Goethe* fährt von den Steinen auch weiter fort. Franziskus habe „die Kräfte wie die Nöte des christlichen Kosmos insgesamt in seiner einen Seele“ gefühlt: „Hier erlitt, hier bewältigte und gestaltete er sie, und damit fiel alles, was in der Welt christlich war, unter seine Macht.“ (FD, 9) Mit der Reihung von Leiden, Bewältigung und Gestaltung, die auf das cäsarische *veni vidi vici* referiert, spricht von den Steinen Franziskus eine sowohl passive als auch aktive Rolle zu. Während ihn das Leiden in der Nachfolge Christi positioniert, evoziert der Begriff ‚Gestaltung‘ das Bild eines schöpferischen Menschen. Franziskus wird zusätzlich zum Herrscher über das Christentum erhoben: „[E]r hatte das Gesetz, das alle Erscheinungen seiner Weltenstunde erklärte.“ (FD, 9)<sup>714</sup> Dieses ‚Gesetz‘ stellt ihn auf eine Ebene mit Cäsar und Napoleon:

Solche Gesetze sind in Begriffen nicht faßbar – sonst würde es der Heroen nicht bedürfen, und jeder geschickte Finder könnte Caesar und Napoleon sein – sie werden gelebt, und indem wir den Gang eines großen Lebens als schön, sinnvoll und notwendig begreifen, kommen wir auch jenem Unfaßbaren nah. (FD, 9)

Von den Steinen stellt die These auf, das ‚Gesetz‘ zeige sich dem Betrachter nur im Heldenleben. Damit liefert er eine Rechtfertigung für das Verfassen von Biographien. Das Verb ‚nahekommen‘ deutet jedoch an, der Autor könne sich ihm zwar nähern, es aber nicht ganz auflösen. Um dennoch versuchsweise zu erklären, was es mit dem Geheimnis eines solchen „Staates“ (FD, 10) auf sich hat, zitiert von den Steinen eine Rede des Odysseus aus Shakespeares *Troilus und Cressida* in der Übersetzung Gundolfs: „Geheimnis, dem Gered / Nie nahen durfte, in des Staates Seele“.<sup>715</sup> Auch gegen Kritik sichert sich von den Steinen ab: Fran-

<sup>713</sup> Bei Gundolf hieß es über die ‚Kräftekugel‘, es handle sich um „kugelförmige[...] Ausstrahlungen von einer Mitte her“ (Goe, 14).

<sup>714</sup> Von den Steinen greift hier einen Gedanken auf, den Gundolf bereits in *Gefolgschaft und Jüngertum* formuliert hatte: „Er dient geheimem Gesetz [...]. [...] sein wesen der körper des gesetzes“, heißt es dort über den Helden. Zit. n. Gundolf: *Gefolgschaft und Jüngertum*, in: BfdK 8 (1908/09), S. 106.

<sup>715</sup> Das Zitat ist in Großbuchstaben vom übrigen Text abgesetzt und tritt daher markant hervor. In voller Länge lautet es: „Die Vorsehung in einem wachen Staat / Kennt beinah jedes Korn von Plutus‘ Gold, / Kommt auf den Grund der unmessbaren Tiefe / Und deckt fast göttergleich Gedanken auf / In ihrer stummen Wiege. / Es waltet ein Geheimnis, dem Gered / Nie nahen durfte, in des Staates Seele, / Dem eine Wirkung eignet, göttlicher / Als Atem oder Feder Ausdruck leiht.“ Zit. n. William Shakespeare: *Troilus und Cressida*, hg., zum Teil neu übersetzt v. Friedrich Gundolf, 2. Aufl., Berlin 1925 (Shakespeare in deutscher Sprache, 4), S. 485.

ziskus gewähre „die schöne Freiheit, daß man ihn ohne Vergleiche und Voraussetzungen wie ein Standbild hinstellen kann“ (FD, 10). Den sich hier anbahnenden Widerspruch zu seiner Wahl eines Doppelportraits mit Dominikus sucht von den Steinen zu entkräften: „Öfter geschieht es ja, daß sich das Wirken zweier Gewaltiger ineinander schlingt [...]“ (FD, 10). Er proklamiert, erst der Vergleich bringe die Außergewöhnlichkeit der beiden Heiligen zum Ausdruck. Während Franziskus „von innen“ heraus gedeutet werden könne, sei Dominikus in seinem zeitlichen und räumlichen Kontext zu verstehen (FD, 11).<sup>716</sup>

### 5.3. Einzelaspekte der Heroisierung

#### *Franziskus und Dominikus als „Ordenshelden“*

Wolfram von den Steinen entwirft in Anlehnung an Plutarchs *Parallelbiographien* ein vergleichendes Doppelportrait von Dominikus und Franziskus.<sup>717</sup> Mit welchen narrativen Mitteln arbeitet er beide Figuren als ‚heilige Helden‘ heraus? Auf ein Motto aus dem Lukas-Evangelium folgend, das Dominikus in die Nachfolge Christi rückt und ihn zum Erlöser stilisiert,<sup>718</sup> beginnt das erste Kapitel *Leben des*

<sup>716</sup> Für die Darstellung des Dominikus sei auch eine ungewöhnliche historische Methode nötig: „Man muß hier eins der feinsten Mittel des Geschichtsschreibers meistern, nämlich das Verstummen der Quellen [...] als Zeugnis eines bestimmten Schicksals, ja eines bestimmten Willens zu werten.“ (FD, 12). Über Dominikus schickt von den Steinen zusätzlich vorweg, etliche Deutsche hätten sich in seiner Nachfolge bewährt, nicht zuletzt habe Sophie von Alençon ihr Leben geopfert. George verhandelt diese Geschichte in seinem Zeitgedicht *Die Schwestern*. Sophie von Alençon (1847–1897) starb während eines Brandes des Bazar de la Charité in Paris. In Georges *Zeitgedicht* wird sie in einem Doppelportrait neben Elisabeth von Österreich als sich selbst opfernde Märtyrerin inszeniert. Vgl. Stefan George: *Die Schwestern*, in: *Der Siebente Ring*, Stuttgart 1986 (SW, 6/7), S. 26f.

<sup>717</sup> Tatsächlich findet das Verfahren des biographischen Vergleichs zweier herausragender Personen in dieser Form seinen prominentesten Vorläufer in Plutarch. Seine Ausführungen über Alexander und Cäsar lassen sich auf die biographischen Skizzen von den Steinen übertragen: „Denn ich schreibe nicht Geschichte, sondern zeichne Lebensbilder, und hervorragende Tüchtigkeit oder Verworfenheit offenbart sich nicht durchaus in den aufsehenerregenden Taten, sondern oft wirft ein geringfügiger Vorgang, ein Wort oder ein Scherz ein bezeichnendes Licht auf einen Charakter als Schlachten mit Tausenden von Toten und die größten Heeresaufgebote und Belagerungen von Städten. Wie nun die Maler die Ähnlichkeiten dem Gesicht und den Zügen um die Augen entnehmen, in denen der Charakter zum Ausdruck kommt, und sich um die übrigen Körperteile sehr wenig kümmern, so muß man es mir gestatten, mich mehr auf die Merkmale des Seelischen einzulassen und nach ihnen das Lebensbild eines jeden zu entwerfen, die großen Dinge und die Kämpfe aber anderen überlassen.“ Zit. n. Plutarch: *Große Griechen und Römer*, Bd. 5, eingel. u. übers. v. Konrat Ziegler, Zürich/Stuttgart 1960 (Die Bibliothek der Alten Welt), S. 7. Allerdings verzichtet von den Steinen im Gegensatz zu Plutarch nach den jeweiligen Einzelportraits auf ein separates Kapitel, in der beide Protagonisten einander direkt gegenübergestellt werden.

<sup>718</sup> Lk 12, 49. Es lautet: „Ignem veni mittere in terram et quid volo nisi ut accendatur?“, zu dt. „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen!“ Vgl. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Die Bibel. Gesamtausgabe. Psal-



*Dominikus* in agonalem Ton. „KAMPF gegen eine übersatte, ermüdete Welt hatte das Christentum emporgebracht – gegen eine Welt, krank im Leibe, weil nur das sie anreizte, was ihr nicht bekam, krank ebenso im Geiste, weil sie nicht zu erfassen wußte, was ihr gesund sei.“ (FD, 13) Die spätantike Welt wird zum Feind des Christentums erklärt. Die Wiederholung der Zuschreibung „krank“ betont die geistige wie körperliche Dekadenz, der das Christentum als Heilsbringer eine „Reinigung des Körpers und Durchleuchtung der Seele“ (FD, 13) entgegensetzt. Formulierungen wie „[F]riedlos durchdrangen die christlichen Forderungen alle Bereiche“ (FD, 13) heben den streitbaren Charakter des Christentums hervor. Die Metaphorik des „Kampffeldes“, auf dem sich Dominikus bewährt, verleiht ihm eine agonale, dem Tathelden verwandte Prägung. Zusätzlich wird ihm ein (noch unbestimmtes) „Werk“ zugeschrieben, das ihn in die Reihe großer Heldengestalten des Geistes einreihet. (FD, 20) Mit der Schilderung seiner Herkunft lehnt sich von den Steinen an die Darstellung der Kindheit Georges an.<sup>719</sup>

Er war um 1170 in Calaroga im nördlichen Spanien geboren, einer an Klöstern und heiligen Erinnerungen reichen Gegend, aus wohlhabender, frommer Familie. Mehrere seiner nächsten Angehörigen waren Geistliche, er selbst wurde geistlich erzogen. Man würde denken, er hätte sich nicht weit von der Heimat zu entfernen brauchen, um heilig zu werden; seine eigne Mutter und einer seiner Brüder genießen dort die kirchliche Verehrung. (FD, 21)

Aus der Retrospektive wird die Herkunft des Dominikus nach Hinweisen auf seine spätere Bedeutung durchsucht. Sowohl der Geburtsort („einer an Klöstern und heiligen Erinnerungen reichen Gegend“) als auch die familiäre Umgebung kündigen in dieser Argumentation seine Bestimmung an.

Das Mittelalter fand hernach vielen Sinn in seiner Herkunft: etwa darin, daß er, der Vorbote des Gerichts, fern im abendlichen Westen geboren sei, wie einst Johannes, der Vorbote des Heilands, fern im morgendlichen Osten: daß sein Vater Felix: der Glückliche, seine Mutter Johanna: die Gnadenvolle hieß, er selbst in seinem Namen dem Herrn verbunden war; man wußte auch von wunderbaren Träumen über seine Zukunft, und wir hören von einer asketischen Regung des Bluts, die schon das vernunftlose Kind aus der Wiege trieb, um auf der nackten Erde zu schlafen. (FD, 21)

Die Parallelisierung mit Johannes dem Täufer und die Bezeichnung als „Vorbote“ potenzieren seine Bedeutung. Von den Steinen sichert sich doppelt ab, indem er die Menschen des Mittelalters als Interpreten ebenso hervorhebt wie ein unpersönliches „man wußte auch“ und distanzierendes „wir hören von“ als mündliche Quellen nennt. Dem auf der nackten Erde schlafenden Kind, noch „vernunftlos“, wird ein früh sich andeutender Wille zur Askese zugeschrieben, der sich später beim Erwachsenen entfaltet. Diese Strategien der retrospektiven Lebensdeutung verfolgen ein deutliches Ziel: Als Gewähr herangezogen, beglau-

---

men und Neues Testament. Ökumenischer Text, hg. im Auftrag der Bischöfe Deutschlands [...], 3. Aufl., Stuttgart 1985, S. 1163.

<sup>719</sup> Vgl. Kap. III.5.1.



bigen sie die Überhöhung seiner Person und konstruieren einen in sich stimmigen, von Brüchen freien Lebensverlauf. Zu der asketischen Haltung des Dominikus gesellt sich die erwähnte agonale Natur im Dienst der Tugend: „Mäßigung“, „Demut“ und „Sinnensicherheit“ kennzeichnen seinen „Kampf“ für die gute Sache (FD, 23). Gerade in entgegengesetzten Eigenschaften sieht von den Steinen den spezifischen Charakter des Dominikus („wild und klar, tätig und tief, glühend und keusch“, FD, 23) und referiert damit auf Gundolfs Darstellung Cäsars.<sup>720</sup> Er hebt den „kriegerischen Geist“ und die „herbe Männlichkeit“ (FD, 24) des Dominikus hervor und verleiht ihm damit Qualitäten, die auch den ‚großen Tatmenschen‘ auszeichnen.

Einige heroische Eigenschaften des Franziskus hebt von den Steinen bereits in der Einleitung heraus. Im zweiten Kapitel kommt er ausführlicher auf die Entwicklung des Heiligen zu sprechen.

FRANZISKUS war der Sohn eines reichen Kaufmanns, des Peter Bernardone von Assisi. Als er im Jahr 1182 geboren wurde, da deuteten wohl stolze Ahnungen seiner Mutter und auch der ungewöhnliche Name, den der in Frankreich viel bewanderte Vater ihm gab, auf ein besonderes Los, aber seine Jugend unterschied sich nicht merklich von der irgendeines vornehmen Bürgersohnes seiner Zeit. (FD, 39)

Im Gegensatz zu Dominikus weist in der Jugend des Franziskus kaum etwas auf seine spätere Bedeutung hin. Lediglich die Mutter wird zur ahnungsvollen Prophetin ihres Sohnes – allerdings entkräftet durch den Verweis auf ihren mütterlichen Stolz. Der väterliche Anteil erschöpft sich in der Wahl des außergewöhnlichen französischen Namens. Schon Thomas von Celano hob den „seltenen und ungewohnten Namen“ hervor, führte ihn allerdings auf „die göttliche Vorsehung“ zurück.<sup>721</sup> Zwar deuten Herkunft, Umgebung und Verhalten des Heranwachsenden nicht auf seine besondere Natur, dennoch attestiert ihm von den Steinen eine angeborene „tiefere Kraft“. Obwohl prädestiniert, gelange Franziskus durch die Umstände seiner Herkunft und seine frühe Verblendung erst auf einem langen Weg des Leidens und der Läuterung zu seiner Bestimmung: „Nur ein langer, gemessener Weg führt ihn zum Bewußtsein seiner selbst.“ (FD, 39)

<sup>720</sup> Als „gütig, doch unerbittlich, unermesslich, doch grenzhaft, strömend reich und sachlich genau, sinnlich und gesetzlich, in den erschütternden Kämpfen olympisch ruhig, in der Begierde nach Allmacht selbstgenügsam, froh am Selbst-sein und Anders-sein“ hatte Gundolf Cäsar charakterisiert. Vgl. Gundolf: Dichter und Helden, 1921, S. 55.

<sup>721</sup> Vgl. Thomas von Celano: Leben und Wunder des heiligen Franziskus, Zweite Lebensbeschreibung, I. Buch, 1994, S. 230. Von den Steinen berichtet nicht, dass Franziskus nach Thomas von Celano zuerst Johannes geheißten habe und sein Vater ihn erst später Franziskus taufte (vgl. ebd., S. 230, Fn. 12). Er übernimmt von Celano aber die Darstellung der Mutter als frühe Verkünderin des Schicksals ihres Sohnes (S. 230f.). Thomas von Celano wird in den Notizen von den Steinen auch als Quelle erwähnt: „Cel. S. Frci Assisiensis vita – miracula, auctore Fr. Thoma de Celano, rec. P. Eduardus Alenconiensis OFM Cap. Romae 1906 LXXXVII + 481“, so notiert von den Steinen handschriftlich in einem Notizbuch zur Reihe *Heilige und Helden des Mittelalters*. Vgl. Nachlass UB Basel, NL 85: I 5.

Um die Aufnahme des Franziskus in die Reihe bedeutungsvoller Menschen zu rechtfertigen, plausibilisiert von den Steinen das Leiden als heroische Haltung.

Zeitenfülle kann ohne Erfüller nicht sein – solche, in denen nicht bloß alles Schönste und Gesundeste zusammenfließt, nein die auch alle Gefahren von Wachstum und Welke in sich leiden, alle Stürme des Gipfels tragen, deren Kraft reicht, um in der Blütenstunde unschuldigen Selbstvergessens das innerste Selbst gestalthaft zu sein. (FD, 43)

Aus dem Leiden, Dulden und Opfer-bringen heraus habe sich Franziskus zum heroischen Kämpfer in der Nachfolge Christi entwickelt: „So schmiedete Franziskus seinen Willen wie seinen Körper zum Schwerte Christi, schneidig und geschmeidig wie Stahl.“ (FD, 43) Durch den Vergleich mit einem aus Stahl geschmiedeten Schwert, werden Wille und Körper des angehenden Heiligen zu Kriegswerkzeugen transformiert. Mit diesen kann er sich im Kampf bewähren.

Dominikus und Franziskus werden als „Ordenshelden“ (FD, 31) beschrieben: Im göttlichen Auftrag vollbringen sie ein Werk, die Gründung einer religiösen Gemeinschaft. Ihre jeweilige Herkunft steht entweder ganz im Zeichen der späteren Bestimmung (Dominikus) oder erweist sich als hemmender Faktor, der überwunden werden muss (Franziskus). Beiden stellen sich Hindernisse in den Weg: Während Dominikus gegen die spätantike Dekadenz streitet, muss Franziskus vor allem im familiären Umfeld für seine Sache kämpfen. Sie werden so als Glaubensritter mit heroischen Qualitäten eingeführt.

#### *Genese eines Helden: Bernhard von Clairvaux*

Neben Franziskus sei Bernhard von Clairvaux „der größte Heiligenname des Mittelalters“, so von den Steinen in der Vita über den Zisterziensermonch (Ber, 41). Er inszeniert Bernhard von Clairvaux als herausragende Persönlichkeit des 12. Jahrhunderts, die dieses nicht nur geprägt, sondern ihm auch einen Namen gegeben hat: „Es ist das Zeitalter Bernhards von Clairvaux.“ Er habe „so große Ideen“ vertreten, dass der „Glanz“ der Herrscher- und Papstnamen neben ihm verblassten. (Ber, 7) Mit diesen Worten erhebt von den Steinen den Heiligen über die zeitgleichen Herrscher Lothar von Supplinburg und Konrad III. („tüchtige Männer, doch nicht eindruckliche Gestalten“, Ber, 7) und das durch ein achtjähriges Schisma gespaltene Papsttum, namentlich Innozenz II. und Anaklet II. Seinen Ausführungen liegt die Vorstellung vom Mittelalter als einer von ‚großen Männern‘ gemachten historischen Epoche zugrunde. Bernhard von Clairvaux wird durch diese Art der Geschichtsbetrachtung Teil einer Herrschaftsgeschichte, die ihm eine das Jahrhundert prägende Rolle zuweist und bis in die Gegenwart des Autors hinüberreicht: Eine Gegenwart, die „zu neuem Sinn für Spannung und Zucht“ (Ber, 41) gelange, werde neben Franziskus auch Bernhard von Clairvaux in Ehren halten, so prophezeit von den Steinen. Zur Herkunft Bernhards führt er aus:

Bernhard wurde wohl 1090 auf einer Burg dicht bei Dijon geboren, in der Mitte jenes rebenberühmten Burgund, dessen edelste Menschenblüte er ist. Das Geschlecht, dem er

entstammte, mag allen Adelshäusern des Landes näher oder ferner versippt gewesen sein; einer Kriegerkaste vergleichbar hielt sich dieser Adel seit den Jahrhunderten der großen Wanderung über den alteingeborenen Kelten, von denen er die romanische Sprache früh übernommen hatte. (Ber, 7f.)

Zwei Faktoren sind hier relevant: der spezifische Ort seiner Geburt und die familiäre Abstammung. Die Metapher „edelste Menschenblüte“ erklärt Bernhard zu einem Teil der fruchtbaren Landschaft Burgunds, aus der er organisch hervorgegangen sei. Mit der superlativischen Zuschreibung „edelste“ wird der Wert seiner Person mit den fruchtbaren Weinreben der Gegend gleichgesetzt. Das Bild evokiert eine Symbiose Bernhards und Burgunds, die sich wechselseitig nobilitieren. Bernhards Herkunft aus dem Adelsgeschlecht der Montbard verbürgt eine bedeutende biologische Abstammung. Indem von den Steinen die Familie mit einer „Kriegerkaste“ vergleicht, die sich den vor Ort ansässigen Kelten als überlegen erwiesen habe, schreibt er ihr einen agonalen Charakter zu. Auch ein weiterer Vergleich ist für die Frage nach Heroisierungen aufschlussreich. Über die Beschreibung seines Äußeren stiftet von den Steinen eine Parallele zwischen Bernhard und Parzival: „Im Äußern bezeugte noch Bernhard das germanische Geblüt: er war groß, rötlich blond und von leuchtend weißer Haut, wie sie später Wolfram an seinem Parzival so gern gepriesen hat.“ (Ber, 8) Die *Aventiuren* des Parzival Wolframs von Eschenbach, der sich vom naiven Abenteurer im Narrenkleid zum Gralsritter entwickelt,<sup>722</sup> lassen sich zwar nur bedingt mit der Lebensgeschichte Bernhards vergleichen. Dennoch wird über die Beschreibung einer äußeren Ähnlichkeit eine Verwandtschaftsbeziehung gestiftet, die auf Bernhard einen Teil der vom Erzähler gepriesenen Schönheit des ritterlichen Helden überträgt: „nie mannes varwe baz geriet / vor im sît Adâmes zît“.<sup>723</sup> Neben der äußerlichen Parallelisierung wird ein enger Bezug zur ritterlichen Lebensweise auch über den Verweis auf Bernhards Abstammung von einem Ritter hergestellt: „Sein Vater Tezelin führte das Ritterleben der Zeit und erzog dafür auch seine sechs Söhne; dabei war er nach allem, was wir erfahren, ein Mann von Einsicht und rechtlichem Sinn.“ (Ber, 8) Während Bernhard in seiner Erziehung den Einfluss der ritterlichen Tugenden des Vaters genoss und von diesem die Ausbildung zum Ritter erhielt, prägte ihn mütterlicherseits eine „tiefe Frömmigkeit“. Mithilfe dieser polaren Gegenüberstellung verbindet von den Steinen zwei Merkmale, die das Leben des heranwachsenden Bernhard dominieren: Ritterlichkeit und Frömmigkeit.

<sup>722</sup> Wolfram von Eschenbach: Parzival. Text und Übersetzung. Studienausgabe, 2. Aufl. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann, Übersetzung von Peter Knecht, mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der ‚Parzival‘-Interpretation von Bernd Schiroke, Berlin/New York 2003. Vgl. dazu etwa Joachim Bumke: Wolfram von Eschenbach, 8. völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart/Weimar 2004 (Sammlung Metzler, 36), S. 40–275.

<sup>723</sup> Neuhochdeutsche Übersetzung von Peter Knecht: „Bis zu ihm seit Adams Zeit ist nie dem Schöpfer ein Mann schöner geraten [...]“ (123, 16f.) Zit. n. Wolfram von Eschenbach: Parzival. Text und Übersetzung. Studienausgabe, 2003, S. 126.

Die Mutter Aleth zeigt sich uns als züchtige, strenge Frau von tiefer Frömmigkeit; ein früher Traum ließ sie Bernhards besondere Bestimmung ahnen, und am meisten muß sie die ernste Geistigkeit dieses Knaben verstanden und geleitet haben. Sie starb, als er eben zum Jüngling erwuchs, doch ihr Bild blieb ihm in die Seele geprägt. Sie ist überhaupt das einzige weibliche Wesen, das für ihn etwas bedeutet hat. (Ber, 8)

Wieder ist es hier die Mutter, die früh eine „besondere Bestimmung“ des Knaben erahnt. Wie in der Darstellung des Franziskus wird sie zur stillen Mitwiserin. In der Verbindung von hoher adliger Herkunft und tugendhafter elterlicher Erziehung wurden Bernhard ideale Voraussetzungen für eine christliche Lebensführung mitgegeben. Ein „Knabentraum“ Bernhards dient von den Steinen dazu, ihm einen eigenen kindlichen Willen zur Jesus-Nachfolge zu bescheinigen. Er habe versucht, „diesen Liebesdrang zu dem göttlich Erhabenen zu stillen“ (Ber, 9). Die Beschreibungen seines Charakters inszenieren ihn als isolierten, außergewöhnlichen Jugendlichen: „Den heranwachsenden Jüngling machten seine feinen freundlichen Sitten allbeliebt, aber er selber, einen höhern Ruf in sich fühlend und einen dunklen Drang, rein und vollkommen zu sein – er selber sah sich zu innerst vom Treiben der andern getrennt.“ (Ber, 8) Er lehnte Abenteuer und „leichte Minne“ (Ber, 8) ab und wandte sich stattdessen der Wissenschaft zu, bevor er sein Leben der „Entsagung“ und der „Herrschaft“ widmete: „[...] ein Leben der Weltüberwindung in beiderlei Sinn: dem innerlichen der Entsagung wie dem äußerlichen der Herrschaft. Nämlich das Leben als Mönch.“ (Ber, 9) Dass es sich auch beim mönchischen Leben um eine Form der Herrschaft handle, erklärt von den Steinen in kritischem Bezug auf die Gegenwart: „Man muß dies richtig verstehen. Heute meinen die meisten, wer Herrschaft haben wolle, müsse eine der Laufbahnen einschlagen, die amtlich dahin führen. [...] Aber der große Mensch entscheidet anders als die meisten – er ist ja anders als die meisten.“ (Ber, 9) Herkunft und Kindheit Bernhards von Clairvaux perspektivieren die Außergewöhnlichkeit des heroischen Heiligen. Von Geburt an prädestiniert, gestützt durch edle Abstammung und fruchtbaren Geburtsort, zeigt sich Bernhard in seiner Jugend als zu Höherem bestimmter Außenseiter. Der Vergleich mit dem fiktionalen ritterlichen Helden Parzival übersteigert seine überirdisch anmutende personale Figuration und erhebt ihn in den Kanon überzeitlicher Figuren. Seine naturgegebene heroisch-ritterliche Prägung beruft ihn überdies zum Herrscher über seinen Orden.

### *Formierung einer Gemeinschaft*

Die biographischen Texte über Franziskus, Dominikus und Bernhard widmen sich auch der Frage, wie sich ihre jeweiligen Anhängerschaften formierten. Als Ordensgründer haben Franziskus und Dominikus Menschen für ihre Vision gewonnen und sie dauerhaft um sich geschart. Bernhard von Clairvaux verhalf dem Zisterzienserorden zu seiner europaweiten Ausstrahlung, indem er predigend um Anhänger warb. Wie stellt von den Steinen den Prozess der Ordensbil-

dung und das Verhältnis zwischen den „Ordenshelden“ und ihren Anhängern dar? Welche Überschneidungen gibt es zu den theoretischen Auffassungen über Verehrergemeinden von Gundolf und Wolters?

Gundolf demonstrierte sein Verehrungsmodell am Beispiel von Jesus Christus und seinen Jüngern: Der ‚Verwandler‘ diene einem ‚geheimen Gesetz‘ und damit einer höheren Macht, die ihm die Bekehrung nicht als freiwillige Aufgabe, sondern als innere Notwendigkeit auferlege. Daraus resultiere auch die charismatische Wirkung, die von seiner Person ausgehe. Im Dienst einer Zukunftsvision zeige er den Anhängern Optionen für eine neue Lebensordnung.<sup>724</sup> Wolters näherte sich der Frage nach *Herrschaft und Dienst* ebenfalls unter kultisch-religiöser Perspektive und machte einen ‚geheimen Kern‘ aus, der die „gemeinschaften von begeisterten“ zusammenhalte.<sup>725</sup> Die spezifische Konstellation der Verehrung erklärte er zudem unter Rückgriff auf die Auffassung eines ‚geistigen Reiches‘. Der „Dienst“ am „Herrscher“ ist in diesem staatlichen Gefüge das stabilisierende Moment.<sup>726</sup> Wolfram von den Steinen deutet die Formierung von Ordensgemeinschaften nicht nur mithilfe religiöser Erklärungsmodelle, sondern nimmt auch Bezug auf die Vorstellungen von Charisma und einem ‚geistigen Staat‘, etwa durch Verwendung des Herrschaftsbegriffs.

Die heroische Figuration des Dominikus als Stifter einer Gemeinschaft konturiert sich anhand seiner Beschreibung als Prediger: „Er suchte den Kampf und hielt sich lieber in den Städten auf wo man ihn angriff, als wo man ihn ehrte.“ (FD, 23) Aus der Isolation des einsamen Gotteskämpfers verfolgte Dominikus in geistiger Unabhängigkeit („nirgends sich bindend“, FD, 23) das Ziel, möglichst viele Menschen zu bekehren. Diese Unnachgiebigkeit im privaten Engagement für die gute Sache verschaffte ihm Anerkennung: „Ohne großes Amt, ohne klingenden Namen gab Dominikus auf einem Schauplatz fast zügellos entfesselter Kräfte sein Vorbild von Bändigung und Zielsicherheit.“ (FD, 23f.) Schließlich gelang es ihm, „die wenigen Gefährten seiner Predigt zur Gemeinschaft“ (FD, 28) zu versammeln. Mit dem Bild des ‚Menschenfischers‘ greift von den Steinen auf Simon Petrus zurück: „Er gleicht nun einem Fischer, der in langen Mühen seine Netze gefertigt und gestellt hat, um sie in wenig Augenblicken zusammenzuziehen.“ (FD, 29) Die dem Lukas-Evangelium entnommene Metapher des Fischzugs<sup>727</sup> stellt ihn in seinem Missionserfolg als Menschenfischer in die biblische Tradition.

Wenn auch die größten, blendenden Wirkungen von ihm selbst und ganz wenigen Helfern ausgingen, sie bekamen Halt und Dauer durch die Schar minder bedeutender, aber treu dienender Folger. Denn nicht nur die Menge des Volkes, auch die Besten unter den Suchenden der Wissenschaft erschranken oft vor der begeisterten Selbstsicherheit der

<sup>724</sup> Gundolf: Gefolgschaft und Jüngertum, in: BfDK 8 (1908/09), S. 106 sowie Kap. II.3.4.

<sup>725</sup> Wolters: Richtlinien, in: Jahrbuch für die geistige Bewegung 1 (1910), S. 138.

<sup>726</sup> Wolters: Herrschaft und Dienst, 1920, S. 58.

<sup>727</sup> Das Lukas-Evangelium berichtet, dass Jesus seinen Jünger Simon Petrus als Menschenfischer bezeichnete (Lk 5, 1–11).

neuen Prediger, die ihnen wunderbar, aber fremd erschien: bis der Anblick, welches schlichtes, klösterliches Leben die scheinbar sich Verschwendenden zusammenhielt, sie ihren Raum in diesem Kreise kennen lehrte. (FD, 29f.)

Von den Steinen unterscheidet zwischen einem engsten Kreis mit „ganz wenigen Helfern“, einer größeren Gruppe von „Folgern“ und der „Menge des Volkes“. Seine Beschreibung von Dominikus' Charisma zitiert Georges Ausführungen über die Wirkung Maximins. Denn die Anziehungskraft speist sich nicht nur aus einer spezifischen Haltung („Selbstsicherheit“), sondern auch aus einer außergewöhnlichen Fremdheit („wunderbar, aber fremd“).<sup>728</sup> Mit dem Begriff der „Triebkraft“ präzisiert er die Rolle des Dominikus:

Denn gewiß: ein Bund, der so rasch, so grad und so dauerhaft aufwächst, muß innen, auch wenn alles Äußere ihn begünstigt, von einer Triebkraft durchpulst sein, die sich in Regeln eine Stütze schafft, aber im eigentümlichen Sein und Tun der Gemeinschaft erst endgültig auswirkt. Diese Triebkraft kam hier von keinem andern als dem Gründer, von welchem die Gemeinschaft den Namen beihelt. (FD, 31)

Erst diese geheimnisvolle, aus einem göttlichen Auftrag resultierende Energie verleiht der Gemeinschaft Stabilität. Welcher Art diese ‚Triebkraft‘ ist, darüber schweigt sich von den Steinen aus. Jedenfalls ermögliche sie allen Beteiligten, ihre Fähigkeiten zu voller Entfaltung zu bringen.

[S]o erklärt sich das Wunderbare, daß Männer, die bei besten Gaben und eifrigstem Willen nur in unfruchtbarer Enge hatten leben können, nach kurzer Bekanntschaft mit dem Geist des Dominikus ein freies, glänzendes Wirken entfalteten, daß selbst Jünglinge, wenn sie sonst gut geartet waren, keiner langen Erprobung bedurften, um innerhalb des Ordens ihr Bestes selbst gestalten zu können [...]. (FD, 33)

Zur Aufnahme in den Kreis bedarf es gewisser Grundvoraussetzungen: „beste Gaben“, „eifrigster Wille“, „gut gearteter“ Charakter. Aber erst die besondere Konstellation des Kreises um Dominikus ermöglicht eine freie geistige Entfaltung. Von den Steinen referiert auf die soziale Figuration des George-Kreises als eines ‚geistigen Staates‘, zu dem nur Auserwählte Zugang haben und dessen charismatisches Zentrum George bildet.

Auch in der Darstellung des Franziskus verbinden sich die Idee der Jüngerschaft und die Vorstellung eines ‚geistigen Staates‘. Franziskus habe über die Menschen eine solche „Gewalt“ ausgeübt, dass ihm „kein geprägter menschlicher Wille mehr widerstreben konnte“ (FD, 44). Von den Steinen stellt die Wechselwirkung zwischen dem Heiligen und seinen Anhängern heraus. Aus seinem Einfluss auf Jünger schöpfte Franziskus Hoffnung für die Zukunft und gab diese Hoffnung wiederum an die Jünger zurück. „So geschah es, daß Franziskus nach einem Jahr der Predigt zwölf Jünger in Gottes und seinem Dienste vereinigt fand.“ (FD, 45) Dieser biblischen, auf die *Imitatio Christi* verweisenden Zahl von Anhängern gibt er eine Regel, die sowohl nach innen als auch nach außen Wirkung zeigen soll: „[F]ür die drau-

<sup>728</sup> Vgl. George: Vorrede zu Maximin, in: Bf&K 8 (1908/09), S. 30.

ßen ein Zeichen zum Aufhorchen, den Jüngern ein Halt für ihr Denken und Tun“ (FD, 45). Seine Macht über die Jünger wird bei von den Steinen als strenges Herrschaftsmodell akzentuiert: „Franziskus kannte jede Handlung und Regung seiner Söhne, verhörte darüber jeden wie sich selbst täglich, ja immerzu, seinem profetischen Scharfblick blieb nichts verborgen, nichts mißdeutet.“ (FD, 47) Franziskus wird zum Herrscher erhoben, in dessen Dienst sich die Anhängerschaft freiwillig begibt. Dieses Herrschaftsmodell ist jedoch eingebettet in die Auffassung, der Herrscher sei selbst Diener einer größeren Macht und seine Tat zeige sich im „Dulden“. Von den Steinen widmet sich auch dem Gedanken der ‚Staatlichkeit‘ dieses Herrschaftsmodells ausführlicher. Das „Gesetz“ des Franziskus drücke eine „höhere Kraft als die sittliche“ aus, nämlich die „staatliche“ Kraft.

Sein Bund ist nicht bloß eine Gemeinschaft der Schau und der Predigt, sondern darüber hinaus eine Ordnung, in welcher das unbedingt gegenwärtige Wort Gottes, von Franz vermittelt und seinen Dienern verwaltet, Unterwerfung heischend die Leiber formt. Die freie Hingabe, die aus der Welt in die Gemeinschaft führt, bestätigt ihre Kraft im dauernden Verzicht auf eignen Willen [...]. (FD, 52)

Von den Steinen definiert die Staatlichkeit des Bundes als die eines göttlichen Reiches: Die „Unterwerfung“ als freiwillige Handlung löscht den „eigenen Willen“ aus und macht die Anhänger zu ‚Dienern‘ und ‚Verwaltern‘. Durch die Vermittlung zwischen Gott und seinen Anhängern wird Franziskus zum „Meister“ – eine eindeutige Anspielung auf George. Die harte „Strenge“ dieses Bundes, die den „bedingungslosen Dienst“ fordert, führe zu einer Aufwertung der Anhänger: Sie werden „göttlich und nach ihrem Maße dem Meister gleich“ (FD, 52).

Den Entschluss zum Novizentum im Kloster Cîteaux (Zisterz) verstand Bernhard auch als missionarischen Auftrag: „Seit der Entschluss zum Mönchtum in ihm feststand, ließ er nicht nach, bis er möglichst alle Verwandten und Freunde, bei denen es anging, für das gleiche hohe Ziel gewonnen hatte.“ (Ber, 11) Als Bernhard von seinem Abt einige Jahre später losgeschickt wird, das Tochterkloster Clairvaux (Klaraval) zu gründen, entschied er sich ausgerechnet für „jene Landschaft, wo später der Schüler Napoleon seinen jungen Kriegsgedanken nachhing und wo seither so manche deutsche Schlacht geschlagen wurde“ (Ber, 14). Der Verweis auf spätere Ereignisse verleiht dem Kloster und seinem Ort einen historischen Rang innerhalb der Herrschafts- und Kriegsgeschichte. In Clairvaux, so betont von den Steinen, habe sich Bernhard mit der „Lenkung und Bildung der Seelen“ einer „kleinen Schar“ betätigt: „[J]eder sollte auf seine Weise vollkommen werden, jeder eine schneidige Waffe Gottes sein“. (Ber, 15) Parallelen zu den Biographien von Franziskus und Dominikus bestehen darüber hinaus in der Beschreibung von Bernhards Charisma. Auch dieses weist Ähnlichkeiten zur *Maximin-Vorrede* auf: „Der Anblick und die Heilkraft des wunderbaren Greises erschütterten die Männer des Volks bis zu Tränen; wo er gegangen war, fielen sie nieder und küßten die Spur.“ (Ber, 41)



Im exklusiven Folgermodell des Franziskus klingt die Unterteilung in eine elitäre Gruppe mit unmittelbarem Zugang zum verehrten Objekt und in eine größere Verehrergemeinde an, die auch als ‚Menge des Volkes‘ auftreten kann. Von den Steinen räumt ein, es seien nur wenige gewesen, welche die überragende religiöse Bedeutung des Franziskus wirklich verstanden: „Denn so sehr man ihn liebte, nur die Allerwenigsten erkannten ihn als einzig, und er selbst erklärte ja, nur der Kirche zu dienen.“ (FD, 57) Von den Steinen unterscheidet die einfache Bewunderung von der tieferen, mit Treue verbundenen Gefolgschaft. Die ihm nahestehenden, geistig verwandten Personen ähneln Franziskus in ihrer Auffassungsgabe und ihrem Wissen. Sie werden daher als „die Großen“ bezeichnet, die dem ‚großen Mann‘ Franziskus ebenbürtig sind.<sup>729</sup> Seinen Aufruf zu einem ‚geistigen Kampf‘ formuliert von den Steinen in Analogie zu Georges ‚geistigem Reich‘: „Er rief zu einem Kampfe auf, der geistig war und zugleich der wachen Anspannung aller irdischen Sinne bedurfte, der ständig im tiefen Herzen zu kämpfen war und zugleich den Blick, ja die Herrschaft über alle Reiche der Welt eröffnete.“ (FD, 55) Wie Georges ‚geistiges Reich‘ habe dieses nichts mit der Wissenschaft zu tun. Dieser stand Franziskus regelrecht „feindselig“ gegenüber – eine Parallele zu Georges distanziertem Verhältnis zur Wissenschaft:

Die feindseligen Äußerungen des Franziskus (und aller wahrhaft großen Asketen) gegen Studium, Bücher, ja Wissenschaft überhaupt, drücken weder Unverständnis für geistige Zucht noch Abkehr von der geformten Erkenntnis aus, sondern zeigen nur die Verachtung des fruchtbaren Täters für den verbrauchenden Sammler, sie lenken nicht nur auf tiefere, sondern auch auf die richtigere, ja klügere Einsicht in den Stoff. (FD, 54)<sup>730</sup>

Nicht nur in *Franziskus und Dominikus* sind die Verweise auf George und die Abhängigkeit von Kreis-Modellen auffällig. In *Bernhard von Clairvaux* zitiert von den Steinen wörtlich das Gedicht *Das Kloster* aus dem *Teppich des Lebens*.<sup>731</sup>

Mit wenig brüdern flieht die lauten horden  
Eh eure Kraft verwelkt im kalten gift  
Erbaut nach jungem wunsch das friedensstift  
In einem stillen tal für euren orden.

<sup>729</sup> „Leicht war es, den Franziskus zu bewundern, schwer aber und gewiß nicht Sache nur des guten Willens, ihm treu zu sein. Darum standen ihm für die Ordnung seines Reiches immer noch die am nächsten, die das christliche All am weitesten und gleichmäßigsten überschauten: die Großen der römischen Kurie [...]“ (FD, 58).

<sup>730</sup> Bei Dominikus beschreibt von den Steinen die Wissenschaft zwar als eine „Hauptsorge des Ordens“, allerdings betont er, dass sie „nicht um ihrer selbst, nur um Gottes und der Predigt willen“ (FD, 34) betrieben worden sei.

<sup>731</sup> Stefan George: *Das Kloster*, in: *Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod mit einem Vorspiel*, Stuttgart 1984 (SW, 5), S. 51.

Gewiegt von gleicher stunden mildem klang  
Ist euch der keuschen erde arbeit heilig  
Der tag verrinnt im wirken siebenteilig  
Euch und der reinen schar die ich euch dang.

Um ein Argument zu erhärten, wonach im Klosteralltag alle Tätigkeiten und Uhrzeiten ‚heilig‘ seien, werden die ersten beiden Strophen von Georges einschlägigem Gedicht als autoritäre Beglaubigung zitiert. Der Dichter bürgt paradoxerweise für die Wahrhaftigkeit der historischen Darstellung. Zwecks nochmaliger Bekräftigung zitiert von den Steinen bei der Schilderung der Klostergründung von Clairvaux erneut einen kurzen Auszug desselben Gedichts: „in einem stillen Tal“ (Ber, 14). Das lyrische Ich fordert dazu auf, mit einer kleinen Gruppe von Brüdern ein neues Kloster zu gründen und sich dafür in die Einsamkeit zurückzuziehen. Es verbildlicht auf diese Weise lyrisch die Beschreibung des Auszugs von Bernhard und der ihm anvertrauten Brüder. Lyrisch verdichtet finden sich hier Aussendungsauftrag, Isolation und Rückzug ins Klosterleben. Als aufmerksamer Leser sah von den Steinen in diesen Versen vermutlich die Kernaussagen seiner Darstellung vorbildlich formuliert.

Die Prozesse der Gemeinschaftsbildung ähneln der Struktur des George-Kreises, der selbst von christlichen Strukturen und Ritualen geprägt war.<sup>732</sup> Zudem rückt von den Steinen seine biographischen Schriften programmatisch in die Tradition der Kreis-Biographik. Seine Absicht ist, ausgewählte Heiligenfiguren mit ihren heroischen Qualitäten darzustellen. Dafür greift er auf Gedankenansätze aus dem Kreis zurück, etwa den Bezug auf die Gemeinschaft als staatliches Gefüge. Wichtig sind ihm offensichtlich die Parallelen zur *Maximin-Vorrede*, wenn es um die Darstellung von Charisma geht. Die Präsentation von Franziskus, Dominikus und Bernhard in ihrer jeweiligen heroischen Figuration als auratische Vorbilder, isolierte Kämpfer und strenge Herrscher lehnt sich an das Modell des Kreises an, das auch Geisteshelden agonale, ‚tathafte‘ Qualitäten zuspricht. Die Darstellung ihrer frühen Vorbestimmung in Kindheit und Jugend zeigt von den Steinens Abhängigkeit von den erzählerischen Verfahren der Kreis-Biographien, vor allem von Gundolfs *Goethe* und Bertrams *Nietzsche*. Seine Erzählstrategien unterlegen die Texte mit einer zweiten Bedeutungsebene: Ordensmodell und Kreis-Struktur erhellen sich wechselseitig. Dem Kreis werden christliche Vorläufer gegeben; die Ordensgründer mutieren zu Vorbildern für die Gegenwart. Darüber hinaus beglaubigt von den Steinen die Heiligenfiguren im Sinne des Kreises als ‚heroisch‘. Die ihnen zugeschriebene personale Figuration weist sie neben den Tat- und Geisteshelden als ebenbürtige ‚Ordenshelden‘ aus.

---

<sup>732</sup> Vgl. Braungart: *Ästhetischer Katholizismus*. Stefan Georges Rituale in der Literatur, 1997; Braungart (Hg.): *Stefan George und die Religion*, 2015.